

Ah 24,57, 1

Pädagogische Hochschule
Braunschweig

- BIBLIOTHEK -

Ha-308(57) 2.E*

Braunschweigische Heimat



1971

57. Jahrgang · Heft 1 · April

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

PH

n. 829

Inhaltsverzeichnis

Verborgene historische Stätten: Das Kloster Dorstadt.	
Von Oberkustos Dr. H. A. Schultz, Braunschweig, Fuchsweg 11	1
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen.	
Von Oberkustos Dr. Werner Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6	6
Braunschweigische Münzen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges.	
Von Amtsgerichtsrat a. D. Fritz Gerhard, Braunschweig, Gneisenaustraße 2	14
Ein Wolfenbütteler Zweig des Geschlechts Oldecop.	
Von Dr. rer. nat. Dieter Wilhelm Weber-Oldecop, Gehrden b. Hannover, Lindenweg 5	20
Über einige bemerkenswerte Unkräuter auf dem Gelände der Braunschweig-Schöninger Eisenbahn.	
Von cand. rer. nat. Dietmar Brandes, Braunschweig, Fasanenstraße 31	24
Geschirr in der Süpplinger Bauernstube des 19. Jahrhunderts.	
Auszüge aus den zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Aufzeichnungen des verstorbenen Ackermannes Alfred Hesse in Süpplingen	27
Aus der Heimatpflege:	
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1970	28
Neues heimatliches Schrifttum	31

Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65.
Bankkonto: Braunschweigische Staatsbank Nr. 2 017 762, Braunschweig.

BRAUNSCHWEIG

Die sehenswerte Stadt
zwischen Harz und Heide

Reich an Tradition und Kultur

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 57. Jahrganges 1971

Seite

Verborgene historische Stätten: Das Kloster Dorstadt. Von H. A. Schultz	1
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen. Von Werner Flehsig	6
Braunschweiger Münzen aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Von Fritz Gerhard	14
Ein Wolfenbütteler Zweig des Geschlechts Oldecop. Von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop	20
Über einige bemerkenswerte Unkräuter auf dem Gelände der Braunschweig-Schöninger-Eisenbahn. Von Dietmar Brandes	24
Geschirr in der Süpplinger Bauernstube des 19. Jahrhunderts. Auszüge aus den zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Aufzeichnungen des verstorbenen Ackermannes Alfred Hesse	27
Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1970	28
Neues heimatliches Schrifttum	31
Verborgene historische Stätten: Burg und Schloß Langeleben. Von H. A. Schultz	33
Haussprüche und Inschriften Alt-Braunschweigs. Von Rudolf Fricke	40
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen. 4. Namen aus der gewerblichen Wirtschaft, a) Namen aus den Nahrungsmittel-Gewerben. Von Werner Flehsig	48
Und neues Leben blüht aus den Ruinen. Wildes Pflanzenwachstum auf Braunschweigs Trümmerstätten. Von Wilhelm Osterloh	55
Dr. Louis Wille ein halbes Jahrhundert im Dienste der Harzer Heimat. Von Carl Friebe	60
Otto Rohkamm wurde 75 Jahre alt	63
Schittenfest. Erzählung in der Mundart des Amtes Harzburg. Von Otto Rohkamm	63

Die Altargeräte des St.-Blasius-Domes im Spiegel der Braunschweigischen Geschichte.	
Von Adolf Quast	65
Hausnamen und Hauszeichen im alten Braunschweig.	
Von Rudolf Fricke	87
Verborgene historische Stätten: Burg und Schloß Vechelde.	
Von H. A. Schultz	89
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen.	
4 b) Namen aus den bekleidungsschaffenden Gewerben,	
c) Namen aus dem Bauwesen.	
Von Werner Flehsig	95
Wetterfahnen aus vier Jahrhunderten.	
Von Friedrich Brandes	102
Mineralogische und geologische Beobachtungen auf der Salzhalde bei Beienrode am Dorm.	
Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein	104
Die Auswanderung Langeleber Einwohner nach den Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1850—1852.	
Von Heinz Röhr	109
Verborgene historische Stätten: Die Burg Stecklenburg u. das Schloß Hedwigsburg.	
Von H. A. Schultz	113
Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen.	
4 d) Namen aus der Holzverarbeitung.	
Von Werner Flehsig	119
Georg Martin Thiele, der Zellerfelder Kantor Georg Philipp Telemanns.	
Von Herbert Lommatsch	125
Der Judentfriedhof von Gandersheim.	
Von Kurt Kronenberg	130
Die Auswanderung der Corrigenden der Correctionsanstalt in Bevern nach den Vereinigten Staaten von Amerika 1847—1871.	
Von Heinz Röhr	139
Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften in Privatbesitz	142
Neues heimatliches Schrifttum	142

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

57. Jahrgang

April 1971

Heft 1

Verborgene historische Stätten

Das Kloster Dorstadt

von H. A. Schultz

Ein charakteristisches Beispiel für in Vergessenheit geratene und oft unbekannte geschichtliche Bauten ist die Klosteranlage in Dorstadt mit der ehemals prachtvoll ausgestatteten Barockkirche.

Das Entsetzen im Braunschweiger Lande war groß, als am 13. März 1919 hier ein Brand wütete, dessen Flammen bis weit über Wolfenbüttel zu sehen waren. Die Zeitungen berichteten darüber in vielen Folgen; man fuhr nach dem wenige Kilometer südlich von Wolfenbüttel liegenden Kloster; die Folgen des Brandes waren in aller Munde.

Jetzt — ein gutes halbes Jahrhundert später — ist diese historisch einst so bedeutsame Stätte kaum noch bekannt. Auf der Harzstraße durchfährt man das Dorf, hat vielleicht einen kurzen Blick auf die lange Klostermauer und die Gartenhäuschen (um 1800), doch ... selbst die Bevölkerung von Dorstadt weiß fast nichts mehr. Dies ließe sich erklären, wenn die Klosteranlage ganz verschwunden wäre. In diesen Zeilen soll nun versucht werden, diese wieder bekannt werden zu lassen.

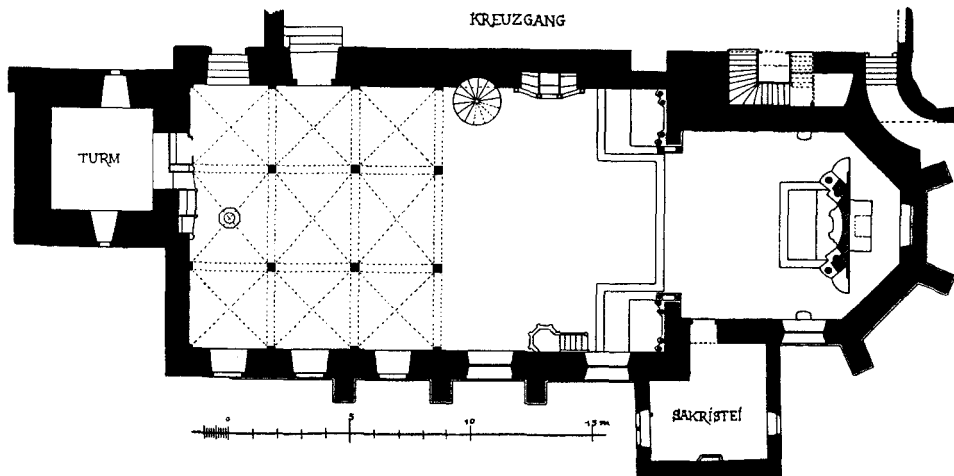
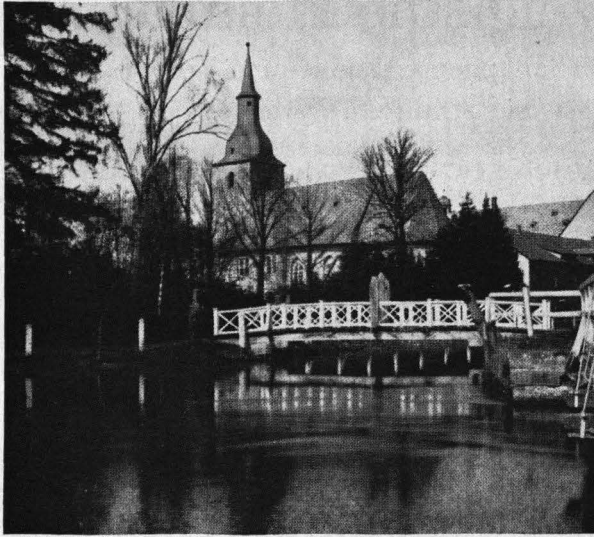


Abb. 1 Grundriß der Klosterkirche
(aus Bau- und Kunstdenkmäler der Prov. Hannover, Ldkr. Goslar. 1937)



Die Klosterkirche
Abb. 2
vor dem Brande 1919

Dorstadt liegt landschaftlich sehr schön zwischen dem Oderwald und der Oker. Noch im 12. Jahrhundert war es Stammsitz der Herren von Dorstadt. Sie besaßen bereits eine in Urkunden genannte Kirche, die der hlg. Jungfrau und Märtyrerin Caecilia geweiht war und in der sie 1174 ihr Erbbegräbnis anlegten. Ein Zweig des Geschlechtes, ein Eiko von Dorstadt, erhielt 1110 vom Hildesheimer Bischof die Burg Schladen, nach der sie sich dann Grafen von Schladen nannten. Bereits 1447 bezw. 1661 starb das Geschlecht aus.

1189 war das Augustinerinnen-Kloster Dorstadt dem hlg. Kreuz zu Ehren gegründet worden. Im gleichen Jahre wurde es vom Bischof Adelog, Hildesheim, bestätigt. Es entwickelte sich so schnell, daß es bereits im 13. Jahrhundert über großen Grundbesitz verfügte. Nach zwei Jahrhunderten folgte eine Zeit des Verfalls, vornehmlich bedingt durch Vernachlässigung der Klosterzucht. Eine Reform im 15. Jahrhundert, ausgelöst vom Bischof Magnus in Hildesheim hatte nur wenig Erfolg. Nach der Hildesheimer Stiftsfehde kam das Kloster in den Besitz des Herzog Heinrich des Jüngeren von Braunschweig-Wolfenbüttel. Nach dessen Vertreibung wurde 1542 und wirksamer 1568 unter dessen Sohn, Herzog Julius, die Reformation durchgeführt. Ein neues Klosterleben setzte 75 Jahre später unter dem Propst Georg Gockelius und der Domina Rebekka Fleischhauer ein, als das „Große Stift“ an Hildesheim zurückgefallen war. 1810 löste die westfälische Regierung das Stift Dorstadt auf. Die Stiftsgebäude wurden an die Familie von Löbbecke verkauft (6. März 1810). Die Kirche behielt nur den Kirchbau, das Pfarr- und Schulhaus. 1812 wurde bestimmt, daß auch die Kirche geschlossen werden solle. Diese Anordnung wurde jedoch rückgängig gemacht.

In der Klosterkirche Dorstadt waren im Vergleich zu der benachbarten Klosterkirche Heiningen nur wenige mittelalterliche Baureste erhalten. Schon 1438 hatte ein Brand wichtige Teile der Gebäude vernichtet. Damals wurden die Kirche und das Dormitorium mit Hilfe der Stadt Braunschweig wieder hergestellt. Ein erneuter Brand im Jahre 1646 zerstörte mit Ausnahme des Westbaues (Turmes) fast sämtliche Aufbauten. Ab 1678 erfolgte unter den Präpsten Georg Gockelius

Abb. 3a
Die reich ausgestattete
Orgel, hinter der sich
der Nonnenchor befand



und Wilhelm Wischmann ein nochmaliger Ausbau. 1705 war dieser in den Klostergebäuden der Kirche und der Sakristei vollendet. Somit wurde aus dem mittelalterlichen Bau eine Barockkirche geschaffen (Abb. 1). Ihr Westturm hatte an allen Seiten eine rundbogige Schallöffnung, eine achtseitige, mit Schiefer abgedeckte flach-zwiebelförmige Haube mit einer geschlossenen Laterne, auf ihr eine Kugel- und Wetterfahne von 1700 (Abb. 2). Im Inneren war eine flach gewölbte hölzerne Decke eingezogen, die reiche Stuckverzierung trug. Ihre Aufgliederung war: ein großes Mittelbild (Krönung Mariae), zweimal vier rechteckige Randbilder und zwei kreisrunde Bilder östlich und westlich vom Mittelstück. Alle Bilder waren durch schwere Stuckumrahmungen mit Fruchtgehängen und Rankenwerk verziert. Ähnlich waren auch die Wände gestaltet. Einen Eindruck hiervon bekommt man noch heute beim Betrachten der Nordwand in der Ruine. Schwere Stuckrahmen gliedern diese (Abb. 5). In den Feldern fanden sich Staffeleibilder und an ihnen Epitaphien. Besonders muß die Ausstattung des Hauptaltars von 1769 erwähnt werden (2 freie und 2 halbe Säulen, auf Sockeln beiderseits Augustinus



Abb. 3b

Maria mit Krone auf einem Thron-
sessel sitzend, in der linken Hand
hält sie den „Weltenapfel“ und das
Jesuskind. Rechter Arm ist erneu-
ert.

(Eichenholz,
etwa 2. Hälfte 15. Jahrhundert).

Foto Birker.

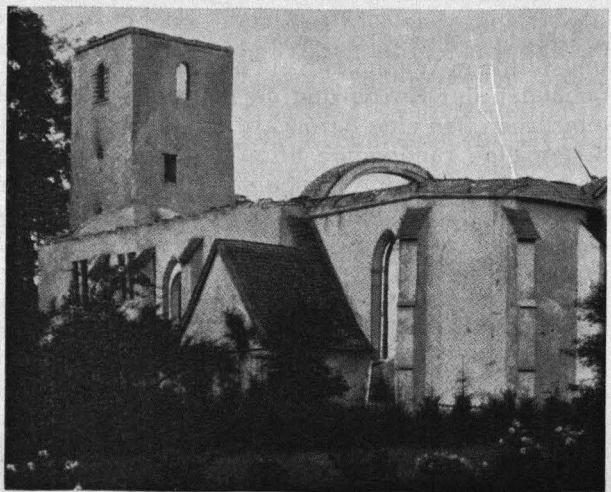
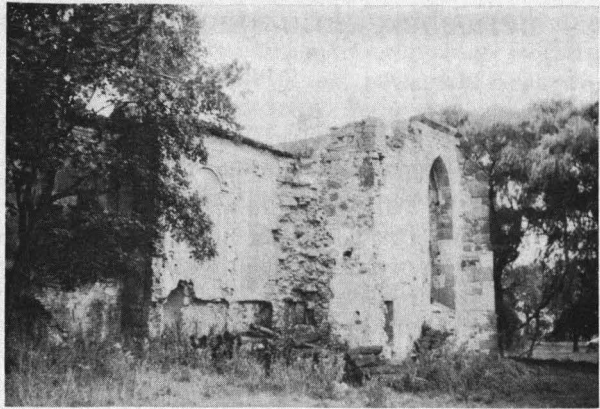


Abb. 4

Kirchenruine nach dem Brand

Abb. 5
Das jetzige Aussehen



und Ambrosius, im Aufsatz das Kreuz zwischen zwei Engeln mit Kelch und Anker, sowie die 5/8 Kanzel und die sehr reich mit figürlichem Schmuck ausgestattete Orgel) (Abb. 3 a).

Der Brand von 1919 vernichtete nahezu alles von der Kirche, lediglich die Nordmauer und Teile der Südwand und des Chores blieben stehen. Der Turm fiel zusammen. (Abb. 4). Die Ausstattungsstücke, die Kanzel, Altar und Orgel sind verbrannt. Vom Gestühl konnte etwas gerettet werden. Erfreulich ist, daß auch vier Statuen von dem Bildhauer Johann Friedrich Ziesenis (2 Nonnen und 2 Bischöfe) aus der Zeit 1766 erhalten blieben (Abb. 3 b).

Wenn auch die Barockkirche zerstört worden ist, so geben doch die noch heute stehenden Reste und vor allem die Kloster- und Wirtschaftsgebäude einen guten Eindruck des ehemaligen Klosters wieder. Das alte Propsteigebäude, das jetzige Herrenhaus, ist ein großer, freistehender und eindrucksvoller Bau. 15 Fensterachsen in zwei Geschossen über dem Keller gliedern die Längsseiten. In zwei Gemächern des Obergeschosses finden sich zwei Deckengemälde des Meisters Joseph Gregor Winck (1710—1781), und zwar „Die Taufe des hlg. Augustinus“ bezeichnet „Joseph Gregorius Winckh, Pinx.“ und „eine Scene aus dessen Weltleben“ bezeichnet „Joseph Gregorius Winckh, pinx. et inven. Anno 1759“. Von der Haupt- bzw. einer kleinen Nebenstraße aus betritt man die Klosteranlage durch ein Haupttor, das drei rundbogige Öffnungen aufweist. Über dem Mittel- tor, der Einfahrt für Wagen, steht in einer Nische ein Kreuz mit der Inschrift am Sockel:

„SUB NBLI DOMINA ANNA ELISABETH MITTAG“
(unter der edlen Domina Anna Elisabeth Mittag)

und am Gesimse

„ANNO MDCCXXIII“.

Die Aufgliederung des Wirtschaftshofes zeigt noch die alte Anlage an. Ebenfalls erhalten ist die Abschlußmauer zwischen dem ehemaligen Kloster und dem Wirtschaftshof. Hier finden sich drei gesonderte Zugänge mit dem Standbild eines stehenden Christus mit der Weltkugel und weitere Figuren (u. a. hlg. Augustin). Die Mehrzahl der noch aus der Klosterzeit stammenden Scheunen und Stallungen ist aus dem 18. Jahrhundert und zeigt „J. H. S.“.

Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

II. Bedeutung und Gliederung der Namen nach Ständen und Berufsgruppen

In Heft 4/1970 des 56. Jahrganges dieser Zeitschrift habe ich auf S. 97 ff. darzustellen versucht, wie es in Braunschweig zur Bildung von Familiennamen aus Berufsbezeichnungen kam und welche Veränderungen an den Namen dieser Art seit dem späten Mittelalter vor sich gegangen sind. Im zweiten Teile der namentkundlichen Untersuchungen soll nun gezeigt werden, auf welche mittelalterlichen Berufe die wichtigsten berufsständischen Namen der Gegenwart hierzulande zurückgehen, die zum Teil dem heutigen Wortschatz fehlen oder wegen ihrer ostfälisch-niederdeutschen Lautform nicht mehr ohne weiteres jedem verständlich sind. Bei der Ordnung der Namen nach Ständen und Berufsgruppen wird sich dann herausstellen, daß große Unterschiede in der Häufigkeit und teilweise auch in der landschaftlichen Verbreitung der einzelnen Namen bestehen. Es drängt sich uns die Frage auf, wodurch solche Unterschiede bedingt sein mögen. Waren es biologische Ursachen, die rein zufällig durch größere Fruchtbarkeit der Träger des einen Namens dessen Verbreitung begünstigten und dagegen durch größere Unfruchtbarkeit oder Sterblichkeit die Träger eines anderen Namens benachteiligten? Bei einzelnen Familien mag das gelegentlich eine Rolle gespielt haben, schwerlich aber bei der Gesamtheit aller Träger des gleichen Namens, die aus Familien ganz verschiedener Herkunft stammten. Sie waren genau so wie die Träger anderer Namen in vergangenen Jahrhunderten den gleichen Gefahren lebensgefährlicher Seuchen und der gleichen hohen Kindersterblichkeit ausgesetzt, und es pendelte sich, aufs Ganze gesehen, im Laufe der Zeit Glück oder Unglück doch wieder so aus, daß der Fortbestand und die Vermehrung eines Familiennamens biologisch gewährleistet war, wenn er nur von Anfang an in einer ausreichenden Zahl von Zweigen nebeneinander aufgeblüht war. Welch ein merkwürdiger Zufall hätte es wohl auch bewirken sollen, daß innerhalb gleicher Berufsgruppen beispielsweise die Familien namens *Schaper/Schäfer* viel zahlreicher geworden sind als diejenigen namens *Hirt(e)*, oder die Träger des Namens *Becker* viel zahlreicher als die Namen *Schlachter* und seiner Synonymen *Fleischer* und *Knochenhauer*? Es gibt vollends keine biologische Erklärung für den merkwürdigen Umstand, daß ebenso wie in Ostfalen auch in anderen Landschaften Norddeutschlands die Namen *Müller (Möller)*, *Schulze (Schultze, Schulz, Schultz, Schulte)*, *Meyer (Meier)* und *Schmidt* mit weitem Abstände überall die häufigsten unter allen berufsständischen Namen sind. Es soll im folgendem versucht werden, den Ursachen für die unterschiedliche Häufigkeit der einschlägigen Namen auf die Spur zu kommen und daraus Erkenntnisse über die berufsständische Schichtung der Bevölkerung unserer Heimat im Mittelalter wie über die Bewertung der einzelnen Berufe im Bewußtsein des Volkes zu gewinnen.

1. Namen aus der Land- und Viehwirtschaft

Als im späten Mittelalter aus Berufsbezeichnungen Familiennamen wurden, gehörte der größte Teil der Bevölkerung nicht nur in Ostfalen, sondern auch in anderen deutschen Landschaften dem Bauernstande an. Man möchte daher annehmen, daß hiezulande das Wort *Buer* oder *Buhr* = Bauer unter den berufsständischen

dischen Familiennamen am häufigsten zu finden sei. Aber weit gefehlt! Die niederdeutsche Namensform fand sich 1936 in den braunschweigischen Dörfern überhaupt nicht und 1937 in der Stadt Braunschweig nur neunmal. Auch die hochdeutsche Form *Bauer* ist im Vergleich zu anderen Berufsbezeichnungen unter den Namen nur schwach vertreten und vielleicht erst durch zugewanderte Familien ins Land gekommen. Eher mögen die ebenfalls wenigen Familien mit den Namen *Niebu(h)r*, der den Inhaber eines spätmittelalterlichen Neubauernhofes kennzeichnete, bodenständig sein. Recht selten sind ferner als Familiennamen *Ackermann* und *Köt(h)er*, die Sonderbezeichnungen für Besitzer größerer bzw. kleinerer Bauernhöfe. Der rangmäßig zwischen beiden stehende Halbspänner sowie der landlose Brinksitzer haben überhaupt nichts zur Bildung von Familiennamen beigetragen. Um so mehr hat dies eine landwirtschaftliche Berufsbezeichnung getan, die heutzutage von den meisten Menschen gar nicht mehr als eine solche erkannt wird, nämlich *Meyer* bzw. *Meier*. Sie stand 1936/37 sogar an der 3. Stelle der häufigsten braunschweigischen Familiennamen. Unter einem Meyer verstand man im Mittelalter einen Landwirt, der im Auftrage eines geistlichen oder weltlichen Grundherrn dessen Streubesitz in einer Feldmark oder in mehreren von einem Haupthof aus bewirtschaftete, die von seinem Grundherrn abhängigen Hörigen beaufsichtigte und deren Abgaben an den Herrn einsammelte. Für die Nutznießung der ihm selbst zur Bewirtschaftung überlassenen Ländereien zahlte er den sogenannten Meierzins, erlangte aber erst bei der „Ablösung“ in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts das volle Verfügungs- und Eigentumsrecht an seinem Hofe und Lande¹⁾. Die rechtliche Sonderstellung, durch die sich die Meyer aus der großen Masse der Bauern heraushoben, war wohl der Grund für die massenhafte Verewigung dieser Berufsgruppe in Familiennamen. Ihre ohnehin schon bedeutende Zahl wurde noch vermehrt durch Zusammensetzungen wie *Niemeyer* (*Niemeier*) = Verwalter eines neuen Meierhofes, *Mönkemeyer* = Verwalter eines Klosterhofes und *Tegt-*, *Techt-*, *Tägt-* oder *Tächtmeyer* (bzw. *-meier*) = Verwalter eines Hofes mit Zehntscheune, ferner durch Zusammensetzung mit Bestimmungswörtern, die eine Aussage über örtliche Lageverhältnisse des Meierhofes machten, wie *Brauk-*, *Nedder-*, *Wedemeyer* usw. Wenn neben der gewaltigen Zahl einfacher und zusammengesetzter Meyer-Namen nur wenige Familien namens *Buhr/Bauer*, *Niebur*, *Ackermann* und *Köt(h)er* nachweisbar sind, so kommt das wohl daher, daß bei der unübersehbaren Masse der Bauern im allgemeinen und der Angehörigen ihrer beiden wichtigsten Rangklassen im besonderen ihre Berufsbezeichnungen zu häufig waren, um als Unterscheidungsmerkmale für Familiennamen dienen zu können.

Ähnlich stand es mit dem Heer der unselbständigen landwirtschaftlichen Arbeitnehmer. Deshalb fehlen Bezeichnungen wie Knecht, Großknecht, Kleinknecht, Hofknecht, Pferdeknecht, Ochsenknecht und Großspanner so gut wie ganz, desgleichen Tagelöhner. Anders der landwirtschaftliche Vorarbeiter in Großbetrieben wie Rittergütern, Kloostergütern und fürstlichen Domänen. Seine niederdeutsche Amtsbezeichnung *Hoffmeister* wurde gar nicht selten in der halbhochdeutschen zum Familiennamen. Dasselbe bedeuten wohl die Namen *Hofmann* und *Hofmann*. Sie verhalten sich sprachlich zu *Hoffmeister* und *Hofmeister* wie in Braunschweig z. B. *Baumann* 1564 zu *Baumeister* im gleichen Jahre oder *Plochman* 1576 zu *Plogmeker* im gleichen Jahre. Dieselbe Neigung des Ostfalen, in zusammengesetzten berufsständischen Namen das ursprüngliche Grundwort oder

Suffix durch die Endsilbe *-man(n)* zu ersetzen, zeigt sich auch in den Namenpaaren *Schu(h)mann*: *Schuh(h)macher*, *Seelmann*: *Selemaker* (= Sielenmacher), *Olmann*: *Ölschläger*, *Hoppmann*: *Höppener* (= Hopfenbauer oder -händler) usw. Ohne eine entsprechende ältere Variante begegnet uns der Familienname *Schünemann*, und zwar nur in dieser niederdeutschen Form, so daß nicht eindeutig zu erkennen ist, ob es sich ursprünglich um den Besitzer einer ungewöhnlichen Scheune, etwa einer Zehntscheune, handelte oder um einen herrschaftlichen Scheunenvogt oder um dessen bansenden Scheunenknecht.

Von den Hirten, die bis zur Aufteilung der Gemeindeweiden im 19. Jahrhundert überall in den Dörfern eine wichtige Aufgabe zu erfüllen hatten, wurde nur der *Schäfer* für die Namenkunde wichtig, während die wenigen Träger des Namens *Hirt(e)* oder *Hirth(e)* und seiner Zusammensetzungen wie *Lämmerhirt*, *Ziegenhirt* und *Ochsenhirt* kaum zu Buche schlugen. Die stattliche Zahl der Träger des niederdeutschen Namens *Schaper* und seiner hochdeutschen Übersetzung *Schäfer* deutet darauf hin, daß der Beruf des Schafhirten, der früher gildeähnlich organisiert war, im Volke größeres Ansehen genoß als der des Pferde-, Rinder- und Schweinehirten. Er wurde gewiß auch öfter durch Generationen in einer Familie vererbt, was die Herausbildung eines Familiennamens natürlich begünstigte. Überdies standen viele Schäfer als Heil- und Wetterkundige, Bastler und Philosophen in einem besondern, geheimnisumwitterten Rufe.

Die folgende Tabelle soll die überraschend großen Unterschiede in der Häufigkeit der berufsständischen Namen aus dem Bereich der Acker- und Viehwirtschaft deutlich machen. In ihr bedeutet die Sparte unter „L. 1936“ die Zahl der braunschweigischen Dörfer, in denen nach dem „Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs“ von 1936 der betreffende Name einmal oder mehrmals vorkam, die Sparte unter „St. 1937“ die Zahl der jeweiligen Namensträger in der Stadt Braunschweig nach dem Adreßbuch von 1937, die Sparte unter „St. 1671“ die Zahl der Namensträger in der Stadt nach dem Bürger- und Gewerbeverzeichnis von 1671²⁾, die Sparte unter „C. 1585“ die Zahl der Namensträger in den Dörfern, Flecken und Kleinstädten des Fürstentums Calenberg-Göttingen nach der Musterungsrolle von 1585³⁾, die hier stellvertretend für die noch nicht veröffentlichte entsprechende Quelle aus der gleichen Zeit für das Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel genutzt wurde, und schließlich die Sparte unter „fr. Beleg“ den frühesten der mir bisher bekannt gewordenen Belege für den betreffenden Namen aus mittelalterlichen Quellen der Stadt Braunschweig:

Name	L. 1936	St. 1937	St. 1671	C. 1585	fr. Beleg
Bu(h)r:Bauer	0:10	9:79	0	3:2	—
Niebu(h)r	10	29	1	0	Andreas Niebur 1575
Ackermann	12	13	0	0	Heneke Ackerman 1343
Köt(h)er	14	11	0	2	—
Meyer/Meier	253	649	48	162	Henning Meyer 1349
Niemeyer/Niemeier	24	23	0	37	—
Mönkemeyer/-meier	15	32	0	0	Hinrik Mönkmeyer 1370
Tegtmeyer u. ä.	10	21	0	25	Hans Tegetmeyer 1427
Hof(f)meister	63	85	1	33	—
Hof(f)mann	31	194	2	5	—
Schünemann	52	70	5	7	Cord Schüneman 1432
Hirt(e)/Hirth(e)	3	17	0	7	—
Schaper:Schäfer	84:39	150:80	9:1	104	Bertold Schaper 1381

2. Namen aus Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei

Unter den Namen aus Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei fällt die geringe Zahl von Belegen für *Förster* auf. Diese Amtsbezeichnung herrschaftlicher Forstbeamter war wohl im späten Mittelalter noch nicht volkstümlich genug, um sie auch außerhalb des Dienstbetriebes so viel zu gebrauchen wie das gute alte Wort *Jäger*. Solange die Ausübung der Jagd noch der wichtigste Teil der herrschaftlichen Waldnutzung war und außer dem Landesherrn mit seinen Hofleuten und den jagdberechtigten weltlichen und geistlichen Grundherren nur deren Forstbeamte jagen durften, waren die letzteren in den Augen des Volkes hauptsächlich Jäger und wurden wohl auch summarisch dementsprechend genannt, wenn nicht die hochtrabenden Dienstbezeichnungen „Oberförster“, „reitender Förster“ und „gehender Förster“ angewandt werden mußten. Nur so läßt sich das starke Übergewicht des Familiennamens *Jäger* über den Namen *Förster* erklären. Noch seltener als Förster erscheint unter den heimischen Familiennamen merkwürdigerweise *Holtheuer* bzw. die halbverhochdeutsche Form *Holzheuer*, das ostfälische Wort für Waldhüter, (im Mittelalter zunächst noch *Holthoider* geschrieben), obwohl der Waldhüter dem Volke näher stand als der herrschaftliche Forstbeamte. Vielleicht übte er in alter Zeit sein Amt gewöhnlich noch nicht als einen Hauptberuf aus, der typisch genug gewesen wäre, um danach benannt zu werden. Umso mehr hat der Hauptberuf des *Köhlers* zur Namenbildung beigetragen. Er war ja während der Jahrhunderte, in denen die Schmelzöfen aller Hüttenwerke und Manufakturen ausschließlich mit Holzkohlen beschickt wurden, von größter volkswirtschaftlicher Bedeutung, und so ist die stattliche Zahl der Familien namens *Köhler* nicht verwunderlich.

Viel erstaunlicher ist die Häufigkeit des Namens *Fischer* in einem Binnenlande wie Ostfalen, wo allenfalls der Weserstrom genug Fischweide zu bieten schien, um Anliegern die Ausübung des Fischfanges als Hauptberuf zu ermöglichen. Wir dürfen aber nicht außer acht lassen, daß auch die kleineren Flüsse und Bäche früher viel fischreicher waren als in der Neuzeit und daß die Heimatlandschaft überdies einst von einer großen Zahl heute nicht mehr vorhandener stehender Gewässer durchsetzt war, deren noch unverschmutztes Wasser den verschiedensten heimischen Fischarten gute Daseinsbedingungen und den Fischern einen ausreichenden Lebensunterhalt boten. Soweit die Nutzung dieser fließenden und stehenden Gewässer dem Landesherrn oder einem Grundherrn vorbehalten war, mußten dafür herrschaftliche Bedienstete mit besonderen Erfahrungen im Fischfang und in der Fischhege eingesetzt werden. Das galt vor allem für die Staats- und Klostergüter, die meist eine größere Anzahl von künstlich angelegten Fischteichen unterhielten. Wenn man das bedenkt, erscheint einem die Häufigkeit des Familiennamens *Fischer* hierzulande durchaus nicht mehr unverständlich. Hinter Jagd und Fischfang trat der *Vogelfang* an Bedeutung weit zurück, obwohl er in alter Zeit eine größere Rolle spielte als heutzutage. Nur gering ist die Zahl der Träger des Namens *Vog(e)ler*, der nicht etwa einen Vogelliebhaber, sondern einen Vogelfänger bezeichnete. Diese Bedeutung läßt sich daraus mit Sicherheit erkennen, daß ein 1394 in Braunschweig nachweisbarer *Ghereke Vogheler* ein Jahr zuvor in der gleichen Quelle *Ghereke Voghelvenger* genannt wird.

Ein Blick auf die folgende Tabelle, die nach demselben Schema aufgestellt ist wie die vorige, unterrichtet über die sehr verschiedene Häufigkeit der Namen aus Forstwirtschaft, Jagd und Fischerei:

Name	L. 1936	St. 1937	St. 1671	C. 1585	fr. Beleg
Förster	3	61	3	0	Tyleke Forsters 1415
Jäger	58	117	3	12	Ludeke de Jeghere 1362
Holtheuer/Holzheuer	3	6:8	0	0	Ludeke Holthoder 1405
Köhler	42	140	4	20	Hannes Koler 1349
Fischer	101	285	8	59	Heneke Visschere 1355
Vog(e)ler	8	2	0	6	Gherke Vogheler 1394

3. Namen aus dem Bereich ländlicher Ämter

Der oberste Vertreter der landesherrlichen Gewalt auf dem flachen Lande, der *Amtmann*, hat mit seiner Berufsbezeichnung so gut wie nichts zur Familiennamenbildung beigetragen, wohl deshalb, weil im späten Mittelalter, als die Familiennamen feste Form annahmen, die Amtleute noch vorwiegend aus dem Stande der adeligen Lehnleute kamen und keinen Anlaß hatten, ihre ererbten Geschlechternamen gegen einen neuen Beinamen einzutauschen. Desto zahlreicher sind in alter wie neuer Zeit unter den ostfälischen Familiennamen die Amtsbezeichnungen dreier Gehilfen des Amtmannes, nämlich des *Amtsschreibers*, des *Amtsvogtes* und des *Schließers*. Der Name *Schriever*, *Schrieber* oder *Schreiber* muß zwar nicht in jedem Falle von einem Amtsschreiber herrühren, da es in anderen landesherrlichen Dienststellen auch Forst-, Hütten-, Kammer-, Küchen-, Zollschreiber usw. gab, von den Ratsschreibern in den Städten ganz zu schweigen. Aber in der Regel hatte doch wohl nur der Amtsschreiber durch seine Mitwirkung bei Gerichtsverhandlungen, bei Ehestiftungen und ähnlichen privatrechtlichen Amtshandlungen so enge Berührung mit den „Untertanen“, daß er als allbekannter Mann einen Familiennamen nach seinem Beruf bekommen konnte. Noch mehr stand allerdings wohl der *Amtsvogt* im Blickpunkt der Öffentlichkeit, wenn auch gewiß nicht immer in einem günstigen Licht, hatte er doch als gestrenger Aufpasser die Spann- und Handdienste der Bauern für den Amtshaushalt und manche lästige Herrendienste anderer Art für den Landesherrn zu beaufsichtigen, beim Gericht für Ruhe und Ordnung zu sorgen und straffällige Übeltäter ins Amtsgefängnis einzuliefern. So wurde gar oft seine Berufsbezeichnung in der Form *Vogt*, *Voigt*, *Voigts* oder *Voges* zu einem Spitznamen, der von den Angehörigen der Betroffenen anfangs wahrscheinlich nicht immer ohne Unbehagen als Familienname getragen wurde. Vielleicht war das der Grund dafür, daß viele Nachkommen eines Vogtes ihren Namen in der Form *Voges* mit dem patronymischen -s der Genitiv-Endung weiterführten, um anzudeuten, daß sie nicht selbst Vögte waren, sondern nur von einem Vogte abstammten. Sonst wüßte ich keine Erklärung dafür, daß ausgerechnet diese Berufsbezeichnung als einzige unter den ostfälischen Familiennamen in genitivischer Form überliefert worden ist, wie es sonst nur bei echten Vaternamen vom Typ *Alpers*, *Behrens*, *Diederichs*, *Ehlers*, *Friedrichs*, *Geffers*, *Peters* usw. geschah. Dem dritten im Bunde der Amtmannsgehilfen, dem *Schließer*, niederdeutsch *Schlüter*, oblag unter anderem die Beaufsichtigung und Beköstigung der Häftlinge in den Gefängniszellen des Amtshauses. Da

noch bis in das frühe 19. Jahrhundert hinein Ausbrüche Gefangener aus diesen Zellen wegen deren unzulänglicher Festigkeit an der Tagesordnung waren, wie viele Steckbriefe in den „Braunschweigischen Anzeigen“ erkennen lassen, mag nicht selten ein ironischer Unterton bei der Benennung einer Familie als *Schlüter* durch die spottlustigen Zeitgenossen mitgeklungen haben. Volkstümlich war er jedenfalls auf dem Dorfe sehr, denn er gehört zu den wenigen Berufsbezeichnungen, die als Familiennamen fast nie ins Hochdeutsche übertragen worden sind.

Schwieriger ist die Erklärung der Namen aus dem Bereich der dörflichen Selbstverwaltung, weil die mittelalterlichen Quellen zu wenig Anhaltspunkte für die gegenseitige Abgrenzung der Obliegenheiten der fraglichen Berufe bieten. Die niederdeutsche Berufsbezeichnung *Burmester* = *Bauermeister* steht scheinbar in Konkurrenz mit *Schulte* bzw. *Schulze*, und diese wieder mit *Gogreve* bzw. *Hogreve*. A. Steinacker schreibt 1843 in seinem Werk über das Privatrecht im Herzogtum Braunschweig⁴⁾: „Die Verwaltung des Gemeinde-Vermögens und Ausübung der Local-Polizei geschieht in den Landgemeinden durch Ortsvorsteher, in altbraunschweigischer Zeit Bauermeister oder Schulzen genannt. . . . Die Landgemeinden haben das Recht, ihre Ortsvorsteher zu wählen, deren Amt früher in einzelnen Gemeinden von Jahr zu Jahr unter sämtlichen Gemeinde-Mitgliedern wechselte, indeß jetzt in der Regel lebenslänglich währt. . . . In altbraunschw. Zeit waren zwei Vorsteher in jeder Gemeinde angestellt, unter denen die Geschäfte auf die Art geteilt waren, daß der Eine die Polizei und der Andere die Verwaltung der Gemeindegüter etc. zu besorgen hatte.“ Auch E. D. v. Liebhaber nennt in seinem Buche über das braunschweigische Landrecht von 1791⁵⁾ unter den mannigfaltigen Obliegenheiten der Bauermeister ortspolizeiliche Verwaltungsaufgaben, desgleichen die braunschweigische Landesordnung von 1647 in den Artikeln 101 und 103. Das scheint aber nicht von Anfang an so gewesen zu sein. Die Bestellung zweier Bauermeister, die unter sich diese beiden grundverschiedenen Aufgabenbereiche aufteilten, läßt vielmehr darauf schließen, daß ursprünglich die ortspolizeilichen Belange nicht vom Bauermeister wahrgenommen wurden, sondern von einem Beamten anderer Art, nämlich von dem bei Steinacker erwähnten Schulzen, dessen Amtsbezeichnung erst verloren ging, als beide Ämter miteinander in der Bauermeisterei vereinigt worden waren. Dafür spricht der Umstand, daß in den gedruckten landesherrlichen Verordnungen aus dem 16. Jahrhundert, die den Gerichts- und Polizeibeamten auf dem Lande Weisungen erteilen, die Bauermeister nur ganz selten und später neben den stets genannten Amtleuten, Vögten, Gogrefen, Bürgermeistern und Richtern erwähnt werden, oft dagegen die *Schultheißen*. Es bleibt freilich unklar, ob mit dieser amtlichen hochdeutschen Bezeichnung die Schulten auf den Dörfern oder die vom Landesherrn bestellten, z. T. mit feuerpolizeilichen Aufgaben betreuten Schultheiße in Städten wie Wolfenbüttel gemeint waren. Nach Meinung von G. Seeliger⁶⁾ galt die Amtsbezeichnung Schultheiß mit ihren älteren Namensformen im deutschen Sprachgebiet ursprünglich für einen Amtsträger, „der Schuldigkeiten fordert oder Verpflichtungen befiehlt. Nicht eigentlich auf richterliche, sondern auf exekutive Wirksamkeit weist das Wort hin. . . . Als Vollstreckungsbeamter hat ursprünglich der Sch. gewirkt“. Von solchen polizeilichen Aufgaben aus hat das Wort *Schulte* bzw. *Schulze* in manchen deutschen Landschaften, wie z. B. in Hessen, in der nordöstlichen und mittleren Lüneburger Heide (Kreis Bleckede, Lüchow-Dannenberg und Uelzen), in der Altmark und im ostniederdeutschen

Raum durch die spätere Verbindung mit Aufgaben der gemeindlichen Vermögensverwaltung die erweiterte Bedeutung „Gemeindevorsteher“ bekommen, während es umgekehrt in Ostfalen bei derselben Ämterverschmelzung als Amtsbezeichnung ganz verloren ging. Es blieb hier nur als Familienname erhalten, und zwar in so großer Häufigkeit, daß man annehmen muß, es sei im Mittelalter im Gegensatz zu dem alljährlich wechselnden Amt des Buermesters ein lebenslängliches, vielleicht sogar erbliches Amt gewesen, was seine Umwandlung in einen Familiennamen erleichterte. Schon im späten 16. Jahrhundert erschien in Ostfalen neben der niederdeutschen Form *Schulte* die verhochdeutsche Form *Schultze* bzw. *Schulze* und setzte sich in der Folgezeit immer mehr durch. Die Formen *Schultz* und *Schulz* sind dagegen nicht bodenständig und weisen auf Zuwanderung der Namensträger aus dem nördlichen Niedersachsen, der Altmark oder ostelbischen Gebieten, wo sich in der Volkssprache die sogenannte Apokope, d. h. der Ausfall des auslautenden -e, bei Hauptwörtern durchgesetzt hatte. Die im Vergleich zu *Schulte*/*Schultz(e)*/*Schulz(e)* äußerst geringe Zahl von Familien namens *Buer-* bzw. *Bauermeister* erklärt sich ganz einfach daraus, daß diese Amtsbezeichnung nach Ausweis des Artikels 103 der braunschweigischen „Ampts-Cammer-Ordnung“ von 1688 vor dem späten 17. Jahrhundert noch nicht lebenslänglich oder gar generationenlang mit denselben Familien verbunden war, sondern alljährlich von Bauernhof zu Bauernhof wanderte. Der Name wäre noch seltener, wenn hier nicht die Namensträger in der Stadt Braunschweig mitgezählt wären. Sie stammen von unteren Beamten der mittelalterlichen Stadtverwaltung, die nach Dürre⁶⁾ unter der Bezeichnung *Buermeister* jeweils zu zehnt im Auftrage des Rates Pedellendienste für die in Bauerschaften aufgeteilten Bürger zu leisten hatten. Hätten sie dieses Amt nicht langfristig bekleidet, so wäre gewiß niemand auf den Gedanken gekommen, ihnen ihre Berufsbezeichnung als Familiennamen anzuhängen.

Echte richterliche Aufgaben hatte im Gegensatz zum Schulden auf dem Lande der *Gogreve* als der vom Volk gewählte und vom Landesherrn bestätigte Verhandlungsführer auf den Land- oder Gogerichten. Da er sein Amt in der Regel wohl lebenslänglich ausübte, konnte es in die Reihe der berufsständischen Familiennamen eingehen, lebt als solcher allerdings nicht in der ursprünglichen Lautform fort, sondern als *Hogreve*, *Hogrefe*, *Hohgräbe* u. ä. Der Wandel des anlautenden g zum h vollzog sich nach Ausweis der Vicedominatsrechnungen des Braunschweiger Blasius-Stiftes⁷⁾ in der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Die letzten handschriftlichen Belege für *gogreve* als Amtsbezeichnung stammen dort von 1435 (Evessen) und 1443 (Sickte), für *Gogreve* als Name von 1438, die ersten Belege für *hogreve* als Amtsbezeichnung von 1420 (Stiddien und Münstedt), für *Hogreve* als Name von 1441. In den gedruckten landesherrlichen Verordnungen wird jedoch die Amtsbezeichnung *Gogreve* (*Gogrefe*) bis 1597 beibehalten und erst 1593 und 1598 durch *Hogrefe* ersetzt. Der Wechsel zwischen anlautendem g und h ist in Ostfalen nicht lautgesetzlich allgemein durchgedrungen, erscheint aber doch auch bei einigen anderen Familiennamen während des 15. und 16. Jahrhunderts. So stehen in den Ratsakten der Stadt Braunschweig nebeneinander die Schreibungen *Ludeke Holyan* 1430 und *Ludeke Golyan* 1435, *Eilert Gustede* 1482 und *Eilert Hustede* 1483, *Helmeke Gakenholt* 1565 und *Helmke Hakenholt* 1565⁸⁾. Neben *Hogreve* usw. gibt es auch den einfachen Namen *Greve* (*Grewe*, *Grebe*, *Grefe*). Er kann ebenfalls auf das Amt des Gogreven zurückgehen oder aber auf das Amt des Verhandlungsführers bei einem ländlichen Sondergericht, wie dem

Freiengericht oder dem Holzgericht, ohne daß dies im Bestimmungswort des Namens ausdrücklich bezeichnet ist.

Überall aber, sowohl in den Gemeindeverwaltungen wie auf den fürstlichen Ämtern, bei den kirchlichen und weltlichen Grundherren wie in den Städten und am Hofe des Landesherrn brauchte man *Boten* zur Nachrichtenübermittlung in einer Zeit, als es noch keine regelmäßig verkehrenden Fahrposten gab. Deshalb sind auch die Familien mit dem niederdeutschen Namen *Bode* so zahlreich. Inwiefern auch die Leute namens *Bot(h)e* hierzu gehören, bleibt ungewiß. Eine Verhochdeutschung von *Bode* zu *Bote* wäre durchaus denkbar, doch nicht die einzig mögliche Erklärung des letztgenannten Namens. Es gab nämlich schon im Mittelalter, lange bevor das Hochdeutsche hierzulande Fuß fassen konnte, den ostfälischen Familiennamen *Bot(h)e*. Ihr bekanntester Vertreter, der im 1. Viertel des 16. Jahrhunderts lebende Braunschweiger Zollschreiber *Hermann Bote*, gehört zu den bedeutendsten Dichtern und Chronisten des niederdeutschen Kulturraums im späten Mittelalter. Über die Häufigkeit der hier behandelten berufsständischen Namen aus dem Bereich der ländlichen Ämter unterrichtet die nach dem schon erklärten Schema aufgestellte Tabelle:

Name	L. 1936	St. 1937	St. 1671	C. 1585	fr. Beleg	
Ammann: Amtmann	0	3	0	0	Jost Amman	1564
Schriever: Schreiber	8:25	9:71	0:3	0:7	Arnoldus Scrivere	1359
Voges: Vo(i)gt	61:24	72:106	9:0	37	Tyleke Voget gerdener	1414
Schlüter	46	131	3	32	Arnt Slütere	1344
Burmester:						
Bauermeister	1:4	10:22	1:0	13	Wernherus Burmester	1259
Schulte:						
Schul(t)z(e)	11:135	17:777	5:15	8:14	Hennig Schulte	1320/30
Hogreve usw.	8	12	2	4	Hennig Ghoghreve	1398
Greve usw.	19	40	2	21	Kunsse Ghreve	1386
Bode	81	109	9	62	Wilken Bode	1400

(Fortsetzung folgt)

¹) Den neuesten Stand des Wissens über die Berufsbezeichnungen Meyer/Meier, Ackermann und Köter in Ostfalen bietet das als Manuskript vervielfältigte grundlegende Werk „Bezeichnungen der Bauernhöfe und der Bauern im Gebiet des früheren Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel und des früheren Fürstentums Hildesheim“ von Werner Küchenthal, erschienen im Selbstverlag des Verfassers 1965 zu Hedeper im Kr. Wolfenbüttel. — ²) Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671, herausgegeben v. W. Spieß. Braunschweig 1942. — ³) Max Burchard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (= Nr. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — ⁴) Adolf Steinacker, Particulares Privatrecht des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1843; hier S. 157–160. — ⁵) Erich Daniel v. Liebhaber, Einleitung in das Herzoglich Braunschweig-Lüneburgische Land-Recht. 2. Teil. Braunschweig 1791; hier S. 465 f. — ⁶) G. Seeliger, Artikel „Schulteß“ im Reallexikon der germanischen Altertumskunde. Bd. IV, 1918/19, S. 144. — ⁷) Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii zu Braunschweig 1290–1450. Hrsg. v. H. Goetting u. H. Kleinau. Göttingen 1958. — ⁸) Auszüge aus den Schoßbüchern der Altstadt und dem Brokebuch im Stadtarchiv Braunschweig von Otto Schütte im Braunschweigischen Landesmuseum.

Braunschweigische Münzen *aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*

von Fritz Gerhard

Schon die ersten Jahre des Großen Krieges sahen das Herzogtum Braunschweig und seine Bewohner in einer schweren Krise. Ohne daß auch nur ein Schuß im Lande gefallen war! Wie kam's? Der 1613 an die Regierung gelangte Herzog Friedrich Ulrich, gerade 22 Jahre alt, war einer der schwächsten Herzöge, die Braunschweig je besessen hat. Es fehlten ihm Geschick und Lust, zu regieren, Tatkraft und Entschlussfähigkeit und offenbar auch jede Menschenkenntnis. So ließ er sich von dem Hofmann Anton von Streithorst überreden, ihn im Jahre 1616 zum Oberhofmeister und Hofrichter zu bestellen und ihm und seinen Landdrosten das Regieren zu überlassen.

Streithorst und die Drosten machten sich zum Zwecke ihrer persönlichen Bereicherung die zu Anfang des 17. Jahrhunderts in fast allen deutschen Ländern und auch in Braunschweig herrschende Unsicherheit im Münzwesen zu Nutze. Es kam über das Herzogtum in den Jahren 1617—1622 in besonders schlimmer Weise das berüchtigte Kipper und Wipper-Unwesen, das den Bewohnern Armut, Inflation und Unheil brachte. Das hatte seinen Ursprung in der Reichsmünzordnung von 1559, die in allen deutschen Ländern mit Ausnahme des niederländischen Kreises galt. (Der Leser möge mir freundlichst und geduldig nun in einigen numismatischen Bemerkungen folgen!)

Die Münzordnung wollte erreichen, daß in allen deutschen Ländern gleiche Münzen gleichen Wert besaßen. Der Wert wurde vom Silberpreis abgeleitet. Jede Münze mußte je nach Nennwert einen bestimmten Gehalt von Feinsilber haben, die sog. Körnung oder das Korn. Die Taler von Braunschweig oder Brandenburg oder Sachsen hatten danach den gleichen Silbergehalt und somit den gleichen Wert. Das Korn wurde an Hand der sog. Kölnischen „Mark“ bestimmt. Diese Mark war keine Münze sondern ein Gewicht für Edelmetalle. Es betrug 233,856 Gramm.

Die Reichsmünzordnung hatte nun festgelegt, daß aus diesen rund 234 gr. 8 Taler geprägt werden sollten. Ein Taler sollte mithin 29,232 gr. wiegen. Das war das Rohgewicht oder Schrot genannt. In ihm war ein bestimmter Anteil an Kupfer enthalten, der zur Festigkeit der Münze notwendig war. Reines Silber war zu weich. Um nun die Gleichheit im Korn, d. h. also im Feingehalt an Silber zu erzielen, bestimmte die Münzordnung, daß 9 Taler zusammen einen Feingehalt von einer Kölnischen Mark haben mußten. Daraus folgt, daß ein Taler ein Rohgewicht (Schrot) von $\frac{1}{8}$, aber ein Feingewicht (Korn) von $\frac{1}{9}$ der Kölnischen Mark hatte, mit anderen Worten Gewicht = rund 29,2 gr., Feingehalt an Silber = knapp 26 gr. Der Rest war Kupfer. (Hieraus erklärt sich auch der „Mann von echtem Schrot und Korn“ als wertvoller und guter Mann).

Nun war der Taler s. Zt. zwar die Hauptmünze, für den zunehmenden Handel (Kauf statt Tausch) waren aber naturgemäß ebenso kleinere Geldstücke notwendig. Dem trug die Reichsmünzordnung auch Rechnung. Sie bestimmte, daß auf je 6 Taler der Wert von einem Taler in kleiner Münze ausgeprägt werden mußte. Also z. B. 2 halbe oder 4 Viertel Taler. Das stand aber nur auf dem Papier. Die

Münzherren hielten sich nicht an die Vorschrift. Sie verdienten nichts an den kleinen Sorten (Schlagschatz), setzten vielmehr dabei zu. Die Münzen wurden s. Zt. noch von Hand geschlagen. Es geht wesentlich schneller und ist damit billiger, ein großes Geldstück als viele kleine herzustellen. (Man liest viel schneller und billiger 1 Zentner Rüben als 1 Zentner Kartoffeln in einen Sack!). Dazu kam, daß der Silbergehalt für solche kleineren Nomina in der Münzordnung reichlich hoch bestimmt und mit den gestiegenen Silberpreisen nicht mehr in Einklang zu bringen war. Wer macht schon gern Verlustgeschäfte? Bei dem offensichtlichen Mangel an Kleingeld mußte aber etwas geschehen. Was war einfacher, als den vorgeschriebenen Silbergehalt zu mißachten und „geringhaltige“ Stücke herzustellen oder doch zu dulden. Das hielt sich zunächst überall in gewissen Grenzen.

Die Landdrosten in Braunschweig aber erkannten, welche Riesengewinne für den Münzherrn in solch schlechtem Gelde stecken konnten. Und so wurde die Münzverschlechterung im Herzogtum zur schlimmsten in allen deutschen Landen.

In den alten Münzstätten des Landes, so Zellerfeld und Clausthal, saßen vereidigte, meist zuverlässige Münzmeister, die ihren guten Namen für schlechte Münzen nicht hergegeben hätten. Man schuf daher im ganzen Lande neue Münzstätten, „Heckenmünzen“ genannt, in denen minderwertigste, oft überhaupt kein Silber enthaltende Kleinmünzen geprägt wurden. Ich nenne nur Amelunxborn, Gandersheim, Gittelde, Lutter am Berge, Seesen und Wickensen, Orte also, in deren Umgebung genügend Holz für den Münzbetrieb zu schlagen war. Er beginnt im Jahre 1617 mit geringhaltigen Groschen, die bezeichnender Weise die Umschrift haben „An Gottes Segen ist alles gelegen“ und hört erst 1622 auf. Die Münzen waren meist primitiv und enthielten vielfach nicht einmal den Namen des Herzogs als Münzherrn. Die Zahl ihrer Verschiedenheiten ist riesengroß. Immer neue Sprüche zieren die Stücke. Man möchte fast meinen, die Umschriften hätten dem Volke die Münzen schmackhafter machen sollen. So liest man auf den unter Nr. 1—5 abgebildeten kleinen Groschenstücken „Gott gibt, wem er will“, „Dominus providebit“, „Der Menschen Gunst ist umsonst“, „Rat und That ist bi Gott“ und auf dem (größeren) 12-Kreuzerstück (sog. Schreckenberger) „Labore consumimur“. Die oft abgekürzten Sprüche sind ein Hohn, wenn man die Hintergründe bedenkt.

Lassen Sie mich noch einige davon nennen: „Spes non confundit“ = Hoffnung läßt nicht zuschanden werden, „Pro lege et grege“ = Für Gesetz und Volk, „In Deo virtutem faciemus“ = In Gott werden wir Gutes tun, „Recte faciendo neminem timeas“ = Tue Recht und scheue niemand.

Ich meine, ich bin es dem bis hierher getreulich gefolgten Leser schuldig, schnell noch den Begriff des „Kippers und Wippers“ zu erklären. Die Heckenmünzen und damit die Landdrosten, auf deren Rechnung sie betrieben wurden, hatten umherziehende Ankäufer. Diese mußten gute alte Münzen mit vollem Korn aufkaufen, natürlich gegen Bezahlung in schlechten Kippermünzen. Die guten wanderten dann in die Schmelzöfen mit sehr viel Kupfer und wurden in das Vielfache an Nennwert umgemünzt. Die Ankäufer legten die guten Münzen auf eine kleine Waage und wogen sie in schlechten Stücken auf. Das Wippen der Waagschalen und schließlich das Kippen des guten Stückes auf die Seite gaben diesen Leuten ihren Namen. Ihr Geschäft stand in hoher Blüte. Die Menschen ihrer Zeit sahen nur das viele Geld, das sie für ihr gutes bekamen, nicht aber

seine Schlechtigkeit. Die Versuchung zum Tausch wurde um so größer, als die Wipper und Kipper den Kurs für einen guten alten Taler immer höher trieben. Das konnten sie getrost. Ihre Münzen wurden eben entsprechend noch viel schlechter. Aus der Stadt Braunschweig sind uns exakte Zahlen überkommen. Der Kurs eines Talers stieg vom 12. 4. 1621 bis 16. 9. des gleichen Jahres von 3 auf 8 Taler schlechten Geldes, später sogar auf 16 Taler. Hand in Hand damit ging natürlich eine allgemeine Teuerung. Zu viel Geld treibt die Preise hoch, eine Weisheit, die wir nicht erst aus unserer Zeit kennen. Andere Begleiterscheinungen stellten sich ein. Wir Älteren kennen Sie aus der Inflation der 20er Jahre. Schulden, die man mit gutem Gelde gemacht hatte, wurden mit schlechtem zurückgezahlt. Festbesoldete nagten am Hungertuch. Ihr Gehalt wurde ungeachtet der Teuerung in alter Höhe aber in den schlechten Münzen ausgezahlt. Wer lebensnotwendige Waren, besonders Lebensmittel zu verkaufen hatte, wollte dafür gutes vollwertiges Geld. Wer nicht hungern wollte, mußte seine guten Ersparnisse an altem Gelde opfern. Kurzum es war eine Katastrophe geworden. Ihr Ausmaß wurde von den Menschen erst erkannt, als im Jahre 1622 der Umschwung kam.

Die Kippermünzen wurden verrufen und praktisch damit ungültig. So waren alle scheinbaren Schätze mit einem Schlage wertlos geworden. Wer mehr über diese Zeit lesen möchte, dem sei die großartige Darstellung von Gustav Freytag im 3. Bande (Leipzig 1867) der Bilder aus der deutschen Vergangenheit Kap. 4 Seite 152 f empfohlen. Speziell über das Kipperunwesen in Braunschweig findet sich auch eine ausschlußreiche Darstellung Hassebrauks im Braunschweigischen Magazin 1902 S. 102.

Auf dem Lüneburger Münztage im Juni und dem Halberstädter Kreistage Okt. 1622 wurde eine Neuordnung des Nieders. Münzwesens beschlossen. Die Münzherren verpflichteten sich zur Prägung ausreichender Mengen guten Kleingeldes und kamen dieser Pflicht angesichts des vorherigen Elends treulich nach.

Abb. 6 zeigt ein 4 Mariengroschenstück (1 Taler = 36 Mar. Gr.) Friedrich Ulrichs von 1624. Es handelt sich um die Vorderseite mit dem gekrönten Monogramm des Herzogs. In der Umschrift sein Wahlspruch. Die Buchstaben H. S. dahinter sind das Zeichen des für die Güte (Feingehalt) der Münze haftenden Münzmeisters Henning Schreiber in Clausthal. Der Taler von 1628 (Abb. 7) ist für die Münzen von Heinrich dem Jüngeren an bis zu Karl I typisch. Er zeigt vorderseitig das behelmte Braunschweigische Wappen mit dem Titel des Herzogs und auf der abgeb. Rückseite den Wilden Mann als Symbol für den Harz, aus dessen Bergwerken das Silber für die Münzen kam. Das Schlüsselpaar über dem Kopfe des Wilden Mannes mit den Buchstaben H. S. ist das Zeichen des Münzmeisters Henning Schlüter in Zellerfeld.

Von Friedrich Ulrichs Brüdern erlebte nur der am 10. 9. 1599 geborene Christian die Anfänge des großen Krieges. Er war Administrator des Bistums Halberstadt und ist als der tolle Christian in die Geschichte des Krieges eingegangen. Ihm ist es weitgehend zuzuschreiben, daß sich der Krieg so bald nach Norddeutschland verlagert hat. Er verehrte die Gemahlin des böhmischen Winterkönigs und stellte sich auf dessen Seite gegen den Kaiser. Im Jahre 1622 eroberte er weite Teile Westfalens und machte reiche Beute. Er brauchte sie, um sein Söldnerheer bezahlen zu können. Im Dom zu Paderborn plünderte er den Silberschatz, zu dem die Figuren der 12 Apostel gehörten. Der Überlieferung nach soll



1



2



3



4



5



6



7



8



9



10



11



14



12



13



15



16

Christian bei ihrem Anblick ausgerufen haben „Was steht ihr hier so müßig rum? Es steht geschrieben, gehet hin in alle Welt; so geht denn auch!“ (Vgl. z. B. Görge's Speer 1881, 3. Bd. S. 468). Christian läßt die Apostel mitgehen, einschmelzen und zu Talern prägen. Die Abb. 8, 9 sprechen für sich. Gott muß für vieles herhalten in einem Kriege! Sammler nennen diese begehrten Stücke die Pfaffenfeindtaler.

Der tolle Christian stirbt am 6. 6. 1626 in Wolfenbüttel. Er erlebt die Schlacht bei Lutter a. Barenberge am 17. 8. des gleichen Jahres nicht mehr. Der Bruder seiner Mutter, König Christian IV. von Dänemark, wird von Tilly vernichtend geschlagen. Trümmer seiner Armee flüchten nach Wolfenbüttel. Dort sitzt schon eine starke dänische Besatzung. Christian IV. hatte sich der Stadt 1625 mit List gegen den schwächlichen Neffen Friedrich Ulrich bemächtigt. Die starke Festung sollte ein Bollwerk gegen die Kaiserlichen sein. Sehr bald nach der Schlacht wird sie von des Kaisers Truppen unter Pappenheim belagert. Die Festung hält jeder Beschießung stand. Die Belagerer stauen die Oker. Wolfenbüttel wird unter Wasser gesetzt und erleidet schwerste Schäden. Der Festungskommandant, Graf Solms, muß 1627 die Stadt übergeben. Noch während der Belagerung läßt Solms Münzen prägen. Er nimmt dazu das Silber des Schlosses. Neben Talern in verschiedenen Typen gibt es kleine viereckige Münzen — Klippen genannt — für seine Soldaten. Abb. 10 zeigt die Vorderseite eines solchen Talers mit dem Monogramm Christians und der Umschrift „Quid non pro Religione“. Man nennt diese Stücke „Hahnreiteler“, weil der Graf Solms seine Vollmachten mißbraucht und das Schloß geplündert hatte. Die Klippe Abb. 11 ist einseitig geschlagen. Sie trägt die Aufschrift „12 Pfennig Wolfeb. Garnis. 1627. Die Kaiserlichen halten sich, mehreren Eroberungsversuchen trotzend, bis zum Jahre 1643 in Wolfenbüttel.

Inzwischen ist Friedrich Ulrich 1634 kinderlos verstorben. Mit ihm ist das Mittlere Haus Braunschweig im Mannesstamme ausgestorben. Die Vettern aus den Linien Lüneburg, Celle, Harburg und Dannenberg nehmen das Erbe im Namen des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg in Besitz und einigen sich am 14. 12. 1635 in Braunschweig über seine Aufteilung. August d. Jüngere aus dem Hause Dannenberg übernimmt das Fürstentum Wolfenbüttel in dem Umfange, wie es später als Herzogtum bis 1918 bestanden hat.

Wolfenbüttel ist noch von den Kaiserlichen besetzt. August kann daher seine Residenz nicht dort nehmen. Er geht nach Braunschweig und wohnt im „Grauen Hof“. Jahrelang versucht er vergeblich — auch mit Gewalt —, Wolfenbüttel wieder zu erlangen. Schließlich kommt es 1642/43 zwischen dem Kaiser und August sowie Friedrich von Celle zu dem Neutralitätsvertrage von Goslar und Braunschweig. Der Kaiser verpflichtet sich, Wolfenbüttel zu räumen. August zieht feierlich am 14. 9. 1643 in die Stadt ein. Der große Krieg ist für sein Land damit beendet.

Auf die endliche Befreiung der Residenzstadt läßt August eine Reihe von Talern schlagen (auch halbe und viertel). Es sind seine wohl bekanntesten Münzen, die sog. Glockentaler, von denen es einzelne — äußerst selten — auch in Gold gibt.

Wir kennen 7 verschiedene Arten der Darstellung, diese teilweise auch in sich verschieden. Sie alle sind abgebildet bei Rethmeyer im dritten Bande seiner

Chronik auf S. 1436 f, dort auch eingehend beschrieben. Über die Deutung der verschiedenen, häufig abgekürzten Inschriften ist viel gerätselt. Ich darf auch insoweit auf Rethmeyer verweisen. Alle Taler sind erst im Jahre 1634 geprägt, als also der baldige Einzug in Wolfenbüttel schon feststand, teils übrigens nach eigenem Entwurf des Herzogs. Sie beschreiben das lange Warten und seine Erfüllung.

Ich zeige in Abb. 12—16 nacheinander die Rückseite des 1., 4., 6., und 7. Talers sowie die Vorderseite eines Talers mit dem Hüftbilde des Herzogs und seinem Titel. Auf dem 1. Taler sehen wir eine Glocke mit Schwengel und Strick und dem Wahlspruch des Herzogs 1643. Die Glocke hat keinen Klöppel, ihr Körper die Inschrift S G E B und darunter die Worte SIC NISI. Tandem Sequetur Gloriosus Exitus Brunsvicensis, endlich einmal wird doch ein glücklicher Auszug aus Braunschweig (nach Wolfenbüttel) erfolgen. SIC NISI = So (ohne Klöppel) kann die Glocke den Einzug nicht verkünden, solange nicht entsprechend dem Abkommen von Goslar die Stadt Wolfenbüttel von den Kaiserlichen geräumt ist.

Den gleichen Sinn haben die Taler 2—6. Auf Taler 4 sehen wir nur den Klöppel einer Glocke, angelehnt an einen Quaderstein mit der Inschrift AP. 13. W. 10. IN F. Auf dem Klöppel 13. K. MAII und darunter SED?. Die Inschrift des Steines ist zu lesen „Apokalypse 13 Versus 10 In Fine“ und meint die Schlußworte der Offenbarung des Johannes Vers 10 „Hier ist Geduld und Glaube der Heiligen“. Das Datum auf dem Klöppel soll sich nach Rethmeyer auf ein „nachdenkliches Consilium, die Evakuierung der Festung zu erlangen“ beziehen. Das SED gilt wieder als Symbol dafür, daß die Glocke ohne den Klöppel nicht läuten kann.

Der 6. Taler (abgebildet ist ein halber Taler) bringt die Glocke mit Klöppel und neben ihr TANDEM. Auf dem Körper W A I D I R und auf dem Klöppel E. Darunter M VII B 14 und das Zeichen des Jupiter. Die Auflösung ergibt Ergo Wolfenbüttel Ab Iniustus Detentoribus Invite Restituitur. „Endlich also wird (oder ist?) Wolfenbüttel von denen, die es zu Unrecht vorenthalten haben, zurückgegeben. Dazu das Datum des 14. September nach heutigem Kalender.

Als Krönung folgt der letzte Taler mit dem Triumph „TANDEM PATIENTIA VICTRIX“, endlich hat die Geduld gesiegt. Drei Hände läuten die Glocke über der von der Sonne beschienenen Stadt Wolfenbüttel. Auf der Glocke die Inschrift „NU. PAX. EX. SO. EI,“ oder Nuncius Pacis Ex Sono Eius. „Ihr Klang ist ein Bote des Friedens“.

Diese Glockentaler sind echte Kinder ihrer Zeit, des etwas theatralischen, andererseits prunkvollen Barock.

Die Münzprägungen unserer alten Braunschweiger Herzöge werden an Zahl und an Vielfalt ihrer Darstellungen kaum von einem anderen deutschen Münzherrn übertroffen. Sie sind in hohem Maße anregend und belehrend und deshalb unter Sammlern so beliebt.

Erschließen sie doch gewissermaßen sprechend die Geschichte unserer Heimat, wie unsere Beispiele für einen kleinen Zeitraum zeigen.

Die hier abgebildeten Stücke verdanken wir der Norddeutschen Landesbank, deren große und bedeutende Sammlung der Münzen unseres ehemaligen Herzogtums in Braunschweig verwaltet wird.

Ein Wolfenbütteler Zweig des Geschlechts Oldecop

von Dieter Wilhelm Weber-Oldecop

Die Oldecop sind eines der ältesten bürgerlichen Geschlechter Deutschlands. Der Stammvater wird 1412 in Hildesheim erstmalig urkundlich erwähnt und dürfte etwa 1375 geboren sein. Die O. haben sich von ihrem niedersächsischen Ursprung aus in Europa von Bordeaux bis Archangelsk und Astrachan, neben Niedersachsen/Ostfalen im Baltikum einen zweiten Schwerpunkt bildend, verbreitet. OLDEKOP (1875) gelang es mit seinem Stammtafelwerk nachzuweisen, daß alle Namensträger Oldekop/Oldecop **einem** Geschlecht angehören (vgl. auch OLDECOP 1945). Eine bevölkerungsbiologische Untersuchung (vgl. KURTH und WEBER-OLDECOP 1970) machte es erforderlich, die Stammtafeln zu ergänzen. Um dies zu erreichen, mußte u. a. jeder der zahllosen O.-Erwähnungen in der familienkundlichen Literatur nachgegangen werden. So findet sich im Wolfenbütteler Adreßbuch von 1725 (ZIMMERMANN 1929) ein Friedrich Christopff Oldekopff, „bey Ihro Durchl. von Bevern/Pagen=Hoff=Meister“, der aus den Stammtafeln nicht bekannt ist. Eine Nachprüfung im Niedersächsischen Staatsarchiv in Wolfenbüttel brachte Klarheit über seine Herkunft und seine Lebensdaten. Es zeigte sich, daß sein Vater Magnus Petrus O., Archidiakon an der Hauptkirche Beatae Mariae Virginis in Wolfenbüttel, war. Da sich auch Neues über die Geschwister sowie die Neffen und Nichten von Fr. Ch. O. fand, soll der auf Magnus Petrus O. zurückgehende Zweig der O. hier kurz dargestellt werden (zur Numerierung der einzelnen Personen vgl. die Übersicht).

1. An der Kirche B. M. V. in Wolfenbüttel finden sich die übermannsgroßen Grabplatten von Magnus Petrus O. (6. 2. 1667—21. 11. 1724) „EX.INSULA. OESELIA.LIVONUS.“ und seiner Frau Sophia Agnesa, der Tochter des Bürgermeisters Selle in Wolfenbüttel. Beide wurden am 2. 10. 1694 in B. M. V. getraut. Die Eltern von Magnus Petrus O. waren der 1631 zu Hildesheim geborene Dr. theol. Just Heinrich O. und dessen erste Ehefrau Johanna Maria Elisabeth Bökel (über die Bökel schreibt MITGAU 1955 folgendes: „... Bökel aus Antwerpen und den Haag, ein altes Gelehrten- und Malergeschlecht, sind mit Erasmus von Rotterdam blutsverwandt wie dann später Vorfahren des Dichters Klopstock.“) In den Stammtafeln wird als Mutter von Magnus Petrus die Tochter Christine des schwedischen Bischofs Dr. Lithman angegeben, die zweite Frau von Just Heinrich O. Dies konnte MEYER-ERLACH (1940) jedoch als unrichtig nachweisen. (vgl. auch WOLTERECK 1747, LUDEWIG 1966).

Magnus Petrus O. war ein streitbarer Mann, BESTE (1889) berichtet von seinen Angriffen gegen Christian Specht, Abt von Riddagshausen. Es erschien O. tadelnswert, daß dieser vierspännig mit Kutscher, Vorreiter und Lakaien daherfuhr und gar am Tage des Herrn zu Braunschweig in die Oper ging. O. warf ihm auch z. B. vor, „er habe beim Besuche eines vornehmen Kranken von eiteln Dingen gesprochen, wie sie noch einmal ein Glas Wein miteinander trinken und auch noch einmal in die Komödie mit einander gehen wollten, statt ihn zu ungesäumter Buße zu ermahnen“ (BESTE 1889).

So verstehen wir die Grabinschrift besser, deren Latein WOLTERECK (1747) folgendermaßen verdeutscht:

Magnus Petrus Oldekop, geboren auf der Insel Oesel in Liefland/ ist zuerst Diaconus, hernach Archidiaconus dieser Kirche beynahe 33 Jahr gewesen/ hat nach vielem Kampfe des Glaubens unter dem Hasse des Teufels und der

Welt alles/ ja selbst
den Tod selbst/ in
der Kraft des Kreuzes
und dem Blute
Christi an 1724 den 24.
Nov. seines Alters 55
Jahr (recte 57, vgl.
LUDEWIG 1966) 9 Monat/
18 Tage/ glücklich
überwunden/ und erwartet
allhier die Auferstehung
der Gerechten. Gehe hin/
Wandersmann! und lerne
sterben.

Lebe wohl!

2. Johann Georg O.,
geb. zu Wolfenbüttel
6. 1. 1696, getauft in
B. M. V. 9. 1. 1696
Abiturient am Gymnasium
illustre in Gotha (vgl.
(SCHMIDT - EWALD
1963). OLDEKOP (1875)
berichtet weiter über
ihn: „Studirte Theologie
in Jena, Halle, Witten-
berg, Helmstedt, unter-
richtete 1719 die drei
Prinzen Karl, Anton
Ulrich und Ludwig von



Braunschweig, 29. Febr. 1720 Kollegiat des Klosters Riddagshausen, hatte nach und nach die sämtlichen 12 Braunschw. Fürstenkinder (also auch die spätere Gemahlin Friedrich des Großen, vgl. POSECK 1940) zu unterrichten, 1721 seinem Vater adjungirt, 1724 Diakonus an der Hauptkirche zu Wolfenbüttel, 1730 Archidiakonus, 1736 zugleich Hofprediger, 10. Dezember 1748 Dr. theol. d. Univers. Helmstedt, 1750 Beichtvater des Herzogl. Hauses, Commissarius für die Armenanstalten in Wolfenbüttel u. für die Prüfung der Kandidaten der Theologie, 22. Mai 1754 wirkl. Konsistorialrath, 1755 Generalsuperintendent." Er heiratete am 13. 4. 1728 Maria Sophia Mackensen, Tochter des fürstlichen Lehnfiskals Julius Philipp M. und starb am 11. 5. 1758 in Wolfenbüttel. BESTE (1889) kennzeichnet Johann Georg O. als Wolffianer und als „Mann von besonderer Erudition und exemplarischem Wandel“.

3. Anna Katharina O., Zwilling zu Nr. 2, geb. 6. 1. 1696, get. in B. M. V. 9. 1. 1696, begraben B. M. V. 28. 9. 1701.

4. Friedrich Christoph O., get. B. M. V. 18. 2. 1697, 1713 zusammen mit seinem Bruder Johann Georg Abiturient am Gymnasium illustre in Gotha, Pagenhofmeister und dann Secretarius bei Herzog Ferdinand Albrecht von Braunschweig-

Lüneburg-Bevern, 1737—1748 weltlicher Braunsch.-Lüneb. Konsistorialrat. Er heiratete am 18. 10. 1729 in der Schloßkirche zu Wolfenbüttel, bereits als Secretarius, Sophia Amalia Österreich, Tochter von Georg O., „des Herzogs August Wilh. von Braunschweig-Lüneburg Cammer-Musici u. Schlesw.-Holst. Capelmeisters“, und starb am 27. 6. 1748 in Wolfenbüttel.

5. Clara Elisabeth O., get. B. M. V. 8. 4. 1698, heiratete in B. M. V. am 7. 10. 1717 den Advocatus ordinarius an der Kanzlei Wolfenbüttel, später Oberamtmann, Land- und Kammerfiskal, Justus Michael Thomae. Sie starb am 2. 9. 1772 in Wolfenbüttel (vgl. MEYER-ERLACH 1936).

6. Agnesa Dorothea O., get. B. M. V. 14. 12. 1700, heiratete in B. M. V. am 16. 4. 1720 Anton August Österreich (ein Bruder der Frau von Nr. 4), Pastor in Sichte, später Generalsuperintendent und Abt zu Amelungsborn. Sie starb am 4. 5. 1774 in Holzminden.

7. Sophia Elisabeth O., get. B. M. V. 16. 7. 1703, heiratete am 25. 11. 1727 in B. M. V. den Braunsch.-Lüneb. Amtmann „zur Heidewigsburg“, Georg Sibensohn.

8. Sophie Elisabeth Friderica O., get. B. M. V. 21. 2. 1729, heiratete am 5. 10. 1745 den Probst und Superintendenten Gottlieb Heise zu Salzdahlum. Sie starb am 14. 11. 1797 in Salzdahlum.

9. Justus O., get. B. M. V. 12. 6. 1731, gestorben 30. 11. 1732.

10. Elisabeth Anthonette O., geb. 30. 6. 1733, get. B. M. V. 1. 7. 1733, begraben B. M. V. 22. 2. 1734.

11. Amalia Juliana O., geb. 28. 10. 1737, get. B. M. V. 29. 10. 1737, heiratete am 31. 10. 1759 in B. M. V. Anton Gottlieb Rham, Dr. jur., Herzogl. Braunsch. Hofrat, Gerichtsschultheiß und Erster Bürgermeister von Helmstedt, Mitglied des Schatzkollegiums und des Landständ. engeren Ausschusses. Sie starb am 19. 10. 1777 in Wolfenbüttel (vgl. v. EHRENKROOK 1932).

12. Friedrich Ernst O., geb. 22. 12. 1740, get. B. M. V. 23. 12. 1740, wurde am 14. 7. 1762 Braunschweigischer Leutnant (ELSTER 1899, 1901) und starb am 14. 12. 1806 in Wolfenbüttel als Braunschweigischer Postsekretär. Er war verheiratet mit Henriette Böttcher.

Der Wolfenbütteler Zweig des Geschlechtes O. ist im Mannesstamme erloschen. Über die Töchterstämme sind die Wolfenbütteler O. jedoch die Vorfahren vieler bedeutender Familien geworden. So ist beispielsweise Nr. 5, Clara Elisabeth O., verh. mit Thomae, Ahnfrau der Buchler in Braunschweig (Chininfabrik usw.) (vgl. MEYER-ERLACH 1936).

Schriften

BESTE, J.: Geschichte der Braunschweigischen Landeskirche von der Reformation bis auf unsere Tage. — Wolfenbüttel 1889.

EHRENKROOK, H. F. v.: Die (von) Rhamm. — Familiengeschichtl. Blätter 30, 187—198, Leipzig 1932.

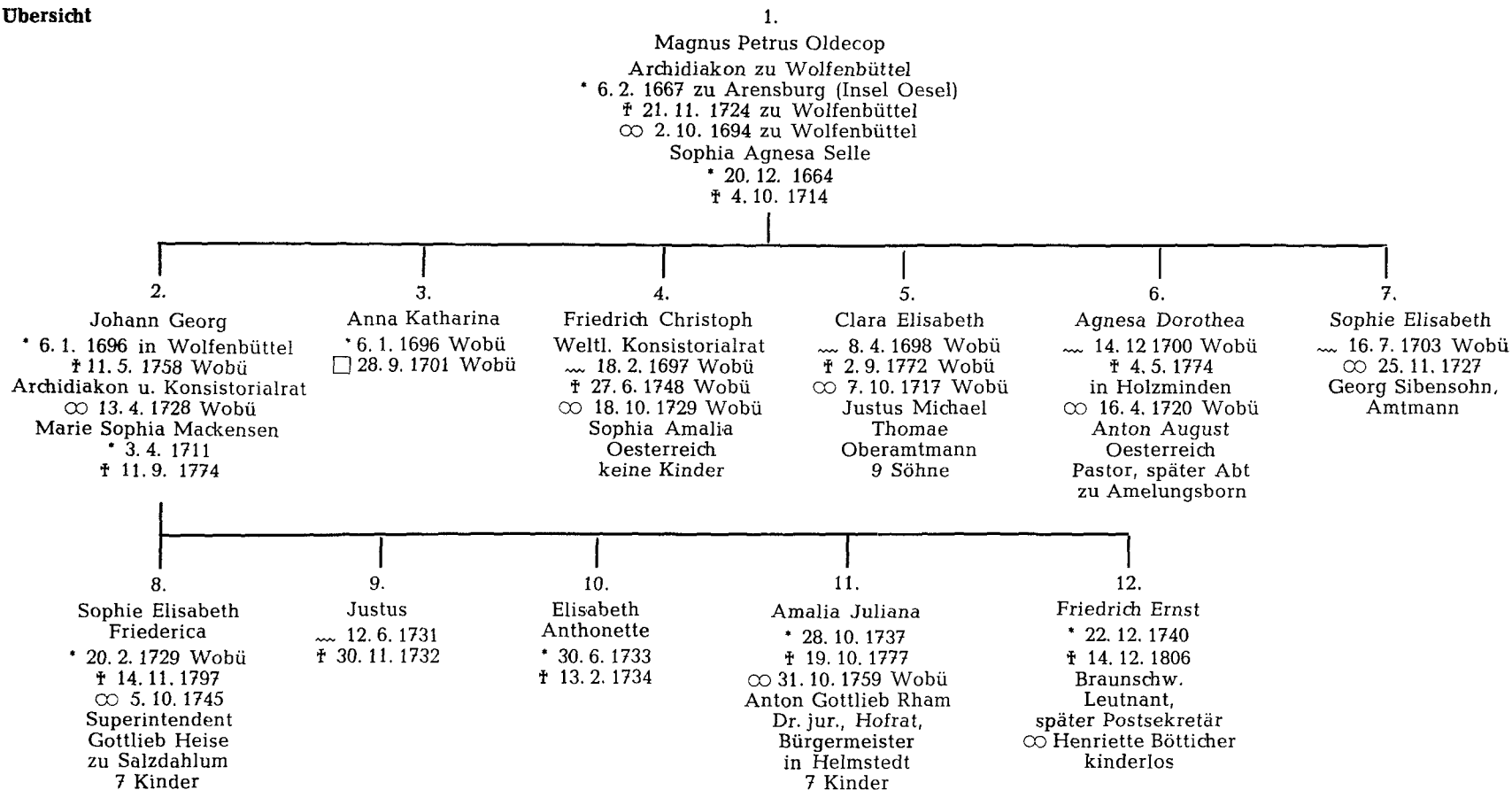
ELSTER, O.: Geschichte der stehenden Truppen im Herzogtum Braunschweig-Wolfenbüttel. — 2 Bde., Leipzig 1899, 1901.

KURTH, G., und WEBER-OLDECOP, E.: Population-biological evaluation of the Oldecop genealogical tables. — Abstracts of the lectures delivered at the 9th Hungarian Congress of Biology. — Publications of the Demographic Research Institute 32, 39, Budapest 1970.

LUDEWIG, R.: Forschungshinweise zu Oldecop. — Nordd. Familienkunde 15, 222, 1966.

MEYER-ERLACH, G.: Vor- und Nachfahren von Hermann Buchler und Luise geb. Thomae. — 1936.

Übersicht



- Eine falsche Ahnin Oldekop. — Archiv für Sippenforschung **17**, 81—83, Görlitz 1940.
- MITGAU, H.: Gemeinsames Leben. — Der Familienpapiere älterer Teil 1500 bis 1770. — Göttingen 1955.
- OLDECOP, H.: Beiträge zur Geschichte der Familie Oldecop/Oldekop. — Verden/Aller 1945.
- OLDEKOP, Th.: Das Geschlecht der Oldekop. — Hannover 1875.
- FOSECK, E.: Die Kronprinzessin Elisabeth Christine, Gemahlin Friedrichs des Großen, geb. Prinzessin von Braunschweig-Bevern. — Berlin 1940.
- SCHMIDT-EWALD, W.: Niederdeutsche Beziehungen der Lehrer und Schüler des „Gymnasium illustre“ in Gotha 1524—1859, III. — Zs. Niederdt. Familienkunde **38**, 109—119, Hamburg 1963.
- WOLTERECK, Ch.: Chronicon der Stadt + Festung Wolfenbüttel, in sich haltend des seel. Herrn Ober-Amtmanns Christoph Woltereck Begräbnis-Buch der Kirchen B. M. V. zu Wolfenbüttel. — Helmstedt 1747.
- ZIMMERMANN, P. (Hrsg.): Das Wolfenbütteler Adreßbuch von 1725. — Sonderveröff. d. Ostfäl. Familienkundl. Kommission **3**, Leipzig 1929.

Über einige bemerkenswerte Unkräuter auf dem Gelände der Braunschweig-Schöninger Eisenbahn

von Dietmar Brandes

Da manche der sogenannten „Unkräuter“ bereits zu botanischen Raritäten gehören, mag es angebracht sein, sich einmal um diese Arten zu kümmern.

Im Verlaufe einiger Exkursionen, die mehr oder weniger zufällig das Gelände dieser Kleinbahn streiften, konnten interessante Beobachtungen gemacht werden; unter anderem wurden einige Arten gefunden, die in unserer engeren Heimat bislang nicht bekannt waren.

Während der Süd-Niedersachsenkartierung wurde auf dem ehemaligen Bahnhof Schöppenstedt-Nord das kleine Liebesgras (*Eragrostis poaeoides* P. B.) und die Faden-Fingerhirse (*Digitaria ischaemum* (SCHREB.) MUHLENBERG) gefunden. Der Verfasser suchte diese Arten auf dem Bahnhof Braunschweig-Nordost dieser Kleinbahn und fand sie dort ebenfalls reichlich. Wahrscheinlich werden sie an geeigneten Stellen am ganzen Streckenverlauf zu finden sein.

Wie schon der Artnamen andeutet, kann das Kleine Liebesgras mit einem Rispengras verwechselt werden (besonders mit *Poa annua* L.), es unterscheidet sich durch die 8- bis 20-blütigen Ährchen, die meistens braun-violett überlaufen sind, deutlich vom Kleinen Rispengras. Die Halme steigen manchmal knickig auf, meistens liegen sie im Kreis angeordnet dem Boden auf. Das Kleine Liebesgras ist vor allem in Wärme- und Sandgebieten auf Humus- und feinerdearmen Böden verbreitet. Es stammt aus dem südlichen Europa und ist heute in den warmtemperierten Zonen der Erde überall zu finden. In einigen Gegenden des südlichen Deutschlands ist es Charakterart einer Ackerunkrautgesellschaft, bei uns aber wohl Eisenbahn pionier und vielleicht vage Kennart einer lockeren Trittgemeinschaft. Man kann es in Süddeutschland sehr häufig auf Bahnhöfen antreffen. In Meran und im Vintschgau konnte der Verfasser das Kleine Liebesgras als kennzeichnende Art einer Trittgemeinschaft feststellen. BERTRAM¹⁾ gibt das Kleine Liebesgras nur für Westerhausen und Quedlinburg an. Wie schon KUSEL²⁾ schreibt, scheint das Kleine Liebesgras sich nur auf lokalklimatisch trockenen Stellen, wie Bahnsteigkanten oder Sand- bzw. Grusaufschüttungen zu halten.

Die begleitenden Pflanzen geben nur wenig Informationen über die soziologische Zugehörigkeit. In der Tabelle sind je eine soziologische Aufnahme aus Braunschweig und Schöppenstedt mit einigen von KUSEL²⁾ zusammengestellt.

Nummer der Aufnahme	1	2	3	4	5	Stetigkeit
Größe der Probefläche	50 m ²	10 m ²	5 m ²	10 m ²	12 m ²	
Deckungsgrad	7%	25%	?	30%	30%	
Artenzahl	9	6	7	5	6	
<i>Eragrostis poaeoides</i> = Kleines Liebesgras	1.2	2.3	2.2	3.3	+2	5
<i>Digitaria ischaemum</i> = Faden-Fingerhirse	1.1	2.2	+1	1.1	2.1	5
<i>Polygonum aviculare</i> = Vogel-Knöterich	(1 Stk)	.	1.2	.	1.1	3
<i>Hypericum perforatum</i> = Tüpfel-Harthheu	+ ⁰	(+)	.	+1	.	3
<i>Senecio viscosus</i> = Klebriges Kreuzkraut	(+)	+	.	+	.	3
<i>Arenaria serpyllifol.</i> = Quend. bl. Sandkraut	+	1.3	.	.	.	2
<i>Atriplex hastata</i> = Spieß-Melde	+	.	.	.	.	1
<i>Sedum maximum</i> = Große Fetthenne	+	.	.	.	.	1
<i>Setaria viridis</i> = Grüne Borstenhirse	1.1	.	.	.	.	1
<i>Cerastium glutinosum</i> = Klebr. Hornkraut	.	(+)	.	.	.	1
<i>Taraxacum vulgare</i> = Löwenzahn	.	.	+1	.	+2	2
<i>Digitaria sanguinal.</i> = Blut-Fingerhirse	.	.	3.2	.	.	1
<i>Plantago major</i> = Großer Wegerich	.	.	+1	.	.	1
<i>Poa annua</i> = Kleines Rispengras	.	.	+1	.	.	1
<i>Rumex acetosella</i> = Kleiner Sauerampfer	.	.	.	+	.	1
<i>Corrigiola litoralis</i> = Hirschsprung	.	.	.	.	+	1
<i>Polygonum persicaria</i> = Floh-Knöterich	.	.	.	.	+	1

Die Aufnahme Nr. 1 wurde im September 1970 auf dem Bhf. Schöppenstedt-Nord gemacht, Nr. 2 am 18. 9. 1970 im Bhf. Braunschweig-Nordost, Nr. 3, 4, 5 wurden von KUSEL an der Bahnstrecke Bremen—Hamburg gemacht.

Anmerkung: Die erste Zahl gibt die Artmächtigkeit an, die zweite die Soziabilität, d. h., die Häufigungsweise, an. Die hochgesetzte ⁰ bedeutet herabgesetzte Lebenskraft bzw. Vitalität.

Das Aufnahmемaterial aus Norwestdeutschland ist recht heterogen, wie es bei einer offensichtlich so lockeren Gesellschaft nicht anders zu erwarten ist. Leider ist über die weitere Verbreitung von *Eragrostis poaeoides* in unserem näheren Gebiet nichts bekannt.

Allgemein finden sich auf dem Bahnkörper:

<i>Arenaria serpyllifolia</i> L.	Quendelblättriges Sandkraut
<i>Artemisia vulgaris</i> L.	Gemeiner Beifuß
<i>Bromus sterilis</i> L.	Taube Trespe
<i>Convolvulus arvensis</i> L.	Acker-Winde
<i>Conyza canadensis</i> (L.) CRONQ.	Kanadisches Berufkraut
<i>Daucus carota</i> L.	Gemeine Möhre
<i>Equisetum arvense</i> L.	Acker-Schachtelhalm
<i>Euphorbia cyparissias</i> L.	Zypressen-Wolfsmilch
<i>Festuca ovina</i> agg.	Schaf-Schwingel
<i>Hordeum murinum</i> L.	Mäuse-Gerste
<i>Hypericum perforatum</i> L.	Tüpfel- Johanniskraut
<i>Lepidium ruderales</i> L.	Stink-Kresse
<i>Oenothera biennis</i> L.	Zweijährige Nachtkerze
<i>Pastinaca sativa</i> L.	Pastinak
<i>Polygonum persicaria</i> L.	Floh-Knöterich
<i>Reseda lutea</i> L.	Gelber Wau
<i>Sedum acre</i> L.	Scharfer Mauerpfeffer
<i>Senecio viscosus</i> L.	Klebriges Kreuzkraut
<i>Setaria viridis</i> (L.) P. B.	Grüne Borstenhirse
<i>Silene alba</i> (MILL.) E. H. L. KRAUSE	Weißer Nachtkelch
<i>Sisymbrium altissimum</i> L.	Ungarische Rauke
<i>Solidago canadensis</i> L.	Kanadische Goldrute
<i>Torilis japonica</i> (HOUTT.) DC,	Gemeiner Klettenkerbel
<i>Tanacetum vulgare</i> L.	Rainfarn

Am Ortsrand von Groß-Denkte schneidet die Straße nach Mönche-Vahlberg die Asselinie der Kleinbahn. Im Graben längs der Strecke in Richtung Assen finden sich die folgenden Pflanzen, die mehr oder minder salzliebend sind:

<i>Apium graveolens</i> L.	Echter Sellerie
<i>Atriplex hastata</i> L. var. <i>salina</i>	Spießblättrige Melde
<i>Juncus bufonius</i> L.	Kröten-Binse
<i>Puccinellia distans</i> (JACQ.) PARL.	Salzschwaden
<i>Triglochin maritimum</i> L.	Strand-Dreizack

Für diese Stelle sind sie größtenteils von BERTRAM und FRODE³⁾ nicht angegeben.

Auf dem Bahngelände am ehemaligen Asseschacht I finden sich ebenfalls einige interessante Pflanzen:

<i>Atriplex hastata</i> L. var. <i>salina</i>	Spießblättrige Melde
<i>Chenopodium rubrum</i> L.	Roter Gänsefuß
<i>Hordeum jubatum</i> L.	Mähnen-Gerste
<i>Spergularia marina</i> (L.) GRISEB.	Salz-Spärkling

Bestände dieser Arten stehen auf schwarzem Grus zwischen den Gleisen. Auf alten Salzhalde finden sich vor allem *Chenopodium rubrum* und *Puccinellia distans*.

Die interessanteste Art ist die nordamerikanische Mähnen-Gerste (*Hordeum jubatum* L.), die bei uns recht selten ist. BERTRAM führt sie nicht auf, ROTH-MALER⁵⁾ und Oberdorfer⁸⁾ führen sie ebenfalls nicht an. Die Grannen der

Hüllspelzen sind doppelt so lang (ca. 5—6 cm) wie die der einheimischen Mäusegerste (*Hordeum murinum* L.). Bei fruchtenden Exemplaren fallen die Ähren in charakteristischer Weise auseinander, so daß sie mit den fast senkrecht abstehenden Grannen an Löwen-Mähnen erinnern.

Schriften:

- 1) BERTRAM, H.: Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig. 5. Aufl. Braunschweig 1908.
 - 2) KUSEL, H.: Zur Einbürgerung des Kleinen Liebesgrases (*Eragrostis poaeoides* P. B.) in Nordwestdeutschland. Mitteilungen d. Flor.-Soz. Arbeitsgem. N. F. 13, p. 10. Todemann 1968.
 - 3) FRODE, E.: Die Halophytenfluren in Braunschweigs Umgebung. 22. Jahresbericht des Vereins für Naturwissenschaften zu Braunschweig. Braunschweig 1933.
 - 4) EHRENDORFER, F.: Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas. Graz, 1967.
- Die Nomenklatur richtet sich nach:
- 5) ROTHMALER, W.: Exkursionsflora von Deutschland, Teil II. Berlin 1966.
 - 6) OBERDORFER, E.: Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Süddeutschland. Stuttgart 1962.

Geschirr in der Süpplinger Bauernstube des 19. Jahrhunderts

Auszüge aus den zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstandenen Aufzeichnungen
des verstorbenen Ackermanns

Alfred Hesse

Geschirr aus Zinn, Irdenware und Porzellan

„Tenn-n Jeschirre“ (Zinngeschirr)

Das vielerwärts so hoch in Ehren gehaltene und als Schmuck der Staatsschränke so oft erscheinende „Tenngeschirre“ (= Zinngeschirr) in seiner verschiedenen Form, ist im Dorfe wenig erhalten geblieben. War es überhaupt einmal reichlich vertreten? Ich glaube es nicht! Wenn es doch häufig vorhanden war, so ist all dieses bis auf einige Gefäße, wie Schalen, kleinere Näpfe, ein paar Löffel verschwunden. Leuchter sind wohl noch am meisten vertreten, die man nach altem Herkommen mit Kerzen besteckt und den im Hause Verstorbenen neben das Totenlager oder auf den Sarg stellt. Auch ein paar Kaffeekannen aus diesem Metall und Ölfunzeln sind noch da, die meisten hat der „Lumpensammler“ bekommen, als sie ihre Dienste nicht mehr tun wollten.

„Er'n - Jischirre“ (Irdenes Geschirr)

Auch hiervon ist noch einiges erhalten, z. B. rotbraune Zuckerschalen mit weißen Blumen in der Glasur belegt, einige große breite Schüsseln, mit Blumen und schwer lesbaren Sprüchen verziert, große hochrandige Eßtöpfe, ebenfalls bunt, die mittags auf den „groten Disch“ gesetzt wurden.

Als Glasgefäß mit künstlerischem Äußeren war da der beliebte „Kraus“ (Krug), in Zylinderform, dann gerippt und gerieft oder gebauht und mit Blumen bemalt, aber immer mit einem schönen Zinndeckel versehen.

„Purzelaan“ (Porzellan)

Porzellangeschirr kam erst verhältnismäßig spät auf unser Dorf, man aß von Tontellern und -napfen, Tassen kannte man überhaupt nicht, da Kaffee ebenfalls noch unbekannt war, man löffelte statt dessen morgens gemeinsam aus einem Napf mit einem „*Sleif*“ (Holzlöffel) seine Mehlsuppe.

Einzelne vorhandene kunstvolle Tassen in bezug auf Form oder Malerei sind eigentlich keine bodenständige Kunst, sondern als besondere Geschenksachen zu betrachten und vererbten sich als solche innerhalb der Familien, die derartiges zu schätzen wußten, von Generation zu Generation.

AUS DER HEIMATPFLEGE

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1970

1. Öffentliche Vorträge, Jahreshauptversammlung und Studienfahrten

Traditionsgemäß stand am Anfang der öffentlichen Veranstaltungen eine winterliche Studienfahrt mit gemeinsamem Schlachtestessen. Sie fand am 21. Januar statt und hatte Lengede im Kr. Peine und Vallstedt im Kr. Braunschweig zum Ziel. In Lengede führte Dipl.-Ing. Schulz, der Betriebsleiter des dortigen Bergbaureviere, zu der parkartig ausgestalteten, würdigen Gedenkstätte für die bei dem großen Grubenunglück im Jahre 1963 zu Tode gekommenen Bergleute und schilderte zurückblickend noch einmal den Hergang jener Ereignisse mit den abenteuerlichen Rettungsmaßnahmen für die Überlebenden, die damals in aller Welt Aufsehen erregt hatten. Anschließend erklärte er in der Aula der neuen Schule anhand eines hochinteressanten Farbfilms die jetzigen Methoden des Erzabbaues mit neuartigen Maschinen, deren Einsatz die Rentabilität der Grube gegenüber starker ausländischer Konkurrenz gewährleistet. Von Lengede fuhr man weiter nach Vallstedt zum gemeinsamen Essen in Wilkes Gastwirtschaft „Zur grünen Allee“. Nach den leiblichen Genüssen von deftiger dörflicher Art gab der Lengeder Rektor Otto Meier fesselnde Einblicke in seine heimatkundlichen Forschungen zur Geschichte seines Ortes und rundete damit die vorhergegangenen wirtschaftskundlichen Ausführungen des Betriebsleiters Schulz willkommen ab.

Am 25. Februar wurde ein öffentlicher Vortragsabend im Sitzungssaal des Landkreises Braunschweig am Eiermarkt veranstaltet. Es sprach Oberforstmeister a. D. Hans Strüver aus Helmstedt über das Thema „Aus der Geschichte der Forstwirtschaft“. Er skizzierte die Hauptepochen in der allgemeinen Entwicklung der Waldnutzung von der frühgeschichtlichen Zeit bis zur Gegenwart und verlebendigte sie durch eindrucksvolle Beispiele aus der Waldgeschichte des Braunschweiger Landes.

Die Jahreshauptversammlung am 25. März im Saal des Landkreises Braunschweig brachte zunächst im geschäftlichen Teil den Bericht über die Vereinsarbeit im Jahre 1969 von Oberkreisdirektor Geffers als Vorsitzenden, den Kassenbericht für 1969 von Dr. H. A. Schultz als Schatzmeister und den Kassenprüfungsbericht von den Kassenprüfern Liekefett und Kalberlah. Nachdem auf deren Antrag dem Vorstande für 1969 Entlastung erteilt und vom Vorstande das Programm der Studienfahrten des Sommerhalbjahres bekannt gegeben war, hielt Dipl.-Ing. Carl Ingwer Johannsen,

Assistent an der Technischen Universität Braunschweig, einen Lichtbildervortrag über „Entwicklungstendenzen im landwirtschaftlichen Bauen“. Er zeigte auf, welche modernen betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkte künftig bei der Grundriß- und Aufrißgestaltung landwirtschaftlicher Neubauten berücksichtigt werden müssen und welche Probleme zu lösen sind, um veränderte Formen und Baustoffe gleichwohl harmonisch in überlieferte Hauslandschaften einzufügen.

Die halbtägige 1. Studienfahrt des Sommerhalbjahres ging in das nördliche Vorland der Lichtenberge. In Salzgitter-Salder zeigte Dr. H. A. Schultz die vorbildlich restaurierte Barockkirche, die 1713 vermutlich von Hermann Korb geschaffen wurde und neben Kissenbrück der einzige kreuzförmige Zentralbau des Braunschweiger Landes aus alter Zeit ist. Von dort ging es weiter nach Berel im Kr. Wolfenbüttel, wo die Fahrtteilnehmer von Förster Hoffmeister und anderen Mitgliedern der Bereler Forstinteressentschaft begrüßt wurden. Unter ihrer Führung konnte man sich auf einem mehr als einstündigen Spaziergang bei schönstem Wetter durch den maiengrünen Hochwald des Landschaftsschutzgebietes Berelries an einem musterhaft gepflegten Bauerngehölz erfreuen, das nicht nur durch seine ungewöhnlich mächtigen Nutzholzstämmen beeindruckt, sondern auch durch seine vorgeschichtlichen Hügelgräber besondere Beachtung verdient. Nach dem Spaziergang erholte man sich bei Kaffee und Kuchen in der Bereler Gaststätte von H. Bengelshaus.

Zielgebiet der ganztägigen 2. Studienfahrt war am 21. Juni das obere Weserbergland. Nach der Anfahrt auf der Autobahn bis Göttingen und auf der Landstraße über Dransfeld und den Bramwald diente der Vormittag der Besichtigung der fadwerkreichen alten Welfenstadt Hanoversch-Münden, deren Baudenkmale den in 2 Gruppen aufgeteilten Fahrtteilnehmern auf einem zweistündigen Rundgang unter der Leitung von Denkmalpfleger Hartung und Oberstudienrat Dr. Brettauers ausgiebig vor Augen geführt wurden. Nach dem Mittagessen in Münden ging die Fahrt weiter im lieblichen Wesertal bis Höxter und dann über die Weser in den Bergwald des Sollings hinauf nach Neuhaus. Dort bot sich während der Kaffeepause Gelegenheit zum Besuch des Wildgeheges, bevor die Rückfahrt über Einbeck und Bad Gandersheim nach Braunschweig angetreten wurde.

Auf der halbtägigen 3. Studienfahrt am 15. August wurden der Vorsfelder Werder und das Boldecker Land nordöstlich von Wolfsburg besucht. Vom Forstamt Danndorf aus übernahm Oberforstmeister Raschke die Führung durch sein Revier zum Naturschutzgebiet „Kleines Moor“ mit seinen seltenen Pflanzen und Vögeln und berichtete dabei über waldbauliche Probleme im grundwasserreichen Drömlingsgebiet. Beim Aufenthalt auf dem Rundlingsplatz des Dorfes Eischott sprach Dr. Flechsig über Entstehung, Verbreitung und Organisation der im 12. Jahrhundert von deutschen Kolonisten gegründeten Rundlingsdörfern. Vor und in der mittelalterlichen Dorfkirche zu Jembke schilderte Pastor Pauer sodann die an ihr vor kurzem durchgeführten Restaurierungsarbeiten und die dabei gewonnenen Erkenntnisse über die wechselvolle Baugeschichte des alten Gotteshauses. Bei der Kaffeetafel im Hoffmann-Haus zu Fallersleben kam schließlich auch die heimische Volkssprache zur Geltung, als Frau Frieda Bittersohl eigene heitere Gedichte in ihrem Wendeschotter Platt vortrug.

Ein besonders vielseitiges Programm für die verschiedenartigsten Interessen der Mitglieder bot die ganztägige 4. Studienfahrt am 13. September in den Harz. Dank der Entgegenkommen der Oberpostdirektion Braunschweig konnte unter Führung von Postamtmann Mahn die „Funkstelle Torfhaus“ mit ihren komplizierten technischen Anlagen für weiträumige Rundfunk- und Fernsprechübertragungen besichtigt werden, die sonst Unbefugten nicht zugänglich ist. In Zorge zeigte Forstamtmann Tofaule das Waldjugendheim „Walter Freist“ und erzählte anschaulich von der dort betriebenen Erziehung junger Menschen zu den Ideen des Naturschutzes und der Landschaftspflege. Anschließend war Gelegenheit, die geschmackvollen Räume des

neuen Kurhauses und den landschaftlich sehr reizvoll angelegten Kurpark kennen zu lernen. In Walkenried wurde nach dem Mittagessen das ehemalige Zisterzienserkloster besichtigt und dessen baugeschichtlich wie wirtschaftlich weitreichende Bedeutung im Mittelalter für den Harz und das nördliche Thüringen gewürdigt. Dann führte Ortsheimatpfleger Reinboth auf schönen Waldwegen zu den Ruinen der Sachsenburg auf dem Sachsenstein zwischen Walkenried und Bad Sachsa. Die Heimfahrt führte über Wieda nach Braunlage, wo am Spätnachmittag noch eine Kaffeerast eingelegt wurde, und bei sinkender Dämmerung über Bad Harzburg und Wolfenbüttel nach Braunschweig zurück.

Die halbtägige 5. Studienfahrt ging am 10. Oktober zunächst zur alten, bischöflich hildesheimischen Marienburg an der Innerste, deren mittelalterliche Baureste und geschichtliche Bedeutung von Dr. H. A. Schultz erklärt wurden, und dann weiter zu der seit 1858 entstandenen neuen Marienburg über Schulenburg an der Leine, dem Sommersitz der letzten hannöverschen Königin Marie. Dort konnten unter Führung des Schloßverwalters Franke die reichen Kunstschatze und geschichtlichen Erinnerungsgegenstände besichtigt werden, die 1945 als Besitz des Welfenhauses aus dem Schloß Blankenburg am Ostharz noch rechtzeitig vor dessen Besetzung durch die Russen nach Westdeutschland in Sicherheit gebracht waren. Die anschließende Kaffeetafel in der Gaststätte Marienburg bildete den geselligen Ausklang dieser letzten Studienfahrt und damit der Veranstaltungen des Sommerhalbjahres.

Die Öffentlichkeitsarbeit des Winterhalbjahres wurde eröffnet mit einem Lichtbildervortrag des Professors Dr. Adolf Brauns vom Naturhistorischen Museum in Braunschweig über „Zoologische Streifzüge im landwirtschaftlichen Raum zwischen Wald und Fluß“. Der Redner vermittelte anhand vorzüglicher eigener Farbaufnahmen ungewöhnliche Einblicke in das Leben der heimischen Groß- und Kleintierwelt auf Wiesen, Äckern, Odländereien und Bauernhöfen und machte deutlich, welche mannigfaltigen, teils schädlichen, teils nützlichen Auswirkungen die Kleinlebewelt auf das Gleichgewicht im Haushalt der Natur wie auf die menschliche Wirtschaft auszuüben vermag.

2. Monatsversammlungen

Gesellige Zusammenkünfte der Mitglieder mit Kurzreferaten und fachlichen Aussprachen fanden mit Ausnahme des Julis und Oktobers allmonatlich in der „Badeschänke“ an der Badetwete in Braunschweig statt, und zwar am 8. Januar, 5. Februar, 5. März, 2. April, 14. Mai, 4. Juli, 6. August, 3. September, 10. November und 10. Dezember. Es referierten A. Baldrich mit Lichtbildern über die Stabkirche in Hahnenklee und ihre norwegischen Verwandten, H. Erdmann über Aufgaben und Arbeitsweise des Touristenvereins „Die Naturfreunde“, Dr. W. Flechsig über Volkssprache und Volkstum im Kr. Blankenburg-West (mit Tonbändern), Primaner H. Grothe über den Baumeister Othmer und sein Bauschaffen im Braunschweiger Lande (mit Bildern), H. Hagemann über dörfliches Leben in Berel vor 60 Jahren, Dr. H. A. Schultz über aktuelle Probleme der Denkmal- und Stadtbildpflege in Braunschweig, über Verkehrs- und Wirtschaftsplanungen im Braunschweiger Großraum und über Aufgaben der Stadtkernforschung (mit Lichtbildern), Primaner Fr. W. Wiedenbein über erdgeschichtliche Beobachtungen in unserer Heimat (mit vorgelegten Mineralien und Versteinerungen) und W. Zemböck über Tiere und Pflanzen in unseren Naturschutzgebieten (mit Lichtbildern). Dr. Schultz leitete ferner mit ausgewählten Bildern aus dem Lichtbildarchiv des Landesvereins eine neue Folge des fröhlichen Ratespiels „Kennst Du die Heimat?“. Daß zwei unserer jüngsten Mitglieder schon als Oberschüler mit Referaten über eigene Forschungen hervortreten konnten, wurde mit besonderem Beifall begrüßt, war es doch der sichtbarste Beweis für die Berechtigung unserer Hoffnungen auf den Fortbestand der heimatkundlichen und heimatpflegerischen Bestrebungen unseres Vereins auch in der nächsten Generation.

3. Vorstandsarbeit

Der Vorstand befaßte sich auf seinen Sitzungen im Braunschweigischen Landesmuseum für Geschichte und Volkstum mit Einnahmen und Ausgaben der Vereinsmittel, mit der Ausarbeitung des Programms für Vortragsveranstaltungen und Studienfahrten, mit der inhaltlichen Gestaltung der Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ und mit Aufgaben der praktischen Heimatpflege. Es wurde u. a. beschlossen, trotz Steigerung der Druckkosten von einer allgemeinen Erhöhung des Mitgliedsbeitrages abzusehen und es statt dessen jedem Mitgliede selbst zu überlassen, ob er mehr als 12,— DM im Jahr zahlen wolle. Dieser Beschluß, der auf der Jahreshauptversammlung von den anwesenden Mitgliedern gutgeheißen und durch Rundschreiben allgemein bekanntgegeben wurde, trug im Laufe des Berichtsjahres seine Früchte in einer erheblichen Steigerung des Beitragsaufkommens. Allen Mitgliedern, die durch die freiwillige Erhöhung ihrer Beitragszahlungen einen schönen Beweis für ihre idealistische Gesinnung unserem Landesverein gegenüber gegeben haben, sei auch an dieser Stelle dafür herzlich gedankt!

Das Schwergewicht unserer Bemühungen um die praktische Heimatpflege lag auf der Mitwirkung unseres stellvertretenden Vorsitzenden Dr. Schultz an den Beratungen und Beschlüssen der „Braunschweiger Arbeitsgemeinschaft für Naturschutz und Landschaftspflege“, die sich aus 13 heimischen Vereinen mit ähnlichen Interessen gebildet und Dr. Schultz für 1970 zu ihrem Leiter gewählt hatte. Diese Arbeitsgemeinschaft hielt regelmäßig am 1. Montag eines jeden Monats Sitzungen ab, zu denen auch Sachverständige aus den Fachbereichen der Forst- und Landwirtschaft, der Siedlungs- und Verkehrsplanungen sowie der Naturwissenschaften als Gutachter geladen wurden, und befaßte sich u. a. mit der Linienführung der geplanten Autoschnellstraße zwischen den Volkswagenwerken in Wolfsburg und Salzgitter-Beddingen, mit der Landschaftsgestaltung im Bereich des geplanten „Nordsees“ in der Okeraue nordwestlich von Braunschweig, mit dem Kampf gegen die Errichtung einer Autorennbahn am Harzrande, mit dem „Braunschweiger Modell“ der Odland-Aufforstungen und mit Fragen des Umweltschutzes. Die Entschließungen der Arbeitsgemeinschaft wurden den zuständigen Behörden zugeleitet. Möge es den vereinten Bemühungen aller Wohlgesinnten und Weitblickenden künftig immer gelingen, drohendes Unheil von unserer Heimatlandschaft abzuwenden und damit den Menschen ausreichende Erholungsgebiete in den Ballungsräumen der Industrie zu erhalten, deren sie bedürfen, um sich gegenüber den gesundheitsgefährdenden Einflüssen einer mechanisierten Arbeitswelt physisch und psychisch behaupten zu können!

Fl.

Neues heimatliches Schrifttum

Mechthild Wiswe: Die Flurnamen des Salzgittergebietes (= Bd. 17 der Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Geschichte, hrsg. v. Braunschw. Geschichtsverein). Braunschweig 1970. XLII + 491 S. mit einer gefalteten Karte in Streifband.

Die Verfasserin legt hier mit der Veröffentlichung ihrer Göttinger Doktor-Dissertation ein Werk vor, das in zweifacher Hinsicht „gewichtig“ ist, nämlich sowohl im wörtlichen Sinne wegen seines erstaunlichen Umfangs von 533 Seiten wie auch im übertragenen Sinne wegen seines wissenschaftlichen Gehaltes. Allein schon ein Blick in die abgedruckten Verzeichnisse der ausgeschöpften archivalischen Quellen

(8 Seiten) und der gedruckten Quellen (2 S. mit 62 Titeln) sowie der durchgesehenen Fachliteratur (über 19 S. mit 560 Titeln) läßt den Leser ahnen, welche Unsumme an gewissenhafter Vorarbeit erst geleistet werden mußte, ehe ein solches Buch geschrieben werden konnte. Wer aber aus eigener Erfahrung weiß, wie mühevoll es oft ist, sich in die zum Teil schlecht geschriebenen Handschriften der archivalischen Quellen erst einmal einzulesen, bevor man die darin enthaltenen Namen einwandfrei erfassen kann, und welcher Geduld es bedarf, um lebende Gewährsleute nach der mündlichen Namenüberlieferung und den Geländebeziehungen in ihrer Feldmark zu befragen, der kann das Ausmaß der von

Mechthild Wiswe geleisteten Vorarbeiten erst richtig einschätzen. Dabei sind noch nicht einmal die Mühen eingerechnet, die es kostete, um alle Teile der untersuchten Feldmarken zum Zwecke der „Realprobe“ für die Richtigkeit der sprachwissenschaftlich gewonnenen Namendeutungen zu begeben. Die entsagungsvolle Kärnerarbeit zur Zusammentragung des Flurnamengutes aus den 36 ehemaligen Feldmarken des Salzgittergebietes hat sich aber reichlich gelohnt. Es gelang der Verfasserin, auf 440 Druckseiten einen Namenbestand darzubieten, der infolge der Heranziehung namenkundlich früher noch nicht erschlossener Quellengruppen verschiedener Archive und infolge mündlicher Umfragen um ein Vielfaches gegenüber dem Stande der örtlichen Flurnamensammlungen vor dem Zweiten Weltkriege angewachsen ist. Aber nicht nur die Gesamtzahl der erfaßten Namen erfuhr eine solche bedeutende Vermehrung, sondern in vielen Fällen auch die Zahl der Belege für einen und denselben Namen aus verschiedenen Jahrzehnten des 16. bis 20. Jahrhunderts, deren Übereinstimmungen und Unterschiede die Ermittlung der ursprünglichen Lautform eines Namens und damit seine Deutung erleichtern, wenn es gelingt, Schreiberformen als solche zu erkennen und lautgesetzliche von willkürlichen Veränderungen des Schriftbildes zu unterscheiden.

Mechthild Wiswe hat bei ihrem akademischen Lehrer Prof. Dr. H. Wesche, dem Inhaber des Lehrstuhls für niederdeutsche Sprache und Namenkunde, eine gediegene germanistische Ausbildung und gründliche Anleitung zur methodischen Behandlung namenkundlicher Probleme erhalten. Das kam ihr zugute bei ihren Bemühungen um die Deutung der Flurnamen aufgrund ihrer schriftlichen und mündlichen Überlieferung, wobei die Verfasserin die sprachlich gewonnenen Erklärungsansätze durch Nachprüfungen im Gelände zu unterbauen oder zu korrigieren bemüht war. Daraus ergab sich ein weit größerer Grad von Sicherheit für die Namendeutungen, als sie vordem Andree, Schütte, Grosse, Wieries und Alpers-Barnscheer in den von ihnen veröffentlichten ostfälischen Flurnamensammlungen hatten gewähren können.

Freilich ist auch jetzt noch längst nicht über jedes Bestimmungs- und Grundwort unseres Namenbestandes letzte Klarheit

gewonnen. So dürfte es nicht immer ausreichen, bei Worterklärungen auf das Mittelniederdeutsche Wörterbuch zurückzugreifen, da dieses mehr vom nordniedersächsischen als vom ostfälischen Wortschatz des Mittelalters zu bieten hat und nicht selten versagt, wenn es darum geht, typisch ostfälische Sonderwörter der Neuzeit in die Vergangenheit zurückzuverfolgen. Auch die im ganzen so wertvolle Arbeit von H. Lange über „Die Mundart der Orte Göttingen und Isingerode und die Dialektgrenzen an der oberen Oker“ von 1963, auf die sich M. Wiswe bei der Beurteilung niederdeutscher Flurnamenformen des Salzgittergebietes hauptsächlich stützt, vermittelt zu wenig zuverlässige Erkenntnisse über die älteren Vorstufen für die heutigen Lautformen der ostfälischen Volkssprache, um mit deren Hilfe zweifelsfrei entscheiden zu können, inwieweit Flurnamen in Quellen des 16.—18. Jahrhunderts damals lautgetreu niedergeschrieben oder durch mundartunkundige Schreiber entstellt sein können. Schließlich muß auch der Aussagewert der unerläßlichen „Realprobe“ von Fall zu Fall mit Hilfe von Naturwissenschaftlern und Wirtschaftshistorikern kritisch überprüft werden, um sicher zu gehen, daß heutige Geländebeziehungen nicht etwa erst das Ergebnis verhältnismäßig junger Landschaftsveränderungen sind. Klimaschwankungen früherer Jahrhunderte können z. B. durch Veränderungen des Grundwasserspiegels nicht nur die Vegetation, sondern durch Erosion und Ablagerung von Schwemmland auch das Geländere Relief nachhaltig beeinflussen haben, von dem Eingreifen des Menschen in die Kulturlandschaft ganz zu schweigen. Wenn also noch manches zu tun sein wird, um zu hieb- und stichfesten Namendeutungen zu gelangen, so bedeutet das aber doch keine Schmälerung der bedeutenden Leistung, die M. Wiswe mit ihrem ersten großen Werk vollbracht hat. Möge es ihr bei ihrer außerordentlichen Arbeitskraft und ihrer methodischen Gründlichkeit gelingen, die Namen- und Volkskunde des ostfälischen Raumes durch gleich gewichtige künftige Forschungsergebnisse weiterhin wesentlich zu fördern!

Dem Braunschweigischen Geschichtsverein sei dafür gedankt, daß er den Druck dieses Buches ermöglichte!

W. Flehsig

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

57. Jahrgang

Juli 1971

Heft 2

Verborgene historische Stätten

Burg und Schloß Langeleben

von H. A. S c h u l t z

Versteckt — dennoch aber gut erkennbar — liegen die letzten Reste der Burg und des Schlosses Langeleben im Elm. Nur wenige Meter trennen sie von der „Elm-Auto-Straße“, jener Hauptstraße, die diesen anmutigen Höhenzug der Länge nach von Erkerode bis Schöningen durchzieht. Die Bauten standen in dem Winkel zwischen dieser und der abzweigenden Landstraße nach Lelm, nordöstlich des heutigen Falkenheimes und des Landschulheimes der Uelzener Realschule.

Die Besiedelung des Elmes, besonders des Elmrandes geht auf sehr frühe Zeit zurück. Immer wieder kamen und kommen Funde zutage, die dies bestätigen. Gute, aufschlußreiche Kenntnisse vermitteln natürlich die Burganlagen im Elm selbst, so die Burgen im Reitling (Wurtgarten, Krimmelburg, Brunkel- oder Cruxburg), die Burg Langeleben, die alte Burg Warberg und die Elmsburg über Schöningen *).

Die Burg Langeleben — von einzelnen alten Geschichtsschreibern häufig für die sagenumwobene „Alaburg“ gehalten — geht vielleicht auf einen fränkischen Forsthof zurück. 997 könnte er zusammen mit der Verleihung des Forstbannes im Elm an die Bischöfe von Halberstadt gekommen sein. Aus dem Jahre 1258 liegt die früheste Nennung dieser Stätte als „castrum“ vor. Im 13., 14. und 15. Jahrhundert wird mehrfach ein Geschlecht von Langeleben erwähnt.

Ältere Namensformen von Langeleben sind: Langelage (1160) (-lag = Wald, daher „Langer Wald“), Langeleghe (1328), Langhele (1400). Die Endung -leben ist eine spätere Analogiebildung zu den benachbarten Orten auf -leben, wie Samleben, Ampleben u. a. Auch ist in diesem Zusammenhange wichtig, daß bereits um 1400 ein eigener Geistlicher genannt wird, der zum Bann Rábke gehörte. 1722 wurde bei der Burg ein mittelalterliches Petschaft mit der Inschrift „s. plebani in Langeleghe“ und mit den Darstellungen Pokal und Kreuz gefunden. Im 16. Jahrhundert ist die Pfarre wohl eingegangen. Auf jeden Fall war nach 1626 (s. d.), nach der Zerstörung der Burg Langeleben ohne Kirche. Erst 1703 wurde im neu errichteten Schloß wieder ein Kapellenraum eingerichtet. 1715 amtierte ein selbständiger Pfarrer, dessen Pfarrsitz bis 1738 nachzuweisen ist. Ab 1802 war eine Kapelle im Kavalierhause untergebracht.

*) Um Raum zu sparen, konnten hier keine Urkunden- und Literaturhinweise gegeben werden. Falls gewünscht, bitten wir diese beim Verfasser im Landesmuseum zu erfragen.

Die Redaktion

Die Burg Langeleben wechselte häufig ihren Besitzer, so wurden mit ihr belehnt die von Sunstedt (1318), die von Heimbürg (1382—99) und die von Asseburg, die Langeleben gegen eine Pfandsumme von 1500 Goldgulden an den Oberhofmarschall Heinrich von Veltheim auf Destedt abgaben. Im Spätmittelalter befand sich hier jedenfalls eine Pfarrkirche, deren Patrozinium leider unbekannt ist, in einer herzoglichen Burg, die schon zu dieser Zeit in einem sehr schlechten Zustande war. Etwa zwanzig Jahre später erwarb sie der Hofmarschall Schenk von Flechtingen, der sie mit einem großen Kostenaufwand wieder aufbaute und die wüst gewordenen Flächen wieder nutzbar machte. An Ackerland hatte er 14 Hufen zu je etwa 30 Morgen.

1609 standen nord- und nordostwärts von der Burg die Wirtschaftsgebäude wie Scheune, Kutschstall, Back- und Brauhaus, das Pforthaus um einen viereckigen Hof. Der Zugang zur Burg lag gleichfalls an der Nordostseite. Die Brücke über den Burggraben mußte mehrfach 1575, 1610 mit eichenen Bohlen erneuert werden. Der Handlanger bekam für diese Arbeit 3 Mgr. Arbeitslohn (1 Pfd. Speck kostete damals etwa 2 Mgr.).

In unmittelbarer Nähe war auch ein „Vogelherd“ angelegt. Es wird überliefert, daß 1613 hier 132 Schock kleine und 7 Schock große Vögel und 1 Hase gefangen wurden.

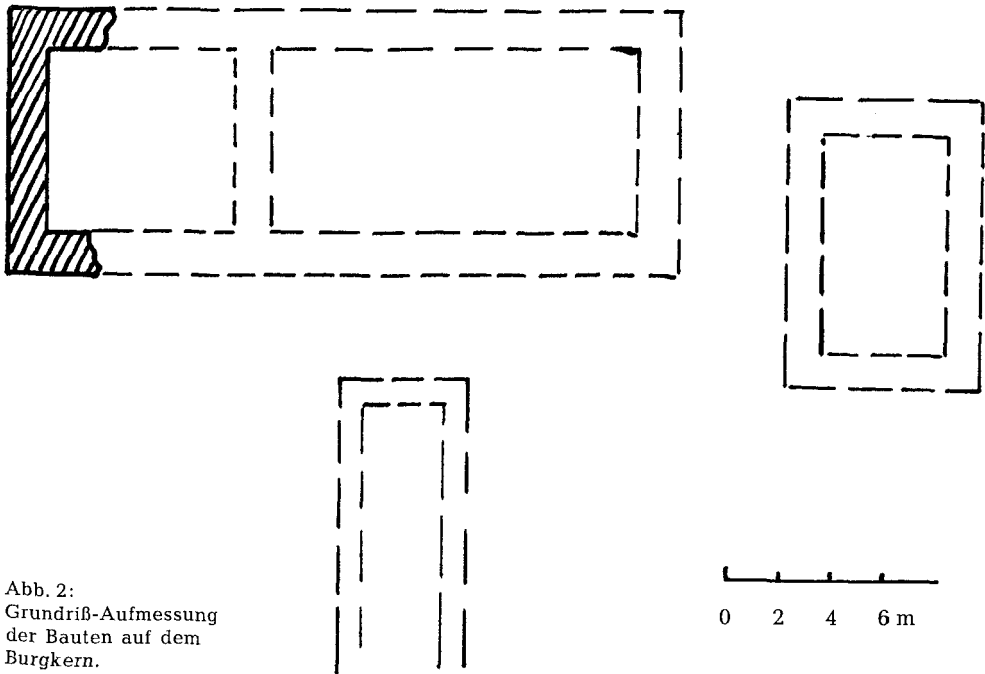
Zu dieser Burg gehörten 6 Fischteiche, von denen die meisten jetzt verschüttet und nicht mehr in der Landschaft zu erkennen sind, so u. a. der „Springk mit Gründ undt Schmetterlingen besetzt“ und „die Jütte, ein Teich, der nie abgelassen werden konnte, darinnen in der mitte ein wirbell“.



Abb. 1:
Umgeben von einem Wall-
ring steht als letzter Rest
auf dem Burgkern dieser
Stumpf des ehemaligen
Turmes, im Volksmunde
der „Steinklumpen“ genannt.
Foto Dr. Schultz

1626 ist das Todesjahr der Burg. Während des 30jährigen Krieges wurde sie bis auf geringe Mauerreste, dem sogenannten „Steinklumpen“ vernichtet. Praktisch blieben nur die Umwallung und Reste des Hauptbaues erhalten. Dennoch ist die Burg heute noch sehr gut wahrzunehmen. Die Wälle und Gräben sind klar zu erkennen, ihre Höhenunterschiede sind trotz ständiger Einwirkungen von Witterung und Menschen beachtlich. An der Westseite der Innenfläche steht ein fensterloser, 12 m hoher Mauerstumpf, dessen Mauerstärke 1,5 m beträgt. Eine Untersuchung des Erdbodens ergab ein interessantes Fundament (s. Plan). Vermut-

lich handelt es sich bei dem Mauerteil um die Westseite des Westbaues einer Kirche. An diese schlossen sich in etwa 3 m Abstand noch zwei weitere Steinbauten an (5,0 mal 10,0 m, 4,5 mal 8,5 m).



Interessant ist zu diesem topographischen Befunde die Nachricht, daß von Schenk in einem Gewölbe des „alten Schlosses“, das 16 Fuß im Geviert maß, eine Kirche einrichten ließ, „darinnen war ein tisch, darauf ein weis laken, ein silbern Kelch mit einem silbernen schüsselchen, das tuch, darinnen es gewunden, Chorchembt, eine tafell, deren Effigies Christi, ein klein Crucifix von marmelstein, ein Klingelbeutel, eine klin bank, noch zwei große benke, da die megde aufsitzen, des Junkers undt der fraien stul . . .“ 1605 hingegen auf dem Turm zwei Glocken, die eine davon entzwei.

Die Geschichte Langelebens war damit aber keineswegs erloschen. Die Burg war vernichtet, aber westlich neben ihr erstand nach 63 Jahren ein Schloß. Schon vorher hatte Herzog August der Jüngere, und zwar am 4. März 1661 ein Schreiben an „den wolgelehrten, Unsern respective Secretario Cammerern, auch Amtmann zu Königsutter undt Lieben Getreuen Joh. Heinr. Widdeken, Jobst Bartelt, Frankenfelt und Peter Marten“ gerichtet, worin er sie auffordert „ihr sollet die gebeude (auf Langeleben) mit fleis in augenschein nehmen, und was sowoll die alten alß neuen gebaueden etwa werth sein, insonderheit aber was gemeldeter Schenke davon Bauen und Beßern lassen aestimirt und Unß von allen grüntlichen Bericht einsenden“. An den Rand des eingehenden Berichtes schrieb der Herzog „Wann wirs erkaufen, wollen wir nichts haben an den Orth, sondern denselben mit bäumen bepflanzen lassen“. Ehe der Herzog etwas unternehmen konnte, starb er.

Erst 1686 übergaben die regierenden Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich das Gut Langeleben dem damaligen Erbprinzen August Wilhelm (1662—1731) als Allodialgut. Unter Verwendung der Steinmassen aus der 1626 zerstörten Burg — bis 1702 sollen 700 Fuder Steine herangeschafft worden sein — ließ er ab 1689 von dem Baumeister Hermann Korb ein Schloß mit einem Wirtschaftshof (1699—1709) aufbauen. Hierzu gehörte eine dem Geschmack der Zeit entsprechende Garten- und Parkanlage mit 2 Teichen und der 1705 erbauten, noch heute erhaltenen Quellgrotte. 1716 war Langeleben als herrschaftliches Gut in die Rittermatrikel eingetragen.

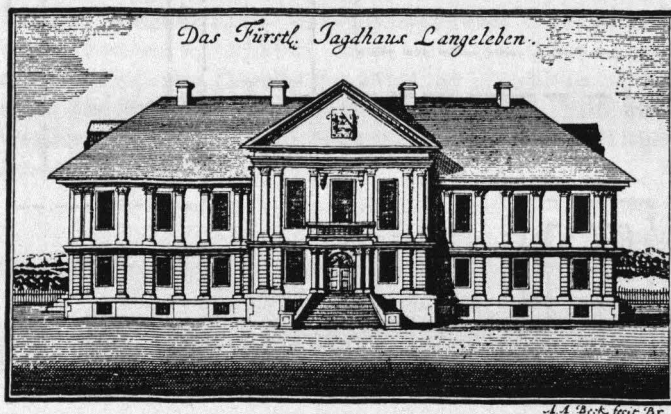


Abb. 3:
Stich von A. A. Beck.

Es ist mehrfach überliefert, daß der Bauherr hier viele Jagdgesellschaften gab, daß aber auch andererseits Langeleben 1694 der Sitz der Herzogin Christine Sophie (1. Gemahlin von Herzog August Wilhelm, 1654—1695, Tochter des Rudolf August und Christine Elisabeth) war. Sie war an einer „harten Geschwulst“ erkrankt, „um hier in der Stille unter der Kur des Professors Dr. Meybaum aus Helmstedt ihre Krankheit abzuwarten“, war sie gekommen. Sie verschied hier am 26. Januar 1695, wurde zunächst in einem zierlichen Gewölbe unter dem Schloß beigesetzt und später in das Erbbegräbnis nach Wolfenbüttel überführt. Ab 1735 weilte hier während der Sommermonate Christine Louise von Oettingen (1671—1747, Gemahlin von Herzog Ludwig Rudolf, Großmutter der Kaiserin Maria Theresia).

Zu ihrer Zeit (1737) fertigte der Hofjägermeister von Langen einen Grundplan, einen „Geometrischen Grundriß“ an, der außerordentlich aufschlußreich ist.

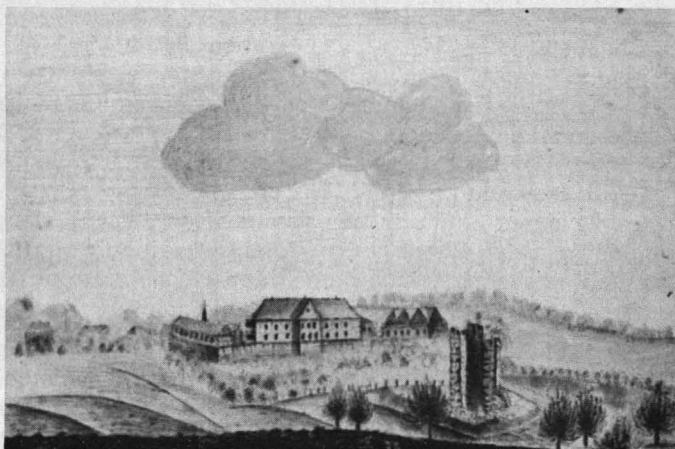
Später waren zu Gast in diesem Schlosse die preußischen Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große. 1813 empfing der Schwarze Herzog Friedrich Wilhelm seine Schwester, die Königin Caroline von England.

1830 wurde das Schloß mit allen Gebäuden für 3068 Thaler verkauft. Das Schloßgebäude, das Kavalierhaus und der Marstall wurden wegen Baufälligkeit niedergelegt. Der Abbruch anderer Gebäude folgte. Der Glockenturm wurde 1833 abgetragen. Die Glocke mußte vorerst in einem Pflugschuppen stehen, nachher wurde ihr ein eigenes Häuschen erbaut. Ähnlich erging es der Turmuhr. Sie wurde zunächst auf einen Boden in die äußerste Ecke gestellt; dann wurde sie nach Rottorf bei Königsutter für die neu erbaute Kapelle verkauft. Die wertvolle Innenausstattung wurde verschleudert. Nur Nebenbauten, so auch die Grotten-

und Teichanlagen blieben als Überbleibsel bestehen. Aus dem Gesteinsmaterial des Schlosses ist u. a. auch das Wohnhaus des Ziegelmeisters in der Moorhütte erbaut worden. Wesentliche Reste des Kavaliershauses sollen in Süplingen verwendet sein. Die einst die Einfahrt in das Schloßgebiet zierenden Torpfosten stehen in Lelm. Im ganzen führten 4 Tore hinein.

Nach diesem hier nur kurz erwähnten Querschnitt durch die Geschichte sei noch ein Blick auf das Schloß selbst gestattet. Wie sah dieses aus? Auf einer aufgeschütteten Plattform stand ein zweistöckiger Fachwerkbau mit Walmdach (s. Abb. 3) und vorspringendem Mittelteil, in dessen Dreiecksgiebel eine kunst-

Abb. 4:
Blick über die ehemalige
Burg hinweg auf Schloß
Langeleben (Aus Bode's
Collectaneen, Bd. 70 (12),
Stadtarchiv Braunschweig)



volle Sonnenuhr mit dem Monogramm August Wilhelms angebracht war. Das bisherige „Rittergut Langeleben“ wurde nun „Hochfürstliches Lust- und Jagdhaus Langeleben“ benannt und der Lieblingsaufenthalt des Herzogs August Wilhelm. Es war sein „Amoena curarum requies“ (die angenehme Ruhe von Sorgen). Die Hauptfassade dieses Gebäudes, das einen Grundriß von 38 m zu 12 m bzw. 18 m aufwies, war nach Westen gerichtet. Über eine Freitreppe kam man zum Hauptportal. Je drei Fenster waren in der Mitte, rechts und links, von Pilastern eingefast. In unmittelbarer Nähe lagen die Wohnungen der Hofmeister, Kammerdiener und Jäger, sowie ein großer Pferdestall mit Turm in dem zwei Glocken und eine Schlaguhr angebracht waren, und ein kleinerer Kuhstall mit Scheune. Nach dem Tode der Herzogin Christine Sophie ward noch gebaut: 1699 das Viehhaus (Meierei) mit Wohnung des Hofmeisters, 1700 die neue Scheune (zwei Etagen hoch) und zwei Einliegerhäuser auf dem Altfelde, 1703—05 die Grotte, 1707 der Marstall und 1709 die Schmiede. Da der Herzog ein Gestüt aufbaute, kamen noch einige Pferdeställe hinzu. Der Brunnen ist noch bekannt, er lag in der Mitte der Wirtschaftsgebäude, von allen Seiten gut zu erreichen. An diesem „Born im Platze“ hingen an einer 122gliedrigen Kette zwei hölzerne mit Eisen beschlagene Eimer. 1731 wurde die Parkanlage erneuert und ein weiterer Lustgarten hinter dem Schloß angelegt.

Die Einwohnerzahl lag zwischen 15 und 20. Im Gestüt zählte man 140 Pferde, das Gut selbst hatte 9 Zugpferde und 31 Stück Rindvieh.

Die Geschichte des Dorfes Langeleben, soweit man überhaupt von einer solchen zur Zeit der Burg und des Schlosses sprechen kann, verlief ohne Bedeu-

tung. Die Wasserversorgung geschah ebenfalls durch den Langeleber Bach oder den Osterspring. Selbstverständlich stand auch ein Brunnen zur Verfügung. Aus der 1605 neu errichteten Schule ist gesagt, daß in ihr „ein tisch, ein alt stul, ein alt kachelofen, gutte fenster undt zwei bücherbretter“ waren.

1755 erfolgte eine Erweiterung des Dorfes durch die Ansiedlung von 6 Waldarbeiterfamilien aus dem Harze. Ein Haus, eigentlich der Pferdestall mit dem Turme, wurde zu einem Wohnhaus umgebaut und hieß fortan das „Harzhaus“. Auf Anordnung des Herzogs Karl I. wurde die Schmiede am 29. Januar 1756 zu einer Schule umgebaut. Sie blieb 101 Jahre hier. Das Schloß bezog für kürzere Zeit 1799 ein höherer Forstbeamter.

Bis 1846 wurde das Gut Langeleben von der Domäne Groß-Dahlum verwaltet, dann aber aufgehoben und der Herzoglichen Kammer überwiesen. Die Ländereien wurden nun größtenteils aufgeforstet. Einige Jahre später bestand sogar der Plan, Langeleben ganz zu schleifen. Die Einwohner sollten ausgesiedelt werden. Wer nach Amerika auswandern wollte, bekam freie Überfahrt. Nach Auflösung des Schlosses und des Gutes waren die Männer vorwiegend Waldarbeiter geworden, von denen einige in den Sommermonaten als Maurer oder Zimmerer in den Randdörfern des Elmes tätig waren. Für einen guten Gemeinschaftsgeist spricht das Vorhandensein eines gemischten Gesangvereines und einer nicht unbedeutenden Gemeinde-Bibliothek.

Ab 1861 hatte Langeleben eine eigene Gemeindeverwaltung; seit 1. Oktober 1936 gehört es zu Lem. 1934—36 wurden die meisten Einwohner ausgesiedelt. Die Wohngebäude wurden bis auf zwei abgebrochen. Der Friedhof liegt heute noch östlich der Revierförsterei und weist noch 7 Grabsteine auf.



Abb. 5: Ausschnitte aus dem Meßtischblatt Nr. 3730 (Königsutter) östlich der Straße NW—SO vom Norden an: Kapelle, Friedhof, Kegelbahn, Teiche mit Quellhaus, Wohnhaus (früher alte Schule), nördlich der W—O Straße: Wohnhaus mit Scheune, Feuerweherschuppen und Stallungen; südlich der W—O Straße: Wohnhaus mit Keller und Stallung (jetzt Landschulheim Uelzen), Wohnhaus mit Turm (Uhr), im Südteil Gastwirtschaft Keye, Wohnhaus mit Kapelle und Schule (1936 abgerissen), Tanzsaal (Holzschuppen) (1936) abgerissen), Privat-Wohnhaus von Ehlers (Stand 1901).



Abb. 6: Blick auf Alt-Langeleben.

An Neubauten erstanden: 1926 — das Kindererholungsheim des Landkreises Helmstedt (1946 vorübergehend Lungenheilstätte), 1951 — das Falkenheim, eingeweiht vom Kultusminister des Landes Niedersachsen, 1959 — das Schullandheim der Realschule Uelzen. Die schlimmste Stunde erlebte Langeleben am 11. April 1945 bei einem Bombenangriff. 35 nach dort evakuierte Kinder aus dem Braunschweiger Waisenhaus im Alter von 4—6 Jahren und 2 Helferinnen wurden getötet. Eine würdige Grab- und Gedenkstätte ist für sie errichtet worden. Im Mai 1953 ist ein Stein, angefertigt nach einem Entwurf von Prof. Schmidt-Reindahl in der Steinmetzschule Königslutter aus dem hier anstehenden Elmkalkstein, gesetzt worden. Die bei dem gleichen Angriff ebenfalls hier zu Tode gekommenen Soldaten sind auf dem Friedhof in Lelm beigesetzt worden.

Im Volksmunde der nördlichen Elmränddörfer werden noch zwei Geschichten erzählt:

„Die ehemaligen Herren von Langeleben waren mit denen auf Neuhaus bei Groß Steinum gut befreundet. Um sich einander Nachricht zukommen zu lassen, haben die auf Langeleben tagsüber Fahnen, zur Nachtzeit Laternen auf dem Turm ausgesteckt, so daß die auf dem Neuen Hause immer Bescheid gewußt haben.“ (Krieger, Sagen S. 100) Und: „Das Königsgrab bei Langeleben. Wenn man früher von Lelm nach Langeleben ging, so standen auf der Wiese vor dem Friedhofe, nach Lelm zu, vier große, dicke Linden. Die Leute haben hiervon gesagt, daß unter den Bäumen ein König mit seiner Familie begraben liege. Wenn man diese Gräber aber aufgegraben hätte, so wäre viel Geld und andere kostbare Sachen ans Tageslicht gekommen. Der König soll in Langeleben auf der Burg gelebt haben, von der man jetzt noch die Ruinen sehen kann.“ (Krieger, Sagen S. 100)

Diese Grabstelle ist auch heute noch zu erkennen. Vermutlich gehörte sie zum Schloß.

Haussprüche und Inschriften Alt-Braunschweigs

von Rudolf Fricke

„DIS HAUS STEHET IN GOTTES HANDT
VND IST ZVM BRAVNEN HIRS GENANDT“

(Südclint 15, 1591)

Haussprüche und Inschriften

Die weit verbreitete, formelhafte Fassung der Haustafel-Inschrift am „Braunen Hirs“ ist bezeichnend für die Anspruchslosigkeit, mit der man sich — nicht nur in Braunschweig! — im Allgemeinen bei der Beschriftung auch der Schwellhölzer auf Bibelzitate, Gesangbuchverse und ähnlich „Erbauliches“, beschränkte. Nichtsdestoweniger gibt es eine ganze Reihe individueller und origineller Inschriften: Dazu gehört die erste, über eine Angabe des Errichtungsjahres hinausgehende des Schwellbalkens am Hause Alte Waage 2, der „Ghellerburg“ aus dem Jahre



Abb. 1 Älteste Inschrift Alte Waage 2 („Ghellerborch“) von 1435

1435. Der derzeitige Bewohner vergleicht darin die Tätigkeit des bei der nahen Ratsküche der Neustadt zusammentretenden „Küchenrats“ mit der dort üblichen und riecht oft, was dort „gebraten“ wird, auch ungebeten:

„Du drosch, dit is de ghellerborch; noch here van ghellern bin ek ghenant!
ik ruke den braden vaken ungheladen · M cccc xxx v“

Während diese Inschrift den Balken fortlaufend überzieht, werden die dem für das 15. Jahrhundert so typischen Treppenfries beigegebenen meist ausführlicheren Datierungen, geteilt in rechteckigen Feldern über den Balkenköpfen angebracht. Schon die erste, einem Treppenfries (Schützenstraße 14/1)5 zugesellte Jahreszahl ist über die bloße Zeitangabe hinaus um weitere Präzision bemüht:

„Anno domini M cccc lxvi in vigilia sancti iohannis babtiste“ completa
est domus ista

lautet nach Auflösung der üblichen Kürzungszeichen die dortige Inschrift. Ähnlich enthält der im Städt. Museum aufbewahrte Schwellbalken des Hauses Breitestraße Nr. ass. 772 neben der Jahreszahl 1467 den Zusatz „in die mertini completum

est". Die Datierungsinschrift von Südklint 17 sei in Originalschreibart wiedergegeben:

„āno dñi M cccc lxi post festv iacobi 9pletv est.“

... nach Jakobi Fest fertig gemacht. An St. Urbani Tage, am Vorabend Laurentii, am Tage St. Johannis und ähnlich ist an anderen Gebäuden der Tag bezeichnet, an dem wahrscheinlich der Richtkranz über dem Fachwerkgerüst aufgezogen wurde. Eine Inschrift der Brandmauer des Hauses Steinstraße 2 enthielt eine doppelte Zeitangabe:

„Ano dm m cccc lxii iar in sunte iohannes avende to middensummer“

Über das Errichtungsjahr hinaus sind, trotz Schwierigkeiten der Verteilung auf beschränkte Flächen, dem Treppenfries der Häuser Kleine Burg 15 von 1488 und Hagenbrücke 22 von 1508 die Sprüche:

„O rex gratiae, Christe, veni cum pace“

bezw. „we kan, berichtet mit, dath alleman tho willen sy“

und 1521 dem Bilde eines werkenden Rademachers Auguststraße 32 der Zimmermannsstoßseufzer

„Och we kans ramen“

hinzugefügt, der sich auf das, eine Hauswand vollendende „Rähmen“, das Aufsetzen des Rähmholzes, bezieht.

„Och we kans (ge)ramen ? Jesus, maria, Amen“

lautet an anderer Stelle der vollständige Spruch. Andere Bauten enthalten wiederum in durchlaufender Zeile erweiterte Bauinschriften:

„ano x dm x m x cccc x lxi x sint x disse x twe x hus x ghebewet“

kündet die im Städtischen Museum befindliche Schwelle eines Eckhauses am Hagenscharn, und die von der Ecke Wendenstraße Fallersleberstraße nennt gar den Namen des Erbauers.

„Anno dm M cccc lxxxxv. dese xxxx span heft gebuwet florian falhusen“

In Jahrzehnten des Übergangs vom Gebrauch der römischen Zahlen zu den arabischen Ziffern bedeutet das die 1495 geschehene Errichtung eines Bauwerks von vier-zehn Spann, d. h. von etwa 20 m Länge. Als anderes Beispiel für den besagten Übergang sei die ähnlich merkwürdige Schreibart XVC=1500 (Kaiserstraße 18) angeführt. Schönstes Beispiel geschnittener, spätgotischer Lettern mit plastisch bewegter Oberfläche bietet die lange lateinische Inschrift der früheren Ulricipfarre am Kohlmarkt. Sie erstreckte sich vor Abbruch etwa des ersten Drittels 1895 über eine Länge von 20 Spann des zweigeschossigen Gebäudes. Bei der vor einigen Jahren erfolgten Versetzung des restlichen Hauses hinter die Magnikirche, wurden die z. T. im Städt. Museum aufbewahrten Abschnitte dort sinngemäß wieder angebracht. Die Inschrift bietet sich heute also wieder im ursprünglichen Zusammenhang.

„Anno x Domini x Millesimo x Quingentesimo x Quarto x Georgius x Irrenberch x brunoniense x rector x hui9 x ecclesie x ī x honorē x diui x Udalrici x epi x sctor x 9patroni x Cosme x et x Damiani x hāc x domi x fr x fecit“

Mit einem letzten Aufblühen später Gotik in des 16. Jahrhunderts erster Hälfte erscheinen an den Hausfronten, dem ornamentalen Schmuck zumeist verwoben, bemerkenswerte niederdeutsche Inschriften von oft stattlicher Länge:

„VIVEDIV, SED VIVE DEO, NAM VIVERE MVNDO, MORTIS QVS VIA
EST VIVERE VITE DEO.
QVICQVID AGAS? PRUDENTER AGAS, ET RESPICE FINEM“

Die frontseitige Inschrift, zuletzt durch Brettverschlag verdeckt, ist durch Beck und Sack überliefert worden:

„VITA QVID EST LABOR EST HABENDI VANA CVPIDO TRISTIS /
AD EXTREMUM SOLLICITUDI! ANNO CHRO NATO M D LXXII“

Der Mehrzahl etwa gleichzeitiger, lateinischer Haussprüche auch an andern Gebäuden folgt hier, ebenfalls in schrägen Versalien gehalten, ein deutsches Zitat:

TRACHTET AM ERSTEN NACH DEM REICH GOTTES VND NACH SEI-
NER GERECHTIGKEIT, SO WIRD JEDEN ALLS ZVFFALLEN!
MATH. CAP. V.

1581 überwiegen an Hofgebäuden Schützenstraße 34 deutschsprachige Inschriften, in denen die alte Volkssprache mit dem vordringenden „Missnisch“, spürbar ringt:

„DORCH GOTTES SEGEN VND SINE MACHT
HABE ICH DAS GEBEW DARHEN GEBRACHT ANNO DNI 1581
WER WILL HABEN DAS IM GELING
DER SEHE SELBST WOL ZU SEINEM DING G.H. M.G.“

Bezeichnend für das Vordringen der lutherischen Bibelsprache im niederdeutschen Sprachraum sind die Schwelleninschriften des Haupthauses der Riken-schen Stiftung Olschägern 13 von 1588. Dem durchaus oberdeutschen Frontspruch

„Der herr Jst des Armen schutz, ein schutz in der not
Darumb hoffen auff dich, die deinen namen kennen,
den du uer lesse(s)t nicht, die dich herr suchen“

steht die rückseitige, überwiegend niederdeutsche Stiftungszeile gegenüber:

„Anna, henning riken s(elig) nagelaten weddewe mit ihren kindern, alse
henning riken, margereta riken -marten remers e(helike) h(us) f(ruwe)-. Ilse
riken, -tobias reten e(helike) h(us) f(ruwe) heben dut hus g(ebuwet)
s(inem?) got z(u) l(of) u(nd) e(re).“

Als Schrifttype erscheint hier in Braunschweig zum erstenmal eine (noch schlichte) „Schwabacher“, deren Formen überwiegend von der g e s c h n i t t e n e n Buchdruckletter bestimmt sind. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts gesellt sich zu der schon früher vermerkten Reformationsdevise „VERBUM DOMINI MANET IN AETERNUM“ als Portalinschrift - pars pro toto - „NISI DOMINUS FRVSTRA“ (Gödelingerstraße 43, 1584, Südklint 15, 1591). Es würde den gegebenen Rahmen unfüglich überschreiten, die Fülle der lateinischen Zitate an den Gebäuden der 1592 neu gestalteten Martinsschule wiederzugeben. Bemerkenswert erscheint, daß ausgerechnet ein Domherr seiner Wohnung am „Papenstieg“ einen deutschen Hausspruch gab:

„WAS MENSCHLICH VERNUNFFT VOR VNMVGELICH ACHT
DAS HAT GOT IN SEINER MACHT
HENNINGVS MEIER HILDESHEIMENSIS CANONICVS HVIVS
ECCLESIE F(IERI) F(ECIT) ANNO DOMINI 1590“

„ES IST MANNIGEN LEIDT / DAS ES MIR WOL GEIDT / VND HASSET
IHM DAS ERS SICHT / MUSS DENNOCH LEIDEN DAS ES GESCHICHT /
ICH WIL ES NEGEST GOTT SO HABEN / WAS FRAGEST DU DA-
NACH“

Mit dem Rest der Inschrift ging bei einen Teilabbruch leider auch die Jahreszahl verloren.

Um die Zeit des Erliegens der Stadt gegenüber landesherrlicher Gewalt geht man dazu über, die Inschriften nicht mehr durch Ausheben des Grundes herauszuarbeiten, sondern sie vertieft in die Balken einzuschneiden. Außerdem zeigt sich die Neigung, l ä n g e r e Inschriften mehr hofseitig anzubringen. Erstmals erscheint so 1684 Breitestraße 17 der Vers:

„DEIN SEEGEN, HERR, DIES HAUS VERWALTE,
DEIN REINES WORT DARIN ERHALTE,
ACH, LAS ES SCHULD UND BRAND VERSCHONEN
UND TUGEND LIEBEN, DIE DRIN WOHNEN,
UNEINIGKEIT UND STREIT VERHÜTE
DEN REST BEFEHL ICH DEINER GÜTE!“

Schnörkelhafte, aber noch einmal erhabene Schrift zeigen frontal die zum letztenmal mit Überhang alter Art erbauten Häuser ehem. Damm Nr. ass. 2146 und Fallersleber Straße 19 von 1685 bzw. 1686. Die neben Psalmen am ersten erscheinende Bitte

„DA PACEM DOMINE IN DIEBUS NOSTRIS“

könnte als ahnungsvolles Stoßgebet auf mögliche Auswirkungen der Mitregentschaft hin sein, zu der der friedliche Landesherr Herzog Rudolf August seinen jüngeren, ehrgeizig-unruhigen Bruder Anton Ulrich soeben berufen hatte. Dünn und zierlich sind in der Folge vertieft die eingeschnittenen Lettern „deutschen“ oder lateinischen Typs der meist wenig originellen, erbaulichen Haussprüche und Bauinschriften, unter denen die Hinter Liebfrauen Nr. 3 durch zum letztenmal erhalten herausgearbeitete Buchstaben 1703 eine Sonderstellung einnimmt.

„SCHWINGE DICH ZV GOTT HINAVFF
DEN BERUFFS WEG FREVDIG LAVFT
SO FOLGET GOTTES SEGEN DRAVFF“

Bemerkenswerterweise wurde eine zeitliche Erweiterung des Hauses noch 1761 in gleicher Bauart und angepaßter Beschriftung vorgenommen. Aus dem Rahmen des Üblichen fallen noch zwei hofseitige Haussprüche, die wiederum die Scheelsucht der bösen Mitmenschen behandeln:

1710, Neuestraße 26, Hofseite des Haupthauses
„ALLER MENSCHEN VNGVNST KAN MIER NICHT SCHADEN
WAS GOTT HABEN WIL DAS MVS GERATHEN
MENSCHEN GEDANKEN GERATTEN GAR SELTEN
WAS GOTT HABEN WIL DAS MVS GELTEN“

und

1727, Reichsstraße 21, Hof, Seitenflügel
„WEN HASS VND NEID BRÄNDTE WIE FEVER
SO WERE DAS HOLTZ LANGE NICHT SO THEUER“

Dieser relativistisch eingestellten Betrachtung eines Denkenden steht anderwärts der unbedingte Glaube gegenüber:

„Godt is dat leuent vnd de warheit
de geue vns alle des salicheit
Anno domini 1555“

(Hofgebäude Alte Waage 12)

und

„ICH BIN DE WECH / DE WARHEIT VNDE DAT LEVENDT / NIMANT
KUMBT THOM VADER ALLEIN DORCH MICH / JOHANN 14“

(Hofgebäude Reichsstraße 7, 1566)

Etwa zu gleicher Zeit lautet noch der letzte, längere niederdeutsche Hausspruch Braunschweigs, Südklint 5 von 1563 (?)

„de x here x is x na x bi x den x de x eins x to x broken x h(ertens) x sin x
u(nd) x helpt x de x (de) x ein (es) x toslagen x gemotes x hebbben
Salme 34,“

dem die Bauinschrift der Doppel-Stiftung eines Hauses im Hof Hintern Brüdern 36

„ANNO DOMINI 1583 HEFT ANDREAS REGETZEN DVSSE VIF SPAN
BUWEN LATEN VP EIGEN VNKOST VND ANNO DOMINI 1583 HEFT
TONNIES GROVEN DUSSE WONUNG BVWEN LATEN“

folgt, und 1607 bekennet Schützenstraße 27 die Steintafel über der Tür eines alten Kemenatengebäudes mit den Worten

„DUT IS DER SMEDE GILLHUS“

sich ein letztes Mal zum Niederdeutschen.

Die Wirksamkeit der beiden, einst gegen den Widerstand der Geistlichkeit geschaffenen städtischen Lateinschulen förderte ohne Zweifel die Belesenheit und Schriftgewandtheit besonders in den führenden Schichten, Land- und Seebefahrenheit unter anderem auch das sprachliche Können. So ist es denn erklärlich, daß das 1533 mit Ratshilfe errichtete Pfarrwitwenhaus der Altstadt neben einer lateinischen die erste, in einwandfreiem Hochdeutsch abgefaßte Inschrift trägt. Mit dem Anfang, der mit Abbruch des südlichen Gebäudeteiles um 1899 verloren ging, lautet die Inschrift des noch erhaltenen Hauses Echternstraße 14/15:

„(URBS EVANGELII QVIBUS EST VETUS USA MINISTRIS HVC HABIT
VIDVAE) POST PIA FATA VIRVM behausung der vorlassen widwen
der abgestorben Prediger in der alten stad durch eines erbaren und wol-
weisē rads und filer erbar fromen christē beforderung erbawet Anno
domini 1559“

Etwa gleichaltrig war die lateinische Inschrift des mit spätem Fächerfries ausgestatteten Hauses Sonnenstraße 10/11, dessen Reste heute Neuestraße 5 angebracht sind. Die Zeile

„OMNI x POTENS x DOMINUS x DOMUUM x FUNDAMINA x PONIT x
HVMANVS x NIHIL x EST x ET SINE x FRUGE x LABOR x HANC x
IGITUR x CLEMENS x POSITO x FVNDAMINE x SERVES x CHRISTE x
SALUS x POPVLI x DUXQE x CAPUTQUE x TVI“

wiederholte sich auf der hofseitigen Schwelle. Mit zunehmender Anwendung des Lateins weicht hier die altgewohnte Frakturschrift zeitlich fast gänzlich römischen Versalien, die 1572 an der Hofseite Gördelingerstraße 12 sogar einmal in kursivhafter Schrägstellung auftreten:



Abb. 2. Datumsinschrift im Schnitzwerk (Scharnstraße 13) 1470

„Anno domini M ccccc vnde xix.

Sage my, we is de man, de alle manne to danke don kan x

Geselle sy to dinem spel, de di gode sin, der is nich vel x

ach, we kans ramen? Jesus, maria, amen“

(Gördelingerstraße, Schustergesellen-Herberge, 1519)

„De edel friheit over rodt golt geit“

(Ratsapotheke, um 1520, überliefert von Neocorus)

In der Gärungszeit werdender Reformation findet alte Glaubensform noch einmal kurzen und inbrünstigen Ausdruck:

„Help got unn sant Maria anno dom Mcccc xx iii“

(Hofgebäude Wendenstraße 50, 1524)

Dem zeitüblichen Laubstabgewinde aufgelegt, findet sich, Mißgunst durch Angriff abwehrend, Olschlägern 40 der Vierzeiler

„an dem verden juny upgericht

des spotters uggelik achte wy nicht

anno dm m ccccc unde xxx jare

in duth gebwet dat ys ware“

Beiderseits des Laubstabes der oberen Schwelle ist 1530 zweizeilig, in ähnlicher Geisteshaltung, am Hause Stobenstraße 17 eingeschnitten worden:

„wat x kan x ick x arme x man x dartho

de x mi x hat x dar x ik x nicht x en x do

dat x hatet x vel x mannigen x dat x he x suth

noch x moth x he x liden x wat x dar x schuth“

Daß die letzte Zeile in Spiegelschrift ausgeführt worden ist, mag einem Versehen bei der Übertragung durch Umpausen zuzuschreiben sein, kann aber auch als Ulk gedeutet werden. Die den Doppelzeilen links und rechts außen beigegebenen männlichen Halbfiguren, hier mit einer Stückkugel, dort mit Armbrust versehen, versinnbildlichen wohl die selbstsichere Überlegenheit des vermögenden Bauherrn gegenüber des Ohnmächtigen Haß und Neid durch die unterschiedliche Stärke der Waffen.

Leidenschaftliche religiöse Unruhe spricht aus den in völlig anderer Art mit figürlichen Motiven durchsetzten Bändern, die wildbewegt und schwungvoll die Schwellbalken der Häuser Hintern Brüdern 5/6 und Fallersleber Straße 15 überziehen. Hier wird „Gottes Wort“ nicht mehr in volksfremden Latein, sondern in der dem Volke vertrauten Sprache, in „dudesch“ oder „Sassisch“, eindring-

lich gepredigt, und die Lebendigkeit eines damals öffentlichen Anliegens spricht sogar aus den Formen der Lettern. Des erheblichen Umfanges, besonders der den Balken Hintern Brüdern 5/6 eingeschnittenen Texte aus Col. 3, V. 1—3 / Matth. 23/23 u. 5/17 / Röm. 12, 1—9 sowie Ev. Joh. 6, 48—50 wegen sei hier nur der kürzere Wortlaut der im Städt. Museum aufbewahrten Saumschwellen von Fallers-leber Straße 15 aus dem Jahre 1531 wiedergegeben. Er lautet:

„Anno dm m^o v^cunde xxxi jare x in onne schullen alle folker bedieth werden x hye x Ick bin de wech, de warheit unde dat levent x johann 9/14 x Einen propheten werth jo goth, jue here erveken, dem schulle gy horen alse mi x dut, 18 de here is min licht unde min heil, vor weme scholde ick mi fruchten x da 28 Wene an onne gelovet, de schal nicht to scanden verden. x Ma. des mynscen sone hefft alleine macht up erden de sunde to vorgeven.“

Dem schweren Ernst der seherischen Worte, in wuchtigem Niederdeutsch gehalten, kann man sich kaum entziehen, die Fertigkeit des Lesens vorausgesetzt. Damit aber mag es — den beiden 1422 eröffneten, ratseigenen Schulen zum Trotz — bei manchem Betrachter angesichts der dem Holzwerk eingeschnittenen Schriftmenge etwas gehapert haben. In Erwägung dessen beschließt Meister Schnitker sozusagen auch sein Werk augenzwinkernd mit dem Bilde eines bebrillten Esels und den ihm verbundenen Worten:

„Ick kan so vel nich lesen und gselle vesen.“

Der aus dem kämpferischen „Es steht geschrieben“ der Reformation geborenen Zitation von „Gottes Wort“ folgt 1542 Stecherstraße 9 die in schlichterer Prägung vorgetragene Gläubigkeit der einfachen Volksseele.

„Wol x got x myt x gantzem x herten x vor x truwen x kan x der x blifft x wol x ein x vnuordouen x man.

Goddess x wort x blifft x in x Ewichkeit.

thom x lesten x is x de x gedult x eine x owerwinnig x alles. M d xlii

Der abschließende Satz findet seine ältere Parallele in dem Wahlspruch „In als gedoltig“ des Patriziers Cyriacus Kale, mit dem Hans Holbein dessen Bildnis versah, als er ihn 1533 am Stalhof zu London malte. Dem mittleren Abschnitt der Inschrift entspricht auch 1542 die Inschrift des Torbogenbalkens von Langestraße 5:

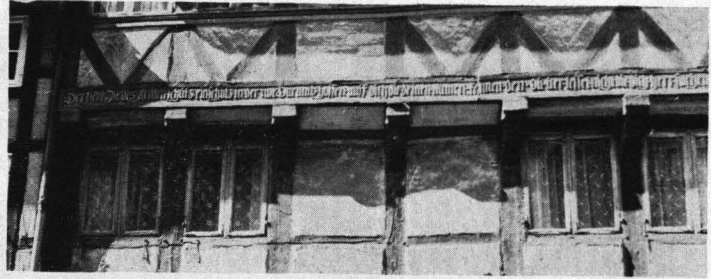
„Alle x dinc x vorgeit x goddes x wort x blift x in x Ewichkeit.“

deren zweite Hälfte nach der Jahrhundertmitte mehrfach in lateinischer Fassung „VERBUM DONINI MANET IN AETERNUM“, zuweilen nur durch die Anfangsbuchstaben angedeutet, wiederkehrt. Aber noch ist von der mit der zunehmend sich durchsetzenden Renaissance eintretenden Lateinfreudigkeit nicht viel zu merken.

Die niederdeutsche Sprache herrscht noch vor, auch wenn sich infolge des Gewichtes der Lutherbibel hier und da Worte oberdeutscher Prägung einzustehlen beginnen. Eine der schönsten Inschriften „sassischer“ Sprache ist noch die vom Torbogensturz des 1552 errichteten Hauses Reichsstraße 6

„HEDDEN WI ALLE EINEN GELOVEN
GOT VND DER GEMENEN NOT VOR OGEN
EIN ELLENMATE VND GVT GEWICHTE
GVT REGIMENT VND RECHT GERICHTE
EINE MUNTE VND GVT GELT
SO STVND ET WOL IN ALLER WELT“

Abb. 3.
Lateinische Versalien
(oben)
und Minuskeln (unten)
Auguststraße 32
von 1521.



Etwa gleichzeitig wurde die „Goldene Rose“ am Kohlmarkt mit folgender Inschrift versehen:

„ZV DIESEM HAVS HERR IESV CHRIST
DEIN SEGEN GIB ZV ALLER FRIST
LAS ALLES DAREIN GEDEIEN WOL
SO IST ES DEINER GNADEN VOL
WAS DV SEGNEST DAS BLEIBT BESTEHEN
OHN DEINE HVLF MVSALS VORGEHEN“

Das schon angeführte „NISI DOMINUS FRUSTRA“ findet sich im neuen Jahrhundert deutschsprachig, u. a. Bohlweg 17, wieder an:

„Anno 1608

WO DER HERRE NICHT DAS HAVS BAVWET
SO ARBEITEN UMBSONST DIE DARAN BAVWEN!“

Neben der Fülle erbaulicher Sprüche und Zitate, die auch, weit verbreitet an anderen Orten zu finden sind, interessieren zwei Inschriften, die den düsteren Hintergrund des 30jährigen Krieges heraufbeschwören.

Infolge ihrer Wehrhaftigkeit und durch große Geldopfer gelang damals der Stadtführung zwar, dem Schicksal Magdeburgs auszuweichen, aber wer konnte dessen völlig sicher sein? Manches besorgte Gemüt hat wohl innigst um Erhaltung des Friedens gebetet, wie es am Hause Ziegenmarkt 7 (Seite Jakobstraße) eingegraben steht:

„Da PaCeM IehoVa Vrbi BrVnsVigae ANNO DOMINI 1623“

Die aus Groß- und Kleinbuchstaben merkwürdig zusammengesetzte Schriftzeile ist ein Chronogramm, in dem die Versalien, als römische Zahlen addiert, die Jahreszahl 1623 nochmals ergeben. Durch das Bündnis der Stadt mit Schweden wurde ein Braunschweiger, Hans Becman, „schwedischer“ Kommandant der für die Stadt wichtigen Wolfsburg. Sein Domicil in der Stadt neben der Ägidienmühle trägt nach der einstigen Wasserseite hin noch jetzt die Inschrift:

„DEN WOLEDEL VEHST VND MANHAFTEN HERRN HANSEN BECMAN
DERO CRON VNNT REICHE SCHWEDEN WOHLBESTAL. COMANDAN-
TEN AVFF WOLFSBURCH
ANNO 163. “

Nach Kriegsende klingt Kattreppeln 21 im Bewußtsein sicheren Besitzes der trotzig stolze Zeiten um 1650 noch einmal auf:

Abgesehen von der schon erwähnten Anpassung an Vorhandenes im Jahre 1761 am Hause Hinter Liebfrauen 3,



Abb. 4.
Negativ „Schwabacher“
am Hause Ölschlägern 13
(Rikensche Stiftung).

„GEDENCKE AN DEINEN SCHÖPFER IN DEINE IVGENT“
ist damit die alte Sitte des Hauspruches erloschen, und in weitem Abstände folgt 1778 noch eine späte Inschrift, die durch Anbau an das von Vorfahren des Bauheirn errichtete Nebenhaus veranlaßt wurde:

Friesenstraße Nr. 73

HANS JURGEN KELLNER U. ELISABETH BORGERS

Anno 1703 den 6. August

Friesenstraße 72

ANDREAS HEINRICH KELLNER

Anno 1778, den 1. August

(Aus eigener Inschriftensammlung des Verfassers)

Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

4. Namen aus der gewerblichen Wirtschaft

Bei der Durchsicht der neuzeitlichen Einwohnerverzeichnisse braunschweiger Dörfer drängte sich mir bald eine Frage auf, deren Beantwortung über das rein Namenkundliche hinaus auch wirtschafts- und sozialgeschichtlich von Bedeutung sein mußte: Wie ist es zu erklären, daß unter den ländlichen Familiennamen manche auffallend selten vorkommen, die auf typisch ländliche Gewerbe zurückgehen, während umgekehrt andere Namen überraschend häufig zu finden sind, die man als Bezeichnungen für vermeintlich typisch städtische Gewerbe eigentlich gar nicht auf dem Dorfe erwarten dürfte? Sind solche scheinbaren Ungeheimheiten etwa verursacht von einer starken Umschichtung der Bevölkerung, durch die nicht nur im Zuge der „Landflucht“ viele Familien vom flachen Lande in die Stadt überwechselten, sondern seit dem späten Mittelalter auch Nachkommen städtischer Gewerbetreibender wieder auf das flache Land zurückfanden? Oder bedürfen vielleicht die landläufigen Vorstellungen der Wirtschaftshistoriker von der beruflichen Gliederung der Landbevölkerung in früheren Jahrhunderten, die bisher auf mehr oder weniger lückenhaften archivalischen Quellen beruhen, gewisser Korrekturen von Seiten der Namenkunde?

Eine Berufsstatistik der ländlichen Bevölkerung Ostfalens oder auch nur des Herzogtums Braunschweig im späten Mittelalter gibt es leider noch nicht, und es ist wohl auch kaum damit zu rechnen, daß sie in Zukunft einmal erarbeitet werden könnte, weil die einschlägigen Quellen wie Erbregister, Musterungsrollen u. ä. weder lückenlos erhalten sind noch überhaupt gleichmäßig vollständige Angaben über die Berufe der erfaßten Einwohner bieten. Die von M. Burchard veröffentlichte Calenbergische Musterungsrolle von 1585¹⁾ enthält z. B. neben sehr sorg-

fältig geführten Einwohnerverzeichnissen mit allen Einzelheiten über Beruf, Herkunft und Besitzverhältnisse der Untertanen in einer Reihe von Orten, die ein gewissenhafter Amtsschreiber erfaßt hat, nicht wenige Listen aus anderen Orten, über deren Köter, Häuslinge und Tagelöhner keinerlei Berufsangaben gemacht worden sind. Die früheste brauchbare Berufsstatistik der Gewerbetreibenden, die um 1760 in 32 Dörfern, Flecken und Städten des Herzogtums Braunschweig mit Ausnahme der Residenzstadt ansässig waren, hat Privatdozent Dr. *Walter Achilles* für seine noch unveröffentlichte Habilitationsschrift über „Braunschweigische Steuerpolitik im 17. und 18. Jahrhundert“ auf Grund der bei der Generallandesvermessung entstandenen Einwohnerverzeichnisse der braunschweigischen Orte im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel aufgestellt. Ich verdanke es seiner selbstlosen Hilfsbereitschaft, daß ich seine Statistik hier verwenden kann, um zu zeigen, welche Unterschiede in der Häufigkeit der einzelnen Gewerbebezüge um die Mitte des 18. Jahrhunderts zwischen den braunschweigischen Dörfern auf der einen und den Städten und Flecken auf der anderen Seite bestanden. In Ermangelung entsprechender Zahlen aus dem 17. Jahrhundert für Dörfer, Flecken und Kleinstädte habe ich zum Vergleich die Zahlen der jeweiligen Gildegenossen (ohne Gesellen) aus dem Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671²⁾ neben die Angaben von Achilles gesetzt

Gewerbebezug	Dörfer um 1760	Flecken und Städte um 1760	Stadt Braunschweig um 1671
Leineweber	781	98	44
Schneider	449	86	82
Schuster	235	196	182
Schmiede	227	92	71
Rademacher	121	34	11
Tischler	55	31	26
Zimmerleute	44	20	20
Steinhauer	39	1	0
Böttcher	22	16	36
Bäcker	19	38	55
Maurer	17	35	3
Fleischer	12	26	78
Drechsler	11	17	14
Sattler	5	22	6
Gerber	4	19	29
Glaser	3	17	13

Welche Schlüsse aus den z. T. recht uneinheitlichen Stellenwerten der Gewerbebezüge in den 3 Zahlenreihen zu ziehen sind, werde ich bei der Behandlung der einzelnen Berufe und ihrer Namen im folgenden aufzuzeigen versuchen.

a) Namen aus den Nahrungsmittel-Gewerben

Unter den Gewerbetreibenden, die sich auf dem Lande wie in der Stadt mit der Verarbeitung landwirtschaftlicher Erzeugnisse beschäftigten, war der von Achilles in seiner Statistik nicht aufgeführte Müller der wichtigste. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die niederdeutsche Berufsbezeichnung *Möller* oder ihre hochdeutsche Form *Müller* als Familienname außerordentlich häufig anzutreffen ist, zumal wohl nicht nur die Handwerker in den Mahlmühlen als

Müller galten, sondern gewiß auch diejenigen in den Öl-, Loh-, Stampf-, Säge-, Schleif-, Polier- und Papiermühlen. Von solchen Betrieben gab es einschließlich der Mahlmühlen um 1800 in 432 Dörfern, Flecken und Städten des Fürstentums Wolfenbüttel rund 400 an der Zahl³⁾, wovon allerdings nicht wenige Dörfer gar keine und andere dafür 2, 3, 4 oder mehr Mühlen hatten. Im späten Mittelalter, als die Berufsbezeichnungen zu festen Familiennamen wurden, wird die Zahl der Mühlen allerdings wohl noch nicht so groß gewesen sein wie im 18. Jahrhundert, und dementsprechend auch die Zahl der Müller einschließlich ihrer Knechte sicherlich geringer als die Zahl der Leineweber, von denen es um 1760 mehr als zweieinhalbmal so viele in den braunschweigischen Orten gab wie Orte selbst. Umso erstaunlicher erscheint es, daß der Familienname *Möller* bzw. *Müller* 1938 in den Dörfern des ehemaligen Fürstentums Wolfenbüttel viermal so häufig war, wie der Familienname *Weber*, und sogar den Namen *Meyer* bzw. *Meier*, die mittelalterliche Bezeichnung des Ackermannes, an Zahl nahezu erreichte⁴⁾. In der Stadt Braunschweig stand *Möller/Müller* nach Ausweis des Adreßbuches von 1937 mit 1029 Belegen sogar weit vor *Meyer/Meier* an der Spitze der häufigsten Berufs-namen, ohne daß die berufliche Gliederung der Bevölkerung in der Vergangenheit dafür einen Anlaß gegeben hätte. Im Jahre 1671 z. B. wohnten in Braunschweig nur 6 Müllermeister, aber 27 Leute namens *Möller* und 7 namens *Müller*. Anscheinend war also gar nicht allein die Zahl der gewerblichen Mühlenbetriebe und der in ihnen Beschäftigten während des späten Mittelalters für die so überaus häufige Entstehung des Familiennamens *Möller/Müller* entscheidend, sondern auch die unbestimmbare Zahl derjenigen bäuerlichen Betriebe, in denen für den eigenen Bedarf und vielleicht auch noch für den Bedarf der Nachbarn mittels einer handbetriebenen Hausmühle („Querne“) Körner- und Ölfrüchte gemahlen bzw. geschrotet wurden. Dann wäre also in nicht wenigen Fällen der Familienname *Möller/Müller* nicht aus einer Berufsbezeichnung hervorgegangen, sondern aus einem Spitznamen für solche Bauern, die sich neben ihrem landwirtschaftlichen Tagewerk auch mit Müllerhantierungen befaßten, ohne dafür handwerklich ausgebildet zu sein und sich dafür entlohnen zu lassen. Es wird sich bei der Betrachtung anderer, ebenfalls unverhältnismäßig häufiger Familiennamen aus Handwerksbezeichnungen eine ähnliche Erklärung für die Höhe ihrer Belegzahlen nicht von der Hand weisen lassen. Bevor wir uns ihnen zuwenden, sei noch etwas über das Verhältnis der beiden Lautvarianten *Möller* und *Müller* gesagt.

Die gemeinniederdeutsche und damit auch ostfälische Form der Berufsbezeichnung des Müllers war während des Mittelalters *Möller*. In der Stadt Braunschweig erscheint daneben aber gelegentlich schon seit dem frühen 15. Jahrhundert, also anderthalb Jahrhunderte vor dem Eindringen der hochdeutschen Schriftsprache in die städtischen Kanzleien, die mitteldeutsche Form *Müller*, so z. B. mit den Familiennamen *Hans Bokemüller* (= Stampfmüller) 1422, *Hermen Mulre* (zu lesen Müller) 1429, *Hans Engelheit edder Müller* 1463, *Greteke Mullers* 1485, *Hans Pepermulre* (= Pfeffermüller) 1545 in Hornburg und *Hermen Muller* 1566. Andererseits hält sich aber nach dem Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache die niederdeutsche Form *Möller* noch viele Jahrzehnte bei konservativen Kanzleischreibern. Dafür zeugen die Beispiele *Hans Moller* 1565, *Heinecke Moller* 1581, *Bartholdus Moller* 1609, *Hans Bockmoller* (= Bockwindmüller) 1636 sowie 27 Bürger namens *Moller* (= Möller), denen im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 nur 7 namens *Müller* zur Seite stehen. In der ostfälischen Volkssprache hat sich *Möller* gegenüber *Müller* sogar weithin bis in die Gegenwart hinein

behaupten können, und zwar meist in der typisch ostfälischen Aussprache als *Mölder* oder *Mölre*. Eine Umfrage des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom Jahre 1952 erbrachte insgesamt 221 Belege für die verschiedenen ö-Formen aus den Landkreisen Helmstedt (25), Braunschweig (40), Gifhorn (13), Peine (35), Hildesheim-Marienburg (35), Alfeld (5), Holzminden (12), Einbeck (3), Osterode (1), Zellerfeld (1), Gandersheim (9), Goslar (2), Salzgitter (5) und Wolfenbüttel (20). In nicht wenigen dieser Orte schwankt man allerdings zwischen *Möller* (*Mölder*, *Möre*) und *Müller* (*Mülder*, *Mülre*), von denen die zweite Lautvariante einschließlich der daraus entrundeten Nebenform *Miller* usw. im Berglande zwischen Harz und Oberweser, im Ambergau mit den benachbarten Orten der Kreise Gandersheim und Hildesheim-Marienburg, im Kr. Goslar im Osten des Kr. Wolfenbüttel und im Südtel des Kr. Helmstedt vorherrscht. Auch hier finden sich aber verstreut einige Orte mit ausschließlichen ö-Formen, die sich als Relikte zwischen den ü-Formen bis heute erhalten konnten, so Westerhof im Kr. Osterode, Gittelde im Kr. Gandersheim, Sieber im Kr. Zellerfeld, Immenrode und Lengde im Kr. Goslar, Schlewecke, Timmern und Watzum im Kr. Wolfenbüttel, Gevensleben, Beierstedt, Wobek und Söllingen im Kr. Helmstedt. Es läßt sich deutlich erkennen, daß die Form *Müller* usw. auf breiter Front vom Süden vorgedrungen ist und seine wachsende Geltung in Ostfalen weniger durch den Einfluß der hochdeutschen Schriftsprache seit dem 16. Jahrhundert gewonnen hat als durch wirtschaftliche und damit verbundene sprachlich-kulturelle Einflüsse aus dem mitteldeutschen Sprachraum Hessens und Thüringens. Wie wenig dabei die von der Stadt Braunschweig etwa ausgehenden schriftsprachlichen Ausstrahlungen unterstützend mitgewirkt haben können, erhellt aus der auffallenden Erscheinung, daß gerade stadtnahe Dörfer wie Rünigen, Rautheim, Weddel, Wenden, Watenbüttel, Völkenrode, Lamme und Broitzem die alten Formen *Mölder*, *Mölre* oder *Möller* bis 1952 treu bewahrt hatten.

Zu den Müllern zählte man in früheren Zeiten auch die *Ölmacher*, die den Saft der einheimischen Ölfrüchte durch Stampfen, Schlagen, Pressen oder Reiben für Nahrungs- und Beleuchtungszwecke gewannen. Man nannte sie jedoch nicht immer nur allgemein *Möller* bzw. *Müller*, sondern mit besonderem Hinweis auf den von ihnen bearbeiteten Rohstoff und ihre Arbeitsmethode im Mittelalter auch *Ölsleger* (zu lesen als Ölsläger = Ölschläger wie in dem alten Braunschweiger Straßennamen *Ölschlägern*), *Ölstöter* (zu lesen als Ölstöter = Ölstößer) oder nur einfach *Stöter* (zu lesen Stölter = Stößer) und ganz allgemein *Ölemekere* (zu lesen als Ölmäker = Ölmacher). In Braunschweig ist die erste Bezeichnung zuerst 1357 bezeugt, die zweite 1351, die dritte 1593 und die vierte 1320/30, alle als Familiennamen. Mit Ausnahme der letzten Bezeichnung waren sie hier auch noch 1937 als Familiennamen lebendig und zwar 5 *Oe(h)lschläger* bzw. *-schlägel*, 4 *Oe(h)lstöter* und 23 *Stöter*. Anstelle des fehlenden Namens *Ö(h)lmacher* gab es 11 Belege für *Oehlecker* und *Oe(h)lker(s)*, eine Form, die durch Zusammenziehung aus dem mittelalterlichen Wort *Ömeker* ebenso entstanden ist wie der noch zu besprechende Name *Radeker* aus der Berufsbezeichnung *Rademeker*. Dazu kommen 1937 ferner 8 recht altertümlich wirkende Belege für *Oe(h)ler(t)* mit dem frühmittelalterlichen Suffix *-er* (älter *-ari*, *-eri*, *-ere*), wie in Bäcker, Fischer und Jäger, sowie 71 Belege für *Oe(h)lmann*, eine schon 1345 in Braunschweig als *Öleman* und 1585 fünfzehnmal im Calenbergischen als *O(h)leman*, *Ölman* oder *Oilman* bezeugte Wortbildung, deren farbloses Grundwort *-mann* hier ebenso an die Stelle von *-släger*, *-stöter* oder *-mäker* getreten war wie etwa bei Hoffmann

anstelle von Hoffmester. Insgesamt erinnerten 1937 in Braunschweig 102 Familien durch ihre Namen an die Tätigkeit eines Ahnherrn als Ölmacher, während es im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 nur deren 6 waren, und zwar 2 *Oe(h)lkers* und 4 *Oe(h)lman*. Unter den Familiennamen der braunschweigischen Landgemeinden fanden sich 1938 *Oelker(s)* in 5, *Oe(h)lmann* in 33 Orten, *Oehlschläger* aber nur einmal in Naensen, Kr. Gandersheim.

Im Gegensatz zum Ölmacher und zum Müller gab es für den Bäcker in Ostfalen seit dem Mittelalter bis zur Gegenwart weder verschiedene Arten von Berufsbezeichnungen noch landschaftlich oder zeitlich bedingte Lautunterschiede einer und derselben Bezeichnung. Er wurde überall und immer in Ostfalen nur *Bäcker* genannt und, soweit es sich um einen Familiennamen handelte, nach Art der mittelniederdeutschen Orthographie *Becker* geschrieben. Wenn wir im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 285 Träger des Namens *Becker* finden, so erscheint das nicht verwunderlich, gehörte das Bäckerhandwerk doch hier wie in anderen Städten seit alters zu den wichtigsten Gewerbezeigungen und stand um 1671 in Braunschweig mit 55 Meistern an 5. Stelle hinter den Schustern, Schneidern, Fleischern und Schmieden. Verwunderlich ist dagegen auf den ersten Blick die unverhältnismäßig starke Verbreitung des Namens *Becker* in 59 braunschweigischen Dörfern und Flecken um 1938, da es nach der obigen Statistik um 1760 doch erst 19 dörfliche Bäcker hierzulande gab. Es wurde ja damals wie weithin sogar noch im 19. Jahrhundert der Bedarf an Brot und Kuchen zumeist im bäuerlichen Haushalt selbst gedeckt, sei es daß man einen eigenen Backofen auf dem Hofe besaß, sei es, daß man sich reihum eines Gemeindebackhauses bediente. Stichproben in der Calenberger Musterungsrolle von 1585 lassen erkennen, daß Bäcker damals unter den dörflichen Handwerkern noch seltener waren als im 18. Jahrhundert. Gleichzeitig kam jedoch nach dieser Quelle in 40 Orten *Becker* als Familienname vor, dessen Träger zum Teil eindeutig als Bauern gekennzeichnet wurden, wie je ein Ackermann in Güntersen und Gr. Hilligsfeld sowie je ein Halbspänner in Elliehausen und Varlosen. Das gibt zu denken. Es dürfte ausgeschlossen sein, daß schon im ausgehenden Mittelalter Handwerker aus der Stadt, deren „Luft“ nach damaliger Vorstellung „frei“ machte, in die Unfreiheit auf dem Lande zurückgewandert sein könnten, um dort ihren Handwerksberuf gegen den des Bauern einzutauschen. Jene Dorfleute oder ihre Vorfahren haben also wahrscheinlich den Namen *Becker* gar nicht deshalb erhalten, weil sie von Beruf Bäcker waren, sondern deshalb, weil sie einen eigenen Backofen besaßen und in der Lage waren, sich selbst und ihre Nachbarn mit Brot zu versorgen.

Anders liegen die Dinge beim Bierbrauer, der im Mittelalter hiezulande *Bru(w)er* genannt wurde. In der Stadt Braunschweig, wo 1671 330 Bürger brauberechtigt waren, gab es damals gleichwohl nur einen einzigen Einwohner namens *Bruer*, desgleichen 1585 im ganzen Fürstentum Calenberg einschließlich der Stadt Hannover nur einen Träger dieses Namens. Das ist um so unverständlicher, als Bier neben Milch in Stadt und Land vor der Einführung von Kaffee, Kaffee-Ersatz, Tee und Kakao im 18. Jahrhundert das tägliche Getränk war. Zwar stieg bis 1938 die Zahl der braunschweigischen Landgemeinden, in denen es Familien namens *Bruer* bzw. *Brauer* gab, auf 14:7 und die Zahl der gleichnamigen Familien in der Stadt Braunschweig auf 26:28, aber das steht in keinem einleuchtendem Verhältnis zu der mittelalterlichen Bedeutung des Bierbrauens in den vielen Bürgerhäusern und Klöstern, auf den fürstlichen Ämtern und Adelssitzen. Von den zahlreichen Branntweinbrennereien in Stadt und Land soll hier schon

gar nicht die Rede sein, weil nicht mit Sicherheit auszumachen ist, ob die Träger der Familiennamen *Barner*, *Berner* und *Brenner*, von denen es 1937 in Braunschweig 21:9:2 gab, nach einem Brantweinbrenner benannt sind oder nach einem Ahnherrn, der an einem Brennofen arbeitete oder gar ein Brandstifter war.

Eine weitere Überraschung bringt uns die Beschäftigung mit den Familiennamen, die von einem *Schlächter* oder Fleischer herrühren. Obwohl 1671 in Braunschweig 50 „*Knochenhauer*“, 28 „*Schlächter*“ und 1 „*Fleischer*“ ihr Gewerbe ausübten, gab es zu gleicher Zeit hier doch nur einen einzigen Einwohner des ersten Namens und keine Träger der beiden anderen Namen. Im Jahre 1937 führte das Braunschweiger Adreßbuch 23 Leute auf, deren Namen aus dem Schlachterhandwerk stammten, und zwar 3 *Knochenhauer*, 12 *Fleischer*, 3 *Fleischhauer* und 2 *Fleischmann*. Ein Jahr später finden sich dieselben Namen nur in 7 braunschweigischen Dörfern und Flecken, und zwar je einmal *Knochenhauer* und *Fleischer*, dreimal *Fleischhauer* und zweimal *Fleischmann*. *Schlächter* oder *Schlächter* fehlt als Name dort ebenso wie in der Stadt Braunschweig, obwohl *Schlächter* als Berufsbezeichnung schon 1585 durch die Calenberger Musterungsrolle für Harste im Kr. Göttingen und für Eberholzen im Kr. Hildesheim-Marienburg bezeugt ist und als Familienname in Braunschweig sogar bereits 1345 in der Form „*filius Brunis Slechteres*“. Gerade das Wort *Slachter* bzw. *Slächter* hat sich aber nach den Erhebungen des Braunschweigischen Landesmuseums von 1955 als mundartliche Berufsbezeichnung fast überall durchgesetzt, während das mittelalterliche Wort *Knokenhauer* völlig aus dem Sprachgebrauch verschwunden ist und *Flaischer* 1955 nur für 29 ostfälische Orte anstelle von *Slachter* oder *Slächter* nachgewiesen werden konnte. Im amtlichen Sprachgebrauch der Staatsbehörden war „*Knochenhauer*“ schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch „*Schlächter*“ verdrängt, wie die Taxordnung des Herzogs August d. J. von 1645 ausweist. Anstelle dieser jüngeren Berufsbezeichnung gebrauchte man aber bereits in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts von Amts wegen das Wort „*Fleischhauer*“ oder „*Fleischer*“, von denen sich das letzte schließlich in der Amtssprache allgemein durchsetzte, während im Volksmunde „*Slächter*“ bzw. „*Slachter*“ weiterhin die Vorherrschaft bewahren konnte. Da die Berufsbezeichnung *Fleischer* bzw. *Fleischhauer* ihren Ursprung in Ostdeutschland hat⁵⁾, müssen die Träger der Namen *Fleischer*, *Fleischhauer* und *Fleischmann* von Osten her nach Ostfalen eingewandert sein. Es bleiben also als bodenständige Namen aus dem Schlachterhandwerk nur 3 *Knochenhauer* in Braunschweig und einer in Salzgitter-Gebhardshagen. Warum das Schlachterhandwerk im Vergleich etwa zum Bäcker so verschwindend wenig zur Bildung von Familiennamen angeregt hat, ist mir ein Rätsel. Selbst wenn man berücksichtigt, daß auf dem Lande vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert hinein die Hausschlachtungen in der Regel von den Besitzern des Schlachtviehes selbst mit ihren Hausgenossen unter der Leitung eines im Winter gewöhnlich arbeitslosen Maurers oder anderen Bauhandwerkers durchgeführt wurden und zünftige Schlachtermeister früher in den wenigsten Landgemeinden ansässig waren, so wäre das doch kein einleuchtender Grund dafür gewesen, den nebenberuflich schlachtenden Einwohnern nicht ebenso den Beinamen *Knokenhauer* oder *Slächter* anzuhängen, wie man die nebenberuflich schrotenden oder backenden Bauern *Möller* bzw. *Müller* oder *Becker* nannte.

In wie starkem Maße sonst gerade solche nebenberuflichen Fertigkeiten zur Bildung von Beinamen angeregt zu haben scheinen, sieht man besonders deutlich am Familiennamen *Koch*. Der Beruf des Koches war in alter Zeit hierzulande

mit Ausnahme der fürstlichen Hofhaltung, der Klöster und Adelssitze so selten, daß er zahlenmäßig kaum zu fassen ist. Achilles führt ihn in seiner Berufsstatistik aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts deshalb gar nicht unter den ländlichen Gewerben auf, und im Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671 finden sich nur 6 Garköche, während gleichzeitig 8 Braunschweiger Bürger den Familienname *Koch* führten. Seitdem hat sich die Zahl der Träger dieses Namens in der Stadt bis 1937 auf 244 erhöht, wahrscheinlich infolge starker Zuwanderung vom Lande, wo der Name *Koch* 1938 in 102 braunschweigischen Dörfern und Flecken heimisch war. Er nahm damals hier unter den verbreitetsten Berufsnamen die 7. Stelle hinter *Möller/Müller*, *Schulte/Schul(t)z(e)*, *Meyer/Meier*, *Schmidt*, *Schrader/Schröder/Schneider* und *Schaper/Schäfer* ein. Im Calenbergischen stand der Familienname *Koch* um 1585 mit Belegen aus 78 Landgemeinden sogar an 5. Stelle hinter *Meyer/Meier*, *Schrader/Schröder/Schneider*, *Möller/Müller* und *Schaper/Schäfer*, während die Musterungsrolle gleichzeitig nur verschwindend wenige Köche und Küchenmeister unter den Gewerbetreibenden aufführte, von denen je einer in Burgstemmen, Gehrden und Lauenförde den Familiennamen *Koch* führte. Die übrigen Träger dieses Namens in der niederdeutschen oder hochdeutschen Form hatten, soweit Berufe genannt sind, ganz andere Hantierungen. Darunter waren 12 Bauern, nämlich 5 Ackerleute und 7 Halbspänner, ferner 5 Handwerker, 1 Kramer und 1 Karrenführer. Soviel ist wohl sicher, daß die meisten Träger des Namens *Kock/Koch* ihn nicht der hauptberuflichen Ausübung der Kochkunst verdankten, sondern dem Ruf, den sie selbst oder ihre Vorfahren wegen überdurchschnittlicher Leistungen am häuslichen Herd erworben hatten. Man würde sie heute als „Hobby-Köche“ bezeichnen.

Als Zusammenfassung der in diesem Abschnitt gebrachten Angaben über die Häufigkeit der behandelten Namen folgt wieder wie bei den vorhergegangenen Abschnitten in Heft 1/1971 unserer Zeitschrift eine statistische Tabelle nach dem gleichen Schema, dessen Abkürzungen auf S. 8 erklärt worden sind:

Name	L. 1938	St. 1937	St. 1671	C. 1585	fr. Beleg	
Möller:Müller	25:226	44:985	27:7	64:50	Johannes Molre	1335
Olschläger/Olstöter u. ä.	1	32	0	5	Tileke Olslegers	1357
Oleker/Oler u. ä.	5	19	2	0	Winant Olmekere	1320/30
O(l)mann	33	71	4	15	Henning Oleman	1345
Becker	59	285	11	40	Ludolf Beckere	1320/30
Bruer:Brauer	14:7	26:28	1	1	Andreas Bruwer	1499
					Benedictus	
Knochenhauer	1	3	1	2	Knokenhowere	1320/40
Fleischer:						
Fleischhauer:						
Fleischmann	1:3:2	12:3:5	0	0		
Kock:Koch	0:102	0:244	0:8	31:47	Hans Kock	1423

(Fortsetzung folgt)

¹⁾ Max Burchard: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (= Nr. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — ²⁾ Werner Spieß: Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671. Braunschweig 1942. — ³⁾ G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 2 Bände, Braunschweig 1802/03. — ⁴⁾ Adreßbuch der Landgemeinden Braunschweigs. 7. Aufl., Verlag Oeding, Braunschweig 1938. — ⁵⁾ Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache. 18. Aufl. bearb. v. W. Mitzka. Berlin 1960; hier S. 204 unter dem Stichwort „Fleischer“.

Und neues Leben blüht aus den Ruinen

Wildes Pflanzenwachstum auf Braunschweigs Trümmerstätten

von Wilhelm Osterloh

Ehe die Menschen die Trümmer der am 15. Oktober 1944 fast restlos zerstörten Innenstadt Braunschweigs einigermaßen weggeräumt hatten und mit dem Wiederaufbau begannen, fing die Einwanderung vieler Pflanzenarten in diesen Raum an. Diese Pflanzen kamen nicht von weither, sondern sie bewohnten bereits die Außenbezirke oder die nähere Umgebung der Stadt als Gewächse der Wegränder, unbebauten Flächen und Schutthaufen (Ruderalpflanzen), als Unkräuter der Äcker und Gärten und als Zierpflanzen der Gärten (Segetalpflanzen). Sie entließen von jeher ihre Samenkörner, um ihren Lebensraum zu erweitern, aber sie hatten keine Chancen, in der heilen Innenstadt Fuß zu fassen. Auf Stein konnten sie nicht keimen, und in den Steinfugen, Vorgärten, Wirtschaftsgärten und Anlagen wurden sie immer regelmäßig ausgerissen, weggehackt oder chemisch vernichtet. Nach der Zerstörung der City trafen ihre Samenkörner mehr oder minder günstige Umstände an, sich anzusiedeln, und viele Arten konnten sich schnell und ungehindert ausbreiten. Den meisten kam zustatten, daß sie anspruchslos sind.

Wie schnell das gehen kann, beobachtete ich im Heidberggebiet von 1966 an. Mutterboden, der vor Ausschachtungen zur späteren Wiederverwendung sorglich abgefahren und in großen Wällen aufgeschüttet wurde, zeigte noch im gleichen Jahre ein lückenhaftes Pflanzenkleid. Im nächsten Jahr waren die Wälle restlos grün und beherbergten die meisten der vorher in der Umgebung vorhandenen Arten. Natürlich geschah die Wiederbegrünung so schnell überwiegend durch Samenkörner, Wurzelstöcke usw., die noch in Menge im Boden gesteckt hatten. Eine Begrünung durch Samentransport von außen hätte länger gedauert.

Die Begrünung der Trümmer geschah durch Einbringen der Samenkörner vorwiegend von außen, wobei Arten mit sehr leichten oder schwebfähigen Samenkörnern in kurzer Zeit durch Wind über weite Strecken verfrachtet wurden und sie schneller besiedelten, und dann teilweise in Menge. Die durch Mensch oder Tier eingebrachten Arten erschienen später und durchweg zerstreut.

Die Trümmer waren nicht völlig ohne Vegetation. Der Schutt bedeckte nicht lückenlos die ganze Fläche der Innenstadt. Wo der Feuersturm tobte, war natürlich jede Vegetation dahin. Durch Splitter oder Luftdruck aus- oder am Boden abgerissene Bäume und Sträucher gingen sofort ein. Sonstige Verletzungen konnten sie überstehen. Kräuter unter Schuttbedeckung vergingen, Sträucher und Bäume konnten teilweise überleben. Kräuter, Sträucher und Bäume auf unbebauten Flächen (Gärten, Anlagen) blieben erhalten. So blieben im Zerstörungsraum Vegetationsinseln übrig, von denen aus gleichfalls die Trümmerfläche besiedelt wurde. Manche Vegetationsreste hielten sich im Schutze von Mauerresten, Bäumen und an den Gräben. Trümmerpflanzen in dem Sinne, daß sie nur auf Trümmern gedeihen konnten, gab es nicht. Wenn ich nachher aus der großen Zahl der Arten, die nach 1944 im Trümmergebiet wieder dauernd oder zumindest vorübergehend beobachtet wurden, nur einen Teil aufzähle, weil die Aufzählung aller die Leser langweilen würde, so steht doch fest, daß sie nahezu alle mühelos in den Außenbezirken der Stadt an Weg- und Ackerrändern und auf Ödland heute noch gefunden werden können. Eine Ausnahme bildet das Heidberggebiet, wo diese Flora (in Verein mit trockenheitsliebenden Pflanzen auf Sand) durch die fortschreitende Bebauung vor der Vernichtung steht. Ich werde dann nur

einige Gruppen anführen, die sich besonders schnell auf Trümmerstätten ansiedelten oder durch den neuen Standort bedingte Schwierigkeiten (Wassermangel usw.) meisterten.

Ich sah die Trümmerstätte zuerst einige Tage nach dem Angriff bei meiner Verlegung von Lengerich nach Königsutter, und dann erst wieder nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft am 13. Januar 1946. Ich gebe zu, daß ich keine systematischen Beobachtungen anstellen konnte, aber zahllose gelegentliche Wahrnehmungen seit 1946 geben doch ein recht vollständiges Bild.

Die nährstoffreichen, jedoch humusarmen Trümmer waren zur Ansiedelung von Ruderal- und Segetalpflanzen recht geeignet. Die Familie der Korbblütler, durch schwebfähige Samenkörner ausgezeichnet, stellte eine auffallend stark und schnell einwandernde Gruppe: Einige Arten Greiskraut (*Senecio* L.), Huf-lattich (*Tussilago farfara* L.), Acker-Saudiestel (*Sonchus arvensis* L.), Pippau-Arten (*Crepis* L.), Gemeine Kratzdistel (*Cirsium vulgare* [Savi] Ten.), Löwenzahn (*Taraxacum officinale* F. Weber ex Wigge), Strahllose und Falsche Kamille (*Matricaria discoidea* DC und *Tripleurospermum maritimum* [L.] Koch), Acker-Distel (*Carduus crispus* L.), Stachel-Lattich (*Lactuca serriola* L.), Kanadisches Berufskraut (*Erigeron canadensis*), Gemeiner Beifuß (*Artemisia vulgaris* L.), Rain-farn (*Tanacetum vulgare* L.), Kanadische Goldrute (*Solidago canadensis* L., aus Anlagen) und Herbst-Löwenzahn (*Leontodon autumnalis* L.).

Mehrere Kreuzblätter erschienen schnell: Ungarischer, Gebräuchlicher und Feinblättriger Rankensenf (*Sisymbrium altissimum* L., officinale Scop. und sophia L.), Schutt-Kresse (*Lepidium ruderae* L.), Hirtentäschekraut (*Capsella bursa-pastoris* Moench) und Knoblauchs-Rauke (*Alliaria petiolata* [MB.] Cav. et Grd.). Von den Doldenblütlern nenne ich die Wilde Möhre (*Daucus carota* L.), von den Schmetterlingsblütlern einige Arten Wicke (*Vicia* L.), von den Gänsefußgewächsen die Glanz-, Spießblättrige und Ausgebreitete Melde (*Atriplex nitens* Schkuhr, *hastata* L. aggr. und *patula* L.), von den Weidenröschen das Schmalblättrige (*Epilobium angustifolium* L.).

Die Gräser waren kräftig vertreten durch Weißblütiges Straußgras (*Agrostis stolonifera* L. [aggr.]), Gemeinen Windhaalm (*Apera spica-venti* [L.] P. B.), Weichhaarigen Hafer (*Avenochloa pubescens* [Huds.] Holub.), Acker-, Weiche und Dach-Trespe (*Bromus arvensis* L., *mollis* L. und *tectorum* L.), Knäuelgras (*Dactylis glomerata* L. [aggr.]), Schaf- und Hohen Schwingel (*Festuca ovina* L. [aggr.] und *elatior* L.), Weiches Honiggras (*Holcus mollis* L.), Mäuse-Gerste (*Hordeum murinum* L. [aggr.]), Gemeines, Wiesen- und Zusammengedrücktes Rispengras (*Poa trivialis* L. [aggr.], *pratensis* L. [aggr.] und *compressa* L.) und Gemeine Quecke (*Agropyron repens* [L.] P. B.). Wahrscheinlich waren es einige Arten mehr, denn in den noch leidlich unangetasteten Odflächen des Heidberggebietes siedelten 1967 noch an 25 Gras-Arten.

Aus den z. T. recht eintönigen Schutt- und Ackerpflanzen ragen einige Arten hervor, die erst in den letzten Jahrzehnten in unserem Raum mit wenigen Fundstellen erschienen und die durch besondere Anpassung an trockene Trümmerstellen in der Lage waren, vorübergehend in Massen aufzutreten. Sie besitzen einen Schutz gegen zu starke Verdunstung durch Behaarung, wenig und stark zerteiltes Blattwerk, wenige Spaltöffnungen, Lackschutz der Blätter usw.

1. Der Ungarische Raukensenf (*Sisymbrium altissimum* L.) wird bis siebenzig Zentimeter hoch, ist am Grunde behaart und oft so stark verästelt, daß er einer

Kugel ähnelt. Er bildet wenig Blattwerk, seine oberen Stengelblättchen sind lineal-fiederteilig (herabgesetzte Verdunstung). Viele kleine, gelbliche Blüten bilden eine sehr lockere Rispe. Zur Fruchtreifezeit knickt die Pflanze bei starkem Winde leicht am Boden ab und rollt zur Freude der Heidberger Kleinen in wechselnden Richtungen hin und her. Von Osten kommend, siedelte die Art nach Bertram 1908 am Wasserturm (an welchem?), vor dem Wendentore, bei Bienrode und am Münzberge (also an zwei Stellen außerhalb des Stadtgebietes). Damals war ihr Name Hunnen-Raukensenf (*S. pannonicum* Jacqu.). Sie neigt dazu, zwar große Räume zu besiedeln, aber in weiter Streuung. In der Innenstadt ist sie sicher schon lange wieder verschwunden, auf Odland der Außenbezirke noch vorhanden. Im Heidberggebiet war sie bis 1968 recht häufig, wurde jedoch durch die fortschreitende Bebauung immer seltener. An frischen Erdwällen jetzt gemein.

2. Das aus Rußland stammende Frühlings-Greiskraut (*Senecio vernalis* W. u. K.) wird bis fünfzig Zentimeter hoch. Der Stengel und die buchtig gefiederten Blättchen sind zottig behaart (herabgesetzte Verdunstung). Viele kleine, gelbe Blütenköpfe bilden eine recht ansehnliche rispige Traube. Bertram gibt 1908 von der Art mehr als zehn Fundorte an, alle außerhalb der Stadt, mit dem Zusatz „erst neuerdings aus dem Osten eingewandert und auf Äckern sich ausbreitend“. Von den nächsten Fundorten Rüningen, Meverode, Geitelde und Dibbesdorf erreichte sie später die Außenbezirke der Stadt und die Trümmercitty. In der Innenstadt sicher längst wieder verschwunden, war sie vorübergehend auf Odland der Südstadt sehr häufig und ist jetzt seltener.

3. Die Glanz-Melde (*Atriplex nitens* Schkuhr) wird etwa ein Meter hoch, vereinzelt übermannshoch und ist stark verästelt. Ihre großen, dreieckig-eiförmigen, am Grunde gestutzten Blätter sind oberseits glänzend und unterseits weißlich. Die Wasserversorgung der Pflanze wird dadurch verbessert, daß die wasserabstoßende Blattoberseite das Regenwasser über den Blattstiel und den Stengel nach dem Boden ableitet. Die Verdunstung wird herabgesetzt, weil die zahlreichen Härchen der Blattunterseite die Spaltöffnungen teilweise verdecken. Die vielen Blüten in mehreren traubigen Blütenständen sind unscheinbar grünlich. Die Pflanze fällt, besonders in großen Beständen, durch ihre hellgrüne Gesamtfärbung deutlich auf, die fruchtende Pflanze durch fahlweißes Aussehen noch deutlicher. Bertram gab 1908 von der Art nur ein Vorkommen bei Nordhausen an. Fröde später eins bei Staßfurt. Er hielt sie 1956 mit Recht für eine der Pflanzen, die angesichts drohender Versteppung des mitteleuropäischen Raumes eine deutliche Tendenz zur Ausbreitung nach NW zeigen, und wies darauf hin, daß sie 1918 unser Gebiet erreicht und bis 1939 einige Großvorkommen gebildet hatte. Nach 1944 überflutete sie geradezu die Trümmerstätten Braunschweigs und Teile seiner Außenbezirke und Umgebung. Neu einwandernde Pflanzen breiten sich gern zunächst explosiv im neuen Raum aus, um später bei normaler Verbreitung zu verharren oder in Einzelfällen plötzlich wieder zu verschwinden. Die Glanz-Melde wird nicht wieder verschwinden, auch wenn sie in der Innenstadt schon lange nicht mehr beobachtet wird.

Ich entdeckte sie nach 1945 an acht Fundorten: Rautheimer Steinbruch bis 1958 (durch Überschüttung mit Müll vernichtet), 1966 Wabeböschung östlich von Rautheim, 1967 am Fichtengrunde beim Städt. Krankenhaus II mit der Tendenz, sich bergaufwärts auszubreiten, 1967 mehrere Stellen in der Heidbergsiedlung mit der Gefahr, daß sie ab 1972 nicht mehr oder nur noch wenig hier vorkommt, 1969 gegenüber der Kiesgrube an der Straße nach Mascherode (1970 durch Park-

platz verkleinert, 1971 nicht mehr zu erwarten), 1970 Umgebung der Rohrwiesensteges, 1970 Odland an der alten Leipziger Straße gegenüber dem Altersheim, 1946 in der Innenstadt (wieder verschwunden). Dr. Hartwich beobachtete sie regelmäßig bei der Neuen Oberschule.

Wo die Pflanze verschwinden wird oder schon verschwand, geschieht oder geschah es immer durch menschliche Einwirkungen, niemals durch Minderung ihrer Lebenskraft. Eine Sonderrolle nimmt das Schmalblättrige Weidenröschen (*Epilobium angustifolium* L.) ein, da es in unserem Raum immer beheimatet war, an sich den Wald bewohnt, sich aber auch an die anderen Lebensbedingungen des Odlandes und der Trümmerstätten anzupassen vermochte. Die stattliche Pflanze hat wechselständige, ungestielte, schmale Blätter und zahlreiche schön purpurne Blüten in lockerer, langer Traube. Die Samen sind durch weißseidige Anhänge schwebefähig. Die Art liebt lichte Wälder und tritt gern auf Waldblößen und an Weg- und Waldrändern gehäuft auf. Sie ist eine typische Schlagpflanze, d. h. auf Kahlschlägen tritt sie im Verein mit anderen Schlagpflanzen (z. B. Himbeere, im Harz auch Roter Fingerhut) recht schnell in solchen Massen auf, daß die übelsten Folgen eines Kahlschlages (Bodenaustrocknung, Vernichtung der tierischen und pflanzlichen Klein- und Kleinstlebewesen, Verlust der Bodengare, Erosionserscheinungen an Hängen durch schnelle Wasserabflüsse) verhindert werden. Wiederaufforstungen sind dadurch schneller, billiger und erfolgreicher. Auf Kahlschlägen im Unterharz und in unteren Lagen des Elms war nach dem Kriege sehr eindrucksvoll zu beobachten, wie schnell sich im Schutze der Schlagpflanzen die Kräuterflora wieder einstellte. Fehlen die Schlagpflanzen; so kommt es wie in höheren Lagen des Elms, wo das sehr unangenehme Reitgras (*Calamagrostis epigeios* Roth) den Boden verdämmte; oder wie im Rautheimer Holz, wo auf manchen Kahlschlägen meterhohe Gräser verschiedener Arten keine anderen Pflanzen duldeten.

Das Weidenröschen war wohl schon vor 1944 im Stadtgebiet vertreten. Die lichten Flächen und Schuttberge der Trümmerstätten begünstigten seine Ausbreitung, wobei es seine Anpassungsfähigkeit bewies. Schutt und Geröll sind nicht Waldboden, und die Wasserversorgung wird manchmal knapp gewesen sein. An halbschattigen Stellen der Innenstadt kann die Art noch vorkommen, auf Odland in den Außenbezirken der Stadt mit Sicherheit, z. B. in der Heidbergsiedlung, wo auch bis 1970 die seltene und interessante Kombination mit dem Rauhaarigen Weidenröschen (*Epilobium hirsutum* L.) an feuchten Stellen beobachtet wurde. Das Hauptvorkommen hier wurde im Winter 1970/71 durch großflächige und tiefe Ausschachtungen zerstört.

Wo noch Ruinenreste, Überbleibsel von Kellerräumen und dergl. geblieben sind, entstanden Gebüschgruppen, teilweise unter Einbeziehung älterer Bäume, aus Weiden, Birken, Hainbuchen, Robinien, Spitz-Ahorn, Pappeln und vor allem Schwarzem Holunder, der sich auch hier wieder als besonders lebensstüchtig erweist. Sämlinge, besonders das Spitz-Ahorns, sind noch heute sehr häufig. In der Randzone zeigen diese Gruppen natürlich auch Kleinpflanzen. Dazu zwei Beispiele (Aufnahme am 5. Mai 1971).

1. Mönchstraße Einmündung Lessingplatz: Trümmerstätte rechts vom zerstörten ehemaligen „Handelshof“, Boden anscheinend ein Gemenge aus Mörtel, Mauer- und Ziegelsteintrümmern, Oberfläche mit dünner Verwitterungsschicht, teilweise kahl mit einer Moosschicht. Mehrere Kellerlöcher und -zugänge noch deutlich erkennbar.

Schwarzer Holunder (*Sambucus nigra* L.), ein Stachelbeerstrauch (*Ribes grossularia* L.), am Boden Efeu, nichtblühender Wald-Kerbel (*Anthriscus sylvestris* L., aggr.), Winter-Linde (*Tilia cordata* Mill.), Spitz-Ahorn (*Acer platanoides* L.), von beiden viele Sämlinge, eine junge Klette (*Arctium* L.), Gemeiner Beifuß, wenig Löwenzahn, etwas Goldrute, ein Exemplar der Gemeinen Waldrebe, das sich in Ermangelung eines Stützbaumes oder -strauches bogig über einen großen Steinblock legte, und mehrere hohe Fruchtstengel einer nicht bestimm- baren Art, weil neue Grundblätter vom Zaun aus nicht erkennbar waren. 100 m weiter, linke Straßenseite: Kleine, geräumte Fläche, Boden hart, sandig. Beifuß, Schwarzer Holunder, ein nichtblühender Klee (*Trifolium* L.).

Etwas weiter hohe, alte Pappel (*Populus* L.) und etwa zwanzig junge in Strauchform (ehem. Anlage?)

2. Löwenwall Westseite, Standort eines Hauses vor 1944. Nach meiner Erinnerung an Schulwege von 1913—1924 stand es tiefer als die Straße und entfernt von ihr. Winter-Linde und Spitz-Ahorn, beide mit Sämlingen, mehrere Robinien (*Robinia pseudacacia* L.), eine Weide (*Salix* L.), verwilderter Apfelbaum, Schw. Holunder, viel Löwenzahn, reichlich Knoblauchs-Rauke, Beifuß, Großes Schöll- kraut (*Chelidonium majus* L.), Kleines Springkraut (*Impatiens parviflora* DC).

Soweit die Pflanzen nicht ihre Samenkörner unmittelbar auf den Boden ent- lassen, wo sie keimen, sind sie auf den Transport ihrer Samen durch Wind, Wasser, Tier oder Mensch angewiesen, wobei die Körner auch an mäßig geeig- nete Orte gelangen können und dort keimen. Ihre Sämlinge oder Jungpflanzen gehen dann ein, oder sie passen sich an, können jedoch immer noch durch äußere Gewalteinwirkung umkommen. Dafür ein Beispiel.

1946 oder 1947 entdeckte ich auf etwas feuchteren Stellen des trockenen, harten und fast kahlen Bodens an der Wilhelmstraße einige niedrige, blühende Pflanzen des Dreiteiligen Zweizahns (*Bidens tripartita* L.). Diese aus dem Osten stam- mende Art bevorzugt feuchte Orte, vermag indes mit kleinen Exemplaren notfalls auf trockenem Boden zu überleben. Die Blätter dieses Korbblütlers sind gegen- ständig, dunkelgrün, in den geflügelten Stiel verschmälert, auf trockenem Boden ungeteilt. Die gelbbraunen, aufrechten Blütenköpfchen haben meistens keinen Strahl. Die Frucht trägt zwei Borsten (*Bi-dens*!). Die Pflanzen der Wilhelmstraße waren nur ein- oder wenigköpfig. Da der Ort viel begangen wurde, verschwand die Art noch im gleichen Jahr. Die Samen, aus denen sie hier gekeimt hatte, stammten gewiß vom Teichgebiet Riddagshausen, wo die Pflanze sehr häufig ist.

Durch die zufällige Entdeckung der Gemeinen Waldrebe (*Clematis vitalba* L.) an der Okerböschung gegenüber dem Rechenzentrum angeregt, suchte ich nach weiteren Vorkommen im Stadtgebiet. Ich fand die Pflanze 1946 in den Ruinen des ehemaligen Landtagsgebäudes, wo sie mühsam an Strauch- und Mauerresten Halt suchte. Nachdem die Trümmer einigermaßen beseitigt worden waren, existierte die Waldrebe hier nicht mehr. Bei einer Nachsuche auf dem Wege zum Jahrgangstreffen 1971 fand ich einige Exemplare an Bäumchen hinter dem Land- tagsgebäude mit gutem Halt. Bald danach sah ich weitere am Graben am Gieseler- wall. In beiden Fällen war die Entdeckung infolge der vorjährigen Samenstände leicht. Ein kleines Exemplar fand ich an der Mönchstraße. Heinz Eichhorn teilte weitere Fundstellen an der Okerböschung beim Krankenhaus Holwedestraße und an der Salzdahlumer Straße nahe dem Bebelhof mit. Die Pflanze dürfte noch mehr im Stadtgebiet vorkommen. Ich möchte ausdrücklich bemerken, daß sie nicht

nach 1944 hier eingewandert ist. Wenn sie überhaupt jemals in die Stadt eingewandert ist, dann schon in grauer Vorzeit, und dann wahrscheinlich vom Nußberg her, wo sie am Osthang in Massen vorkommt.

Die Waldrebe ist als Kletterpflanze auf Bäumen oder Sträucher angewiesen. Ihre Wurzeln gehen ziemlich tief. Die gegenständigen, einfach gefiederten Blätter halten sich mit ihren reizbaren, rankenden Stielen an der Wirtspflanze fest. Der Stengel ist sehr verzweigt, mit zahlreichen Blüten in Trugdolden. Die Blüten sind vierzählig, weiß, ober- und unterseits filzig und entwickeln große, weißseidig glänzende Fruchstände, die Früchte durch zottige Anhänge dem Lufttransport angepaßt. Die Pflanze bevorzugt kalkreiche Böden, am liebsten Buntsandstein, und ist daher am Nußberg, Thieder Lindenberg, an Steinbrüchen der Asse und den unteren Lagen des Rieseberges überaus häufig. Auch am Elm und an den Salzgitterschen Höhenzügen kommt sie vor. Am Westrand des Kl. Fallsteins bei Hornburg überzieht sie in solchen Massen das Randgebüsch, daß sie, ohne ein Schmarotzer zu sein, ihre Wirtspflanzen durch Absperrung von Luft, Licht und Wasser schwer schädigt, und jede Krautflora unmöglich ist. Versuche, das Randgebüsch irgendwo zu durchbrechen, schlagen fehl, so sehr sind Weißdorn, Schlehdorn und dornenlose Sträucher durch die Ranken der Waldrebe ineinander verfilzt. Im Herbst ein schöner Anblick, wenn die roten Früchte des Weißdorns und Schneeballs, die blaubereiften des Schlehdorns und die hellroten des Pfaffenhütchens mit den Seidenbüscheln der Waldrebenfrüchte kontrastieren! Man sollte die Ostseite des Nußberges auch im Herbst aufsuchen!

Schrifttum:

Bertram, W.: Exkursionsflora des Herzogtums Braunschweig, 5. Auflage, Braunschweig 1908
Ehrendorfer, F.: Liste der Gefäßpflanzen Mitteleuropas, Graz 1967
Fröde, E. Th.: Zur Frage der Versteppung im Braunschweiger Raum, aus „Braunschweigische Heimat“ Heft 2, Juni 1956
BP v. 20. September 1950: Gärten, die in Trümmern wachsen (Hannover!)

Dr. Louis Wille ein halbes Jahrhundert im Dienste der Harzer Heimat

von Carl Frie se

Louis Wille wurde am 1. Mai 1898 in dem Harzstädtchen Benneckenstein geboren und besuchte das Gymnasium in der Kreisstadt Nordhausen, das er mit dem Abitur verließ. Seit dieser Zeit kenne ich Louis Wille und bin mit ihm in den darauffolgenden Jahren immer wieder zusammengekommen. Die Teilnahme am ersten Weltkrieg war für den jungen Oberharzer schicksalsbestimmend. Als er 1918 als Soldat in seine Harzberge zurückkehrte, erfüllte sich in ihm ein großes Heimatsehn und führte zu einer tiefen Verbundenheit mit diesem Land und seinen Menschen, in dem und mit denen er großgeworden war, und er begann, alle Erscheinungsformen des Harzer Volkstums aufzuzeichnen. Kein Wunder also, daß der zwanzigjährige Student an der Universität in Halle an der Saale u. a. Volkskunde studierte.

Hier in Halle wird er von so bedeutenden Professoren wie Dr. Bremer in die Dialektwissenschaft, Dr. Vorretsch in die Volksliedforschung und Dr. Hahne in die Brauchtumskunde und Volkstanzpflege eingeführt und promoviert am

27. April 1921 nach Abschluß seiner Studien über die **Mundart** seines Heimatortes Benneckenstein.

Seitdem sehen wir den jungen Dr. Louis Wille an den Wochenenden und in den Ferien kreuz und quer durch den Harz ziehen, um eine Bestandsaufnahme des Harzer Volkstums vorzunehmen und das aufgezeichnete Material in Archiven niederzulegen. So besitzt er heute u. a. eine Sammlung von 300 Volksliedern, eine große Kollektion von Harzer Trachtenstoffen, ein Archiv mit mehr als 30 Harztänzen sowie eine umfangreiche Mundartproben-Sammlung und eine Mundartanthologie. Dieses reiche Quellenmaterial bildete den Grundstock für die in den 1930er Jahren begonnene Veröffentlichung der Harzer Volkskunde von Louis Wille.

Bei seinen Forschungen erkannte er bald, daß er sich für den Harz nicht allein darauf beschränken sollte, das zusammengetragene Material in Archiven zu sammeln und zu veröffentlichen, sondern es kam ihm vor allem darauf an, das Volkstum mit neuem Leben zu erfüllen. Bereits Anfang der zwanziger Jahre ist er dabei, seinen Gedanken die Tat folgen zu lassen, nämlich: Menschen zu gewinnen, die vom gleichen Idealismus erfüllt bereit sind, das Harzer Brauchtum in Lied, Tanz, Mundart, Wort und Musik zu pflegen und in die Öffentlichkeit zu tragen.

Mit dem Harzklubzweigverein seines Heimatstädtchens erweckt er zunächst das Benneckensteiner Finkenmanöver zu neuem Leben, das schon nach kurzer Zeit aus allen Teilen des Harzes beschickt wird. Gleichzeitig schafft er mit der Gründung eines Fuhrmannssingekreises unter Beteiligung von Mundartsprechern und Jodlern, die er bereits 1925 einsetzt und später durch eine Spinnstubenkapelle, eine Gesangs- und Tanzgruppe ergänzt, die Voraussetzungen für die erste Harzer Heimatgruppe. Beschränkte er sich anfangs auf die Brauchtumskräfte seines Heimatortes, so mußte er bald dazu übergehen, seine Arbeit auf eine breitere Basis zu stellen. Seiner Initiative ist es zu danken, daß sich immer mehr Harzer Menschen zur Mitarbeit zur Verfügung stellten: In Tanne waren es die „Kulturfrauen“, in Braunlage der Zitherklub um den Harzzitherbauer Viele, in Zorge ein Doppeljodlerpaar, das Harzquartett Blankenburg, das Ilsenburger Jodlertrio von Hoff und in Dankerode die „Spelstube“. Es blieb nicht aus, daß seine Arbeit und sein Wirken über den Hochharz hinaus in den Nord- und Ostharz ausstrahlte. Schließlich gewann er den Harzklub für seine Idee. Dieser ernannte Dr. Wille zum Volkstumsbeauftragten und Brauchtumswart und gab ihm dadurch die Möglichkeit, den Heimatgedanken bis ins letzte Harzdorf zu tragen und die Brauchtumsarbeit nach einheitlichen Richtlinien zu betreiben. Das führte in wenigen Jahren zur Gründung von nahezu 50 Ortsgruppen, ein Verdienst, das einzig und allein Louis Wille zuzuschreiben ist. Mit diesen Ortsgruppen übertrug er über die Sender Hamburg, Leipzig, Berlin und Hannover hunderte von Heimatstunden als Life-Sendungen, die unter der musikalischen Leitung von Dr. Hellmuth Ludwig Harzer Folklore zu Gehör brachten und aus den verschiedensten Orten des Harzgebietes zwischen Eisleben und Seesen, Nordhausen und Halberstadt gesendet wurden. Müßig zu sagen, daß sich diese Sendungen weit über die Grenzen des Harzes hinaus größter Beliebtheit erfreuten!

Zu gleicher Zeit wurde die seit dem Jahre 1926 anhängige Trachtenfrage akut. Die von Vertretern des Oberharzes vertretene Meinung, Ortstrachten hätte es im Harz nicht gegeben, waren durch Willes Veröffentlichungen leicht zu widerlegen. Staatliche Bestrebungen, Einheitstrachten einzuführen, wurden als

Folge davon zunichte gemacht und wilde Trachtenbestrebungen in vernünftige und durchaus vertretbare Bahnen gelenkt. So führte die Trachtenbewegung, die durch Willes Forschungen wissenschaftlich fundiert war, dazu, daß nach geraumer Zeit bereits 6000 neue Trachtenträger im Harz festgestellt werden konnten.

Zur Förderung der Harzer Jodlerkunst war bereits Anfang der zwanziger Jahre eine Einladung zu Wettbewerben durch L. Wille vorausgegangen. Als Brauchtumswart des Harzklubs weitete er diese später erfolgreich aus, so daß Jodler aus allen Teilen des Harzes, darunter auch Mitglieder des Oberharzer Heimatbundes, teilnahmen. Dieser Anfang der dreißiger Jahre gegründete Heimatbund schrieb 1934 seinen 1. Jodlerwettstreit für eigene Mitglieder aus. Im übrigen wurden die Jodlerwettbewerbe des Harzklubs auch nach 1945 unter Leitung von Dr. Wille und Dr. Ludwig im anderen Teil des Harzes fortgesetzt. Sie wurden dort zur größten Folklore-Veranstaltung mit dem beachtlichen Ergebnis, daß auf der Waldbühne in Altenbrak bis zu 16000 Zuschauer gezählt wurden, wobei auch die Jodler des Oberharzes nicht fehlten.

Inzwischen waren die wissenschaftlichen Arbeiten Dr. Willes so weit gediehen, daß er die Forschungsergebnisse in Buchform herausgeben konnte. Als erstes legte er eine Publikation über die Flurnamen des Hochharzes vor, dem eine Buchserie des Harzklubs „Sitte und Brauch im Jahreslauf“, „Mundart und Volksdichtung“ und „Sitte und Brauch im Sippenverband“ folgte. Weiter erschienen „Volkslied- und Volkstanzblätter“, zwei Sagensammlungen, zwei Trachtenbücher, ein Volkstanzheft, zwei Liederbücher und die Werke „Der Harz — meine Heimat“, „Rings um den Brocken“, „Harzer Käuze und Originale“, eine Arbeit über die Ortsnamenkunde und Siedlungsgeschichte des Kreises Halberstadt und „Arbeitshilfen für die Heimats- und Brauchtumsgruppen des Harzklubs“, insgesamt 18 Publikationen, denen in Kürze ein Harzer Volksliederwerk folgt, das Dr. Wille mit Dr. Ludwig im Auftrag des 1914 gegründeten Deutschen Volksliederarchivs in Freiburg im Breisgau zusammengestellt hat und das bereits im Druck ist.

Bei seiner praktischen Volkstumsarbeit sah Dr. Wille den Harz aber nie isoliert, sondern stets im Rahmen nationaler und internationaler Folklore. Er begrüßte diese Begegnungen, für die er sich mit dem Erfolg einsetzte, daß er mit seinen Trachtengruppen zu vielen Brauchtumsveranstaltungen des In- und Auslandes eingeladen wurde, um Harzer Folklore zu zeigen. Ob es sich dabei um die Teilnahme an dem bekannten Blumenfest in Nizza oder an dem internationalen Trachtenfest in Neustadt (Holstein), an dem Turiner Volksmusikfest oder an den im Rahmen der Berliner Funkausstellungen seit Jahren durchgeführten Veranstaltungen handelte, eine derartige Entwicklung ließ erkennen, welcher Wert der von Dr. Wille geleisteten Arbeit auf dem Gebiet der von ihm gelehrten Folklore beigemessen wurde.

Diese Entwicklung wurde durch den zweiten Weltkrieg stark beeinträchtigt, weil sich L. Wille nach dem Zusammenbruch und der unseligen Grenzziehung am Brocken bei seiner Arbeit notgedrungen auf den Ostharz beschränken mußte. Schon bald nach dem Verbot des Harzklubs im anderen Teil Deutschlands vereinigte er mit Dr. Ludwig die Heimatgruppen in einem Trachten-Ensemble, das sich über die Grenzen des Harzes hinaus in der Goldenen Aue, der Magdeburger Börde, der Saalelandschaft und im Mansfelder Lande einen Namen machte und sich darüber hinaus überall großer Beliebtheit erfreute. Hunderte von Heimatabenden und viele Rundfunksendungen hat er mit diesem Trachten-Ensemble inszeniert und die bekannten Brauchtumsveranstaltungen des Ostharzes wie die

jährlichen Jodlerwettbewerbe und Mundartdichtertreffen auf der Waldbühne in Altenbrak und die großen Trachtenfeste zum Benneckensteiner Finkenmanöver durchgeführt, bis auch er eines Tages seine Ostharzer Heimat verlassen mußte, um im Westen neu zu beginnen. Hier war allerdings von der alten Folklore-Arbeit, der Pflege des **altüberkommenen** Brauchtums in Lied und Tanz, Jodlern und Volksmusik nicht viel übriggeblieben. Vielmehr bestimmte die Tendenz zur Heimattümelei mit neuen, meist sentimental Liedern, harzfremden Jodlern, seltsamen „Eigenkompositionen“ und landschaftsfremden Tänzen die Volkstumsarbeit.

Um gegen diese völlig unsachgemäße Brauchtumsarbeit angehen zu können, schuf Dr. Louis Wille sich im Jahre 1958 mit dem Harzklubzweigverein Harlingerode eine Folklore- und Trachtengruppe, die inzwischen auf nahezu 160 Veranstaltungen und in 20 Rundfunk- und Fernseh-Sendungen **echtes** Harzer Brauchtum zu Gehör gebracht hat. Die folkloristischen Darbietungen der Volkstumsgruppe Harlingerode anlässlich der Nordhäuser und Südharzer Heimattage im September 1968 in Bad Sachsa wurden für mehr als 800 meiner Landsleute zu einem unvergeßlichen Erlebnis.

So möchte ich an alle Verantwortlichen appellieren, sich für die Durchführung **echter** Folklore-Arbeit und sauberer Brauchtumspflege einzusetzen, weil sonst die Lebensarbeit von Dr. Louis Wille ernstlich gefährdet ist. Den 50. Jahrestag seiner Promotion möchte ich zum Anlaß nehmen, um ihm herzliche Glückwünsche auszusprechen. Möge es ihm vergönnt sein, noch lange Jahre in Kraft und Gesundheit und in der ihm eigenen vitalen Art für Harzer Folklore und Brauchtum weiter zu arbeiten!

Otto Rohkamm wurde 75 Jahre alt

Der Mundartschriftsteller, Heimatforscher und Heimatpfleger Dr. Otto Rohkamm in Bad Harzburg vollendete am 4. März 1971 sein 75. Lebensjahr. Anlässlich seines 70. Geburtstages war 1966 im 52. Jahrgang unserer Zeitschrift auf S. 18 bis 21 sein literarisches Schaffen und sein Wirken für die Heimat am Nordharz eingehend gewürdigt worden. Dem ist jetzt nichts Wesentliches mehr hinzuzufügen. Die folgende plattdeutsche Schilderung eines Lochtumer Schützenfestes soll zeigen, daß der Jubilar immer noch schöpferisch tätig ist, um seine Beobachtungen über das Volksleben mit der ihm eigenen drastischen Darstellungskraft in der kräftigen Volkssprache des Amtes Harzburg zu Papier zu bringen. Möge es ihm vergönnt sein, bei guter Gesundheit noch manches liebe Jahr in diesem Sinne tätig zu sein, der Volkskunde und Mundartforschung zum Nutzen und seinen Landsleuten zur Freude!

Fl.

Schittenfest

von Otto Rohkamm

In Lochen was Fräischaiten. Dat Schittenfest word 'efäiert. Dai Schittenbroiders harren all jewaltich 'eknallet un 'ebatzet mit 'ehren Schaitebissen, un et junk scharpe rann in Schaitend un in Drinkend. Et junk umme dai Ehre, wär Schittenkennich word.

N^{ou} was et d^{omals} noch m^{iechlich}, datt seck en Schitte ^uok en Andern n^{ie}hmen konne, dai for ^{ie}hne schaiten konne. Däne lait hai for seck schaiten. Dat d'e'e natuierlich en betten wat kosten. Awerst, wär Jeld harre, dai konne seck dat tämen un konne en Andern for seck schaiten laten.

Sau harre seck ^uok de Ackermann Däje, se sä'en'er „De blinne Däje“ tau, Ainen 'en^uomen, dai sch^uot for 'ehne. Un dai brochte dat tau Wä'e, hai sch^uot sau g^uut: De „blinne Däje“ word Schittenkennich!

Dat hat Däjen vⁱel Jeld ekost'. Awerst hai harre't jo; un blind was hai nich. Hai harre en gr^uoten Hoff un dai brochte wat in. Dai Klaibodde in Lochten for Waiten un Roiwe un Rummelße, dai brochte allebot räiken Säjen. Sau word denne an Fräischaiten harre 'drunken un feste an'elicket up Däjen Kosten. Et junk h^uoch här. Et word an Nist 'esparet an Ätend un Drinkend, drai Da'e lank.

Un 'en Senndach, wail dat Schittenfest tau Enne junk, do word dai Umtoch emaket mit dai Musäike von Goslär här, dorch dat ganze Derp, un twaimal rund-um. Dai ganze Kompanie was an'eträ'en mid'er Fahne. Dai Hauptmann satt stolt tau Päre un hailt dai Ansprake: „Kameraden,“ belk'e, „wäi maket dit Jahr wedder dai nemlije Parade wäi dat vorrichte Jahr, awerst dit Jahr gaiht et bⁱäi 'en blinnen Däjen gläik twier^uower, ^uower'n Meß!“—

Un ^uok in Binten junk et h^uoch här un lustich tau bⁱäi'n Fräischaiten. Et baldern de Bissen mit Pulwer un Bläi, un et knallen de Proppens von 'en Wäinpullen un Sluckbuddeljen.

Haindrich Hemme, de M^uuerkermester, se sä'en 'er „Haindrich Hake“ tau mit Tarnaitsnamen, denne hai was en Haketuich, dai was n^u Schittenkennich ewor'n. Hai harre an besten esch^uoten!

Franz Sträk, de Smett un Pulwermaker, dai harre tau Hemmen esecht: „Haindrich, D^u most vor en Schaitend en paar Glaas k^uolt Water drinken, dat jifft 'ne sichere Hand un en klar ^uO'e. Dafor drinke eck en gr^uoten Sluck up Däine Kosten!“

Do harre Haindrich Hemme vaier mal 'ne Achtaine un fäif mal 'ne Nejjen-taine hinderetander ersch^uoten, un kaine „Wuttje“. Domidde was hai Schittenkennich ewor'n. Do hett se alleh^uope Haindrichen h^uochlieben laten un hett jewaltich ainen 'eblitzet.

Hinderhär is wat l^uutm'erich ewor'n. Ainder hat nich dicht eh^uolen, un do hat et seck r^uut'estellet, datt se dorch'est^uoken harren mit dai Schäibenwäisers. Dai harren up Anstiftunge falsch an'ewäiset for Haindrich Hemmen, datt dai Kennich wieren solle.

Dai Jeschichte kamm saugar for dat Jerichte, for dat Amsjerichte in 'er Näi-stadt, denne Hemmen was et umme de Ehre te dauen, un hai wolle seck kaine falschen Feddern an sⁱäinen Haut stäken laten.

Dai Kennichsschäiben mosten se for dat Jerichte bringen, un dai Schäibenwäisers mosten swären. „Kaulfaut“ un „Lämmeken-Fricke“ mosten r^uut mid 'er Sprake un mosten Farwe bⁱäikennen, wäi dat tau'egaan was, datt Haindrich Hemme sau g^uut 'esch^uoten harre un word Schittenkennich. Dai Amsrichter sach seck dai Schäiben an un sä'e: „Ist dies das Corpus delicti?“

„Nⁱe 'e“, sä'e Kaulfaut: „Dat Corpus delicti, dat is Fritze „Pennich-Smitt“! Dai kamm in'er Radau runder'el^uopen na'en Schäibenstanne hen un raip in ainder T^uuer:

Äben schitt Haindrich Hemme! Äben schitt Haindrich Hemme! G^uut anwäisen! Kainen Schuß under Achtaine!“

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flehsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

57. Jahrgang

September 1971

Heft 3

Die Altargeräte des St.-Blasius-Domes im Spiegel der Braunschweigischen Geschichte

von A. Quast

Wir Braunschweiger sind zutiefst dankbar dafür, daß uns mit unserm St. Blasiusdom angesichts der schweren Zerstörungen, die der Bombenkrieg an profanen und sakralen Bauten angerichtet hat, ein kunst- und baugeschichtliches Kleinod von hohem Rang erhalten geblieben ist.

Der Strom der täglichen Besucher gibt Zeugnis davon, daß auch die Menschen unserer so nüchternen Gegenwart mindestens noch ahnen, mit welcher Leidenschaft Heinrich der Löwe diesen Bau vorantrieb. Nachdem ihm der Traum vom Kaisertum zerronnen war, wollte er ein zweiter Salomo sein. So sagen es jedenfalls seine Biographen von ihm. Wie nämlich vom biblischen König Salomo überliefert ist, daß er seinen Tempel in Jerusalem prächtig gestalten und ausstatten ließ, so tat es Herzog Heinrich auch mit seinem Dom in Braunschweig.

Der Domschatz muß geradezu einzigartig gewesen sein! Eine Spur seines Glanzes können wir auch noch heute im sog. Welfenschatz bewundern.

Der spätere Kardinal Bertram hat in seiner Geschichte des Bistums Hildesheim u. a. vermerkt: „Auf dem Kreuzaltar an der Scheidung von Chor und Schiff strahlte zu Füßen des gewaltigen Triumphkreuzes jenes große goldene Kreuz, das den Propst Gerhard von Steterburg so sehr in Staunen versetzte. Im Lichterglanz prangte der kostbare siebenarmige Leuchter, der jetzt im Chore steht. Und alle jene liturgischen Geräte und Reliquien, unschätzbare Werke edler Kleinkunst, die in Braunschweigs Dom einst Zeugnis gaben von der vielseitigen Kunstfertigkeit und Erfindungsgabe niedersächsischer und fremder Meister, ...“ Von diesem Glanz der Ausstattung ist nicht viel geblieben. Das Jahr 1671, das die Eroberung der damaligen Hansestadt durch die vereinigten Linien des Welfenhauses brachte, brachte auch die Fortgabe des Domschatzes an die welfische Linie Calenberg-Hannover. Die meisten seiner berühmten Stücke waren schon mit der Einführung der Reformation aus der sakralen Funktion genommen und zu mehr musealen Werten geworden. Nachdem zur Zeit der schmalkaldischen Herrschaft in Braunschweig aus dem Dom gegen vierzig Altäre mit den üblichen Figuren und Bildern fortgeschafft waren, bedeutete der erneute Aderlaß eine sehr schmerzliche Beeinträchtigung. Wie mag der Dom damals ausgesehen haben? Die Jahre im ersten Dezennium des 18. Jahrhundert ließen jedenfalls sehr umfangreiche Instandsetzungsarbeiten im Innern notwendig werden, nachdem vorher

der Baukörper selbst restauriert worden war. Sind damals vielleicht die erkennbaren Restaurierungen an den beiden berühmten Grabfiguren Heinrichs d. L. und seiner Gattin Mathilde vorgenommen? Ich vermute es.

Manches wertvolle Stück, das damals im Dom verblieben war, ist später noch verloren gegangen. So wurde nach Überlieferung von Domkantor Görges die imposante Kreuzigungsgruppe, die Heinrich der Löwe selbst im Triumphbogen hatte anbringen lassen, in der Sakristei verbrannt. Es soll 1810 gewesen sein. Sicherlich war es ein Akt vermeintlicher Pietät, die die Verantwortlichen dies tun ließ. Es sollte ein außer Gebrauch gestellter Kultgegenstand der Profanierung entzogen werden. Uns bekümmert der Verlust natürlich sehr, zumal wir kein Bild der Kreuzigungsgruppe besitzen und nur vermuten, daß die entsprechende Gruppe im Dom zu Halberstadt eine Replik oder auch eine Kopie des Braunschweiger Kreuzbalkens darstellt.

Görges fand nach eigenen Aussagen in jenen Jahren im Keller des Domes, wahrscheinlich also in dem Raum, in dem jetzt die Heizungsanlage installiert ist, die Passionssäule, die er auf dem Altarblatt von Raphon gesehen hatte, und war sehr erfreut. Dieser Flügelaltar steht jetzt im Anton-Ulrich-Museum. Die Passionssäule aber ist nach ihrer neuerlichen Restaurierung zusammen mit dem dazu gehörenden „Christus in der Rast“ in der Apsis des südlichen Querarmes im Dom aufgestellt.

Auch der Imervard-Kruzifixus, das kunsthistorische Prunkstück unseres Domes hat seine Geschichte. Rethmeyer schreibt von ihm in seiner Geschichte der Stadt Braunschweig, daß er das große Kreuz in der Krypta gesehen habe. Er konnte ihm aber nichts besonderes abgewinnen, hielt es vielmehr für das mäßige Machwerk eines Schnitzergesellen, war aber wenigstens bereit, in der Darstellung selbst eine Christusgestalt anzunehmen, was von anderen vorher bestritten war. Bekanntlich wurde die auch andernorts in vielfacher Abwandlung vorkommende „Kummernußlegende“ auf den Imervardkruzifix bezogen. Wahrscheinlich hat man wegen eben dieser Deutung auch gar nicht mehr festgehalten, daß es sich beim Imervard um ein Großreliquiar handelte, in dessen Haupt über dreißig Reliquien untergebracht waren, die jetzt, soweit noch vorhanden, im Kapitell der mittleren Säule des Marienaltars liegen.

Nur ein paar Beispiele aus einem historischen Prozeß! Das Résumé: Entführt, verloren, geraubt, aber auch verblieben, erneuert und gepflegt. Im Dom sind wir hautnah mit unserer eigenen Geschichte verbunden. Das, was blieb, ist nicht nur Besitz, der sich möglicherweise in Mark und Pfennig bestimmen läßt, es ist eine Aufgabe, die wir zu unserm eigenen Nutzen zu erkennen und zu praktizieren haben.

Im Kalender der Druckerei Krampe aus dem Jahre 1909 steht ein Foto mit den verbliebenen Stücken des sog. Domschatzes, Einzelstücken geringer Größe und außerhalb kultischer Funktion, also praktisch Museumsstücken:

1. drei verschiedene gotische Monstranzen (z. Zt. als Leihgabe in der Burg)
2. die sog. Greifenklaue Heinrich des Löwen (als Leihgabe in der Burg)
3. das Horn des Hl. Blasius (als Leihgabe in der Burg Dankwarderode)



Abb. 1

Gemeindekelch, gestiftet von Herzog Rudolf-August im Jahre 1688.

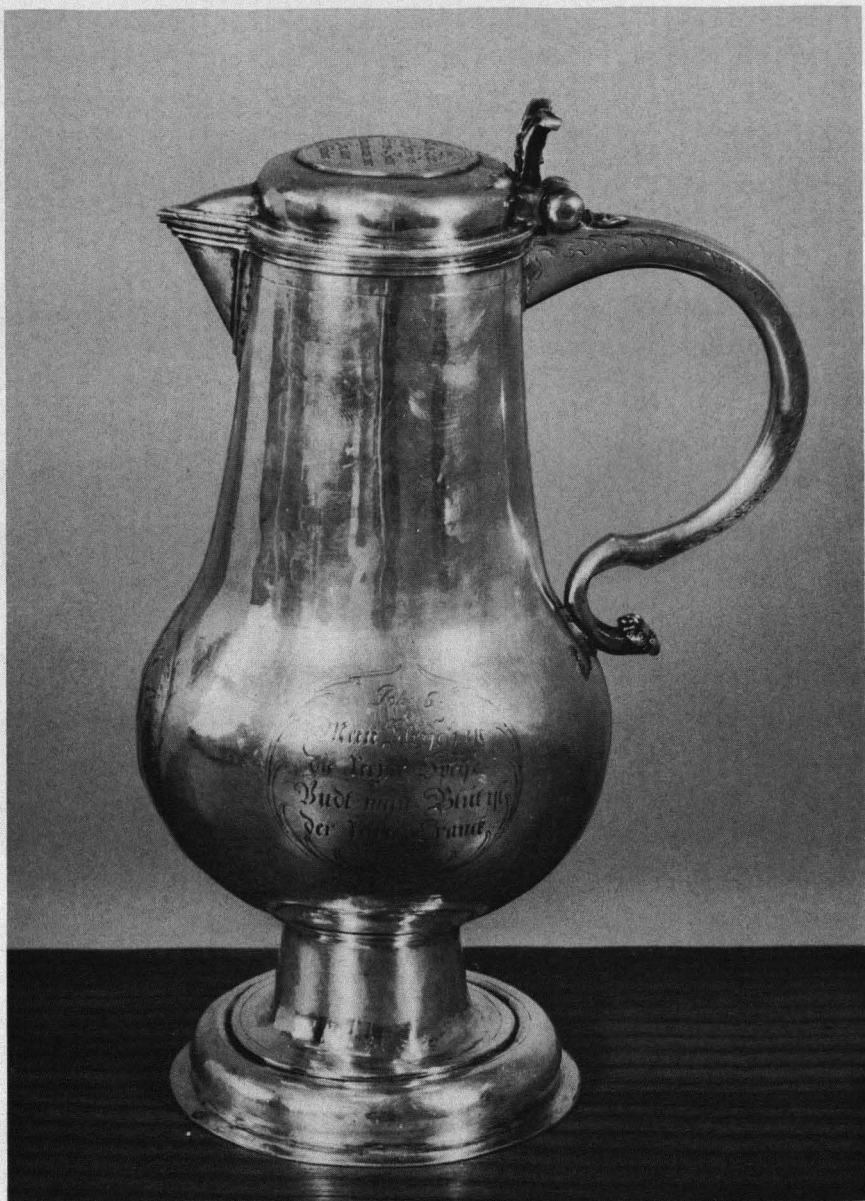


Abb. 2

Silberne Abendmahlsweinkanne aus dem Jahre 1667



Abb. 3

Vergoldeter Silberkelch aus dem Jahr 1701



Abb. 4

Silberdose mit Adelswappen aus dem Jahre 1705

4. die Schelmei des Hl. Blasius (als Leihgabe in der Burg Dankwarderode)
5. eine Holztafel mit Bruchstücken der 1668 aus dem Sarkophag der sog. älteren Gertrud († 1077) entnommenen Bleitafel mit der Inschrift „Hic requiescit Gerdrudis devota Christi famula ...“ (Original im Kirchenarchiv).
6. ein Stab mit dem Brustbild des Hl. Blasius (nicht mehr auffindbar)
7. eine Nachbildung der Stiftungsurkunde des Marienaltars (nicht auffindbar / Original im Marienaltar erhalten).

Gemessen an der Prachtausstattung, die Heinrich d. L. seinem Dom gegeben und die seine nächsten Nachkommen gefördert hatten, nimmt sich diese Aufzählung sehr bescheiden aus. Nicht aufgeführt sind freilich darin die großen Gegenstände wie der Siebenarmige Leuchter, der Imervard-Kruzifixus usw. Ebenfalls hat man die in Benutzung befindlichen Altargegenstände nicht mehr in den Domschatz gezählt. Aber gerade von ihnen soll jetzt die Rede sein.

Historisch liegt im Sinne unserer Betrachtung der große Einschnitt in der Regierungszeit der Herzöge Anton Ulrich und Rudolph August.

Wir erinnern uns, daß 1671 die Stadt Braunschweig vor den vereinigten weltlichen Häusern hatte kapitulieren müssen. Als Abgeltung für bestehende Ansprüche an das Stift St. Blasii war in der Auseinandersetzung der Domschatz an die Linie Hannover gefallen. Die Fortgabe dieses prächtigen Schatzes muß geradezu dem Zustand des Gebäudes entsprochen haben, denn in den nächsten Jahren sind sehr gründliche Instandsetzungsarbeiten, wie auch Veränderungen am und im Dom durchgeführt. Es kam also zu einem neuen Anfang.

Der so in jener Zeit völlig erneuerte Dom bekam die beiden völlig gleichen Abendmahlskelche als Stiftung des Herzogs Rudolph August und seiner zweiten Gemahlin Rosina Mente (davon einer in Abb. 1). Die Mentens waren eine angesehene braunschweigische Stück- und Glockengießerfamilie. Eine Bürgerliche konnte nach damaligen dynastischen Vorstellungen aber nicht legitime Ehefrau eines regierenden Fürsten werden. Der Herzog heiratete sie trotz aller entgegenstehenden Bestimmungen und gab ihr mit seinem Namen den „Titel“ Madame Rudolphine. Die beiden Kelche zeigen jeweils unter der Herzogskrone die Anfangsbuchstaben der Namen der Stifter. R. A. für den Herzog und R. E. R. für seine Gattin. Beide Kelche stammen aus einer Braunschweiger Silberschmiedewerkstatt, wie das Beschauzeichen es ausweist. Es sind die ältesten Kelche im Besitz des Domes, die deutlich auf die evangelische Abendmahlspraxis „in beiderlei Gestalt“ hinweisen, denn die Größe der Kuppe läßt keinen Zweifel aufkommen, daß es sich um Gemeindekelche handelt.

Nun gehört zu solchen Kelchen neben der Patene, d. h. der Schale für die Hostien, auch eine Hostiendose und vor allen Dingen eine Abendmahlsweinkanne. Vielleicht ist die Patene vorhanden. Von einer Hostiendose oder gar der Abendmahlsweinkanne fehlt aber jede Spur. Daß es sie überhaupt nicht gegeben haben sollte, ist unwahrscheinlich. So bleibt die Frage offen. Vielleicht ist aber auch eine kleine silberne Abendmahlskanne aus dem Stift St. Blasius benutzt worden (Abb. 2). Wir wissen es nicht. Sicher bleibt, daß das Herzogspaar nach der Einnahme der Stadt 1671 dem Dom für den lutherischen Gottesdienst die Attribute dieses Gottesdienstes in den beiden Kelchen persönlich dedizierte.

Rund hundert Jahre später wurde diesen beiden Kelchen ein dritter nachgebildet. Er ist wesentlich kleiner und offenbar im Auftrag des Domes selbst ge-

schaffen, denn er trägt außer dem Eigentumsvermerk auf der Unterseite keinerlei Hinweise auf einen Stifter.

Die Jahre um 1700 bedeuteten für den Dom einen großen Einschnitt, habe ich gesagt. So sollte an dieser Stelle auch die Frage nicht ausgelassen werden, wo der Taufstein und das sicher dazu gehörende Taufbecken geblieben sind. Auch hier müssen wir eingestehen, daß wir es nicht wissen. Freilich hege ich die Hoffnung, mit dem instandgesetzten Taufstein aus dem Landesmuseum, die alte Taufe des Domes wiederherhalten zu haben, die ursprünglich mit dem wunderschönen Renaissancegitter umstellt war, von dem heute noch drei schmiedeeiserne Türen im Dom sind. Es braucht nicht alles, was heute vermißt wird, Plünderung und Raub zum Opfer gefallen sein. Manches wurde auch ganz „legal“ entfernt. Es mißfiel, war schadhaft oder wurde aus sonstigen Gründen, die für uns heute nicht mehr erkennbar sind, aus der Funktion des ursprünglichen Zweckes genommen. Manches Stück kam ins Museum, manches in andere Kirchen, einiges, vielleicht auch viel wurde dem Zeitgeist geopfert und ging unwiederbringlich dahin.

Wir haben uns schon zu lange in Gedanken verloren. Vor uns stehen andere Altargeräte: die oben schon kurz erwähnte schöne silberne Abendmalkanne (Abb. 2), der kleine prächtige Kelch in seiner gotisierenden Gestaltung (Abb. 3) und die Hostiendose, die mit Bestimmtheit einmal anderen Zwecken dienstbar war (Abb. 4). Die Abendmalkanne stammt auch aus einer Braunschweiger Werkstatt und hat in den hiesigen Kirchengemeinden größere Geschwister, ein Beweis, daß sie im Stift St. Blasii benutzt wurde, wo die große Parochialgemeinde fehlte. Sie ist in jeder Hinsicht ein Kunstwerk von Rang, das sich eher durch Beschauen als durch Beschreiben nahebringen läßt. Noch heute ist sie in ständigem Gebrauch.

Dem Gebrauch aber ständig entzogen ist der kleine vergoldete Kelch, der an der Unterseite schlicht die Jahreszahl 1701 trägt. Hatte er einmal an seinem Knauf Perlen oder Halbedelsteine? Die jetzt leer über kleine Hohlräume greifenden Haltekrallen scheinen dies nahezu legen. Ist überhaupt die Jahreszahl unter dem Fuß des Kelches auf das Jahr seiner Entstehung, oder ist er 1701 vielleicht nur umgearbeitet oder instandgesetzt?

Die Kirchengemeinde Atzum besitzt einen entfernt ähnlichen kleinen Kelch. Auch dieser Kelch hat gotisches Maßwerk im Knauf. Er stammt nach einer Dedikationsgravur aus dem Anfang des 17. Jh., ist aber mit Sicherheit älter, denn unterhalb dieser, nicht besonders künstlerisch gearbeiteten Inschrift befindet sich der Hinweis auf den früheren Besitzer oder Stifter, einen Namensträger der Familie v. Damm, der Kanonikus an St. Blasius war (um 1500). Diese Gravur ist im künstlerischen Rang dem Kelch selbst vergleichbar. Auch dieser Atzumer Kelch hat eine kleine Kuppel und ist auch damit dem des Domes ähnlich.

Weil aber eben die Kuppel so klein ist, drängt sich der Verdacht auf, daß es sich in diesem Stück um einen Privatkelch gehandelt hat, wie er sicher den Domherren von St. Blasius eignete. Oder sollte es vielleicht sogar noch ein Kelch von einem der Seitenaltäre des Domes sein, die 1542/43 aus dem Dom entfernt wurden? Dann freilich wäre er später umgearbeitet und ohne Stifterhinweis in die wenigen Altargeräte des Domes nach dessen Instandsetzung um 1700 eingereiht. Das Beschauzeichen weist auf eine, noch nicht deutbare Werkstatt außerhalb Braunschweigs. Der Atzumer Kelch besitzt überhaupt kein Beschauzeichen mehr. Dort ist es sicher bei den Reparaturen am Fuß des Kelches verlorengegangen.



Abb. 5 a
Zinnkelch 1814



Abb. 6

Abendmahlservice, gestiftet von Herzog Friedrich Wilhelm 1815



Abb. 7

Altarkruzifix, neuromanisch, um 1910



Abb. 8
Altarleuchter, neuromanisch, um 1910

Daß die Vermutung, es mit einem Privatkelch zu tun zu haben, den höheren Grad der Wahrscheinlichkeit hat, scheint mir auch aus der Betrachtung der silbernen Hostiendose aus dem Jahre 1705 mit dem adligen Wappen derer von Jettebruch hervorzugehen (Abb. 4). Die Familie von Jettebruch war südlich von Soltau begütert, wo noch heute ein Ort diesen Namen trägt, ist aber ausgestorben. Deshalb war es auch schwierig, nach dem Wappen und der Umschrift SEVI auf einen Angehörigen dieser Familie zu schließen. Zwei Träger dieses Namens werden im Domherrenregister von St. Blasius geführt. Damit ist der Hinweis gegeben, auf welche Weise die Dose in den Bestand der Altargeräte des Doms gelangt ist. Was läge näher, als Kelch und Dose in gleicher Weise als Stiftungen aus einer oder auch verschiedener Familien der Domherrengeschlechter anzunehmen?

Aber diese Dose, die nicht vom Ursprung her eine Hostiendose gewesen ist, wird schwerlich ohne besonderen Grund schon so bald nach ihrer Fertigung unter die Abendmahlsgeräte des Domes gekommen sein. Hier muß ein historischer Anlaß gesucht werden. 1845 wird sie bereits zu den wenigen, damals aufgeführten, Altargeräten gezählt. Über ihr Herkommen hat man offenbar schon nichts mehr gewußt. Wenn also nicht im Zusammenhang mit der gründlichen Herstellung des Domes um 1700, die bekanntlich bis hoch in die zwanziger Jahre des 18. Jh. gedauert hat, müßte man auf die erste Zeit nach den Freiheitskriegen schließen. 1812 ist der Dom geplündert. Domkantor Görges schreibt in seinem Büchlein über den Braunschweiger Dom als Augenzeuge, daß damals sogar die silbernen Borten und Krepinen von den Herzogssärgen in der Krypta abgerissen seien. Die Plünderer haben sich schwerlich auf die Krypta beschränkt. Vielleicht ist nach dieser Zeit diese Jettebruchsche Dose als Spende an den Dom gekommen, vielleicht sogar der kleine Kelch. Wir wissen es nicht.

Dafür wissen wir aber genau, daß nach 1813 „bürgerliches“ Zinn, Stiftungen Braunschweiger Familien, auf dem Altar des Domes steht. Die Familie Bleibtreu stiftete zwei schöne Empirekelche (Abb. 5a) mit dazu gehörenden Deckeln. Einer dieser Kelche gehört jetzt dem Städtischen Museum, der andere verblieb dem Dom. Auch die wannenförmige, elliptische Taufschale, die sicher ursprünglich eine Handwaschschale gewesen ist, kam in dieser Zeit als Stiftung an den Dom (Abb. 5b). Schon von der Form her wäre diese Schale für die Taufe ungeeignet. Der Meister, der sie einmal in seiner Braunschweiger Werkstatt schuf, hat aber einen so guten Namen, daß man nicht auf Serienware schließen darf. Es war Johann Georg Denecke, der 1780 Meister wurde und bis gegen Ende der zwanziger Jahre des 19. Jh. in Braunschweig arbeitete.

Der Schale zugesellt war eine Deckelkanne für Taufwasser in Biedermeierform mit der Gravur „Dom 1841“. Das besagt noch nichts über das Jahr ihrer Herstellung. Auch sie stammt aus einer Braunschweiger Werkstatt, war aber im Laufe der Jahre so schadhaft geworden, daß auch das mehrfache Löten sie nicht gebrauchsfähig halten konnte. Um sie aber nicht früher oder später völlig verlorengehen zu lassen, wurde sie mit Dokumenten, Münzen und üblichen Kleinigkeiten unserer Zeit gefüllt, fest verschlossen, präpariert und 1968 in den Hochaltar bei dessen Neubau eingemauert.

Aus den Jahren nach den Freiheitskriegen stammen eine ganze Anzahl Zinnteller, teilweise graviert und als Schenkungen deklariert. Sie aufzuzählen können wir uns sparen. All diese Teile sind aber unmittelbar nach Ende der französischen Fremdherrschaft in Braunschweig von Braunschweiger Bürgern gestiftet

worden und spiegeln in ihrer Weise sowohl die Zeit als auch die Gesinnung ihrer Menschen wider.

Daß aber auch der Landesherr selbst trotz aller bekannten Beschwerden, die er zu tragen hatte, seinen Dom nicht vergaß, sollte in Erinnerung bleiben. Herzog Friedrich Wilhelm ließ unmittelbar vor seinem Tode bei Quatrebras 1815 in England ein wahrhaft fürstliches Abendmahlservice anfertigen (Abb. 6). Geschaffen aus schwerem Silber und völlig vergoldet zeigt es in meisterhafter Gravur das Wappen des Hauses Braunschweig-Bevern auf jedem der drei Einzelstücke. Der schreitende Löwe im Beschauzeichen weist die englische Herkunft aus. Der pokalartige Kelch, die Patene mit Bodengriff, in gewisser Weise auch die Hostiendose lassen vom Stil her schon auf außerdeutsche Herkunft schließen. Der Dom bewahrt und benutzt dieses Gerät als ein Vermächtnis seines Stifters bis auf den heutigen Tag.

Wir wissen um die Nöte und Schwierigkeiten, die in den ersten Jahrzehnten nach dem Endsieg über Napoleon Braunschweig heimsuchten. Es waren vornehmlich soziale Gründe, die 1834 zum Aufstand gegen Carl II. führten und ihn zur Abdankung zwangen. Am Dom wurde zu dieser Zeit der Kreuzgang abgerissen. Mit ihm fiel auch das Kapitelhaus des Stiftes St. Blasii. Herzog Wilhelm folgte seinem Bruder als Regent. Mit ihm starb dann 1884 das jüngere Haus Braunschweig aus.

Das Land erhielt einen Regenten im Prinzen Albrecht von Preußen. Unter ihm wurde die Garnisonkirche gebaut und der Soldatengemeinde dienstbar gemacht. Wahrscheinlich stammen aus dieser Epoche ein Kelch und eine Abendmahlsweinkanne, die jetzt zu den Abendmahlsgeräten des Domes gehören, nachdem die Militärgemeinde wieder an den Dom gekommen ist. Beide Teile sind aus Silber und lassen unschwer die Zeit erkennen, in der sie geschaffen wurden. Eine Widmung oder eine Datierung tragen sie nicht.

Unter dem Nachfolger des Prinzen Albrecht, dem Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg wurde die Domkapelle, allgemein Sakristei genannt, an den südlichen Querarm des Domes angebaut und eingerichtet. Sie bekam einen neuromanischen Altar und einen neuromanischen Taufstein mit silberner Schale. Kruzifix und Leuchter wurden gegossen und vergoldet (Abb. 7 u. 8). Sicher Repräsentanten ihrer Zeit beeindruckten sie auch heute noch wegen der Vollendung des handwerklichen Könnens, das sie offenbaren. Leider ist 1969 einer der beiden Leuchter in einer Mittagsstunde vom Altar auf dem Hohen Chor gestohlen worden. Alle Teile sind aus Gelb- oder Buntguß, haben also für den Dieb nur einen geringen Verkaufswert. Statt der beiden, für den Dom gesondert angefertigten Leuchter stehen jetzt zwei bescheidene Bronzeleuchter auf dem Hohen Chor, wie sie in jedem Devotionaliengeschäft angeboten werden.

Herzog Johann Albrecht wurde am 15. Dezember 1908 im Dom mit Prinzessin Elisabeth von Stolberg-Roßlau im Beisein des Kaiserpaares und vieler deutscher Fürsten getraut. Zwei Jahre später stiftete das Herzogspaar in Erinnerung an den Hochzeitstag dem Dom einen prachtvollen, aus Silber hergestellten, vergoldeten und mit Halbedelsteinen reichlich besetzten Kelch (Abb. 9). Der Stiftungsanlaß und die Wappenschilder beider Häuser sind in Fuß und Schaft des Kelches festgehalten. Die Stiftungsurkunde, die noch vorliegt, schließt mit den Worten: „Möge der Kelch bei Spendung des wahren Blutes unseres Erlösers für lange Zeiten den Angehörigen Unserer geliebten Hof- und Domgemeinde den göttlichen Segen



Abb. 9

Abendmahlskelch, gestiftet von Herzog Johann Albrecht und Herzogin Elisabeth 1911

Am Tage der zweiten Winter-Kapf-Kur am 15. Dezember 1909
in der Hof-, und Dankkapf St. Blasii zu Läransifurung im Bistum
Dauer Majestät des Deutschen Kaisers und ihrer Majestät der Kai-
serin, sowie vieler anderer deutscher und ausländischer Fürstlichkeiten
hochgeachteter Vermählung, überausen Wir setzen dem Bistum
einen für den Gebrauch der Hof-, und Bistumsgemeinde bestimmten, fl.
einen, einen vergoldeten, mit Edelsteinen aus der Hof-, Hof- und
geraden und mit einer mit dem Anstand der Hof- und Hof- und Hof-
geraden mit dem Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof-
Menge der Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof-
lange Zeiten der Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof-
der Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof- und Hof-
Jugend zu Läransifurung am 15. Dezember 1911.

Joseph von Schwarz
H. M.

Reisabeth
H. z. M.



A.
Von Schwarz
für.

Abb. 10

Stiftungsurkunde des Kelches (Abb. 9)

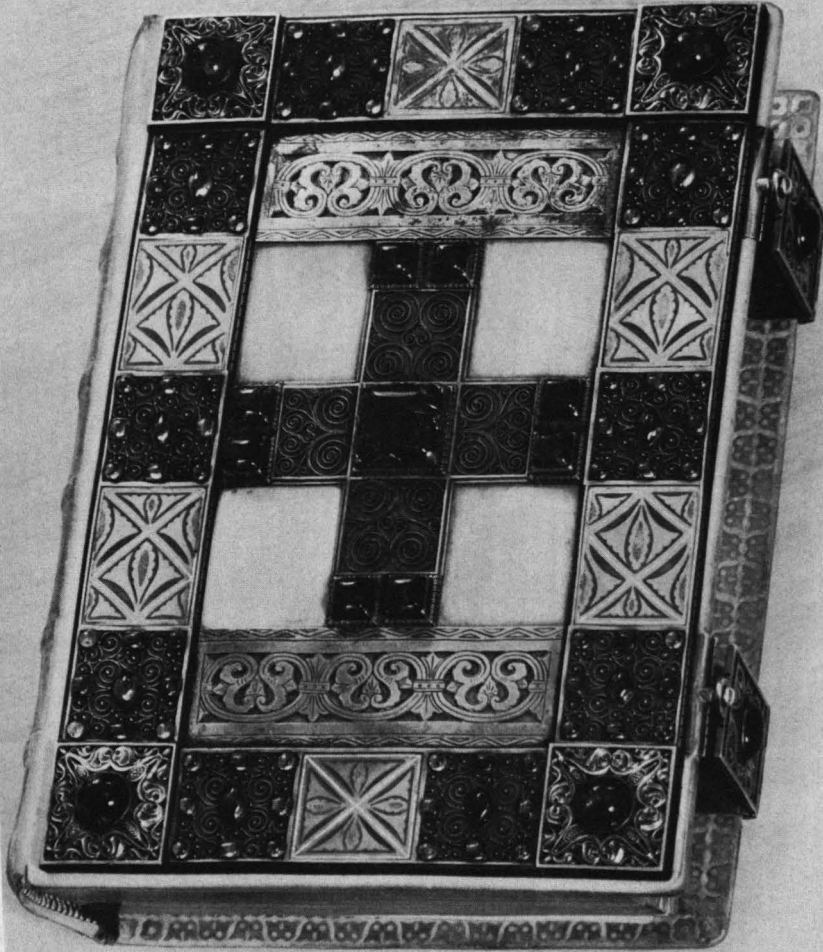


Abb. 11
Altarbibel, gestiftet von Herzog Johann Albrecht



Abb. 12

Abendmahlskelch, gestiftet zum Gedenken an einen Gefallenen

des Sakraments zu bringen berufen sein, das walte Gott!" Am 8. Dezember 1912, dem Tag seines 56. Geburtstages, stiftete Herzog Johann Albrecht zum Zwecke „der Vermehrung des Domschatzes“ eine in weißes Schweinsleder gebundene, mit Gold und Elfenbein, Amethysten, Turmalinen und Rauchtropasen geschmückte Altarbibel mit dem urkundlich festgehaltenen Wunsche, daß „aus dem allsonntäglichen Gebrauche der heiligen Schrift ein Strom reichen Segens sich über die Hof- und Domgemeinde ergießen möge.“ Die Stiftungsurkunde zeigt ein sehr schönes aufgesetztes Wappen als Siegel des Herzogtums Braunschweig (Abb. 10 und 11).

In diese Zeit hinein gehört auch eine große Abendmahlsweinkanne aus Zinn in der typischen Stilform des neugotischen Geschmacks. Sie ist immerhin 46 cm hoch, trägt aber keine Jahreszahl. Auf der Frontseite ist ein aufgesetztes Bild mit dem Gotteslamm und der Inschrift „Das ist me'n Blut, für eure Sünden vergossen“. Sicher handelt es sich um eine Bedarfsanschaffung seitens der Gemeinde. Eine Angabe über Herkunft oder Stiftung fehlt nämlich.

1913 hielten Herzog Ernst August mit seiner jungen Gemahlin Victoria Luise als Herzogspaar ihren Einzug in Braunschweig. 1914 brach der erste Weltkrieg aus. Aus der Kriegszeit ist mit dem Inventar der Militärgemeinde ein Kelch mit hoher Kuppel, einfaches Alpaka, verbeult und ohne jede Zier, an den Dom gekommen. Es ist mit hoher Wahrscheinlichkeit der Kelch, der in den Abendmahlsfeiern unserer braunschweigischen Truppen im Felde gedient hat. Die Beulen im Fuß machen einen festen Stand inzwischen unmöglich; der Eisenstift, der im Inneren des Schaftes den oberen mit dem unteren Teil verbindet, ist verrostet. Die „Erlebnisse“ dieses Kelches kann man nur ahnen.

Mit aller Bitterkeit des Kriegsgeschehens ist auch der letzte Kelch, der hier Erwähnung finden soll, verbunden. Seine Stiftung gilt dem Andenken eines jungen Leutnants aus dem Braunschweigischen Infanterie-Regt. 92. Es ist ein hoher Silberkelch mit schön geprägtem Fuß in der Stilform des beginnenden 20. Jh. In die Kuppel ist außen das Wort aus Joh. 15, 13 graviert „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde“ (Abb. 12). Der Anblick dieses Kelches stimmt besinnlich. Schmerz, Entsagung, Glaubenstrost und Gewißheit sprechen uns aus ihm an.

Die Geschichte nahm ihren Lauf. Für die meisten von uns wurde sie lebendige Gegenwart. Der Dom verlor seinen besonderen Rang als Hofkirche. 1935 wurde er für den Bau der Gruft Heinrichs des Löwen für Gottesdienste gesperrt und 1938 endgültig jeder kirchlichen Nutzung entzogen. Nun war er „Nationale Weihestätte“. Die Altargeräte wurden dem Landeskirchenamt übergeben, das sie aufbewahrte, bis 1964 die neue Domgemeinde sie wieder in Nutzung nahm.

Nicht nur ein interessantes Stück Stil- und Kunstgeschichte! Aus den Altargeräten des Domes spricht zu uns die Geschichte selbst mit den Empfindungen und Lebensäußerungen der Menschen, die zu ihrem Teil die Zeit heraufgeführt haben, in der wir leben, die wir zu gestalten und einmal gegenüber unsern Nachkommen zu verantworten haben. Und dazu bedarf es heute wie gestern mehr als eines angemessenen Selbstgefühls. Es bedarf der Demut, des Opfersinns und des Trostes. Mit dieser Einsicht werden die Kelche zum Symbol und führen hinein in die Sinngebung ihrer Bestimmung als Altargeräte.

Die Altargeräte des St. Blasius-Domes zu Braunschweig

Inventarverzeichnis

1. Abb. 6. Abendmahlservice bestehend aus Kelch, Hostiendose und Patene, Silber vergoldet, alle Teile mit englischen Beschauzeichen, ähnliche Geräte im Besitz des Herzogshauses, ausgestellt auf der Marienburg.
Die drei Stücke tragen in meisterlicher Gravierung das große Herzogswappen des Hauses Braunschweig-Bevern mit den flankierenden „Salzmännern“.
Jahreszahl fehlt.
Nach schriftlicher Überlieferung Stiftung des Herzogs Friedrich Wilhelm im Jahr 1815.
Englische Ausführung: Kelch pokalförmig, Patene mit Griff mitten unter dem Boden, der die Standfestigkeit garantiert, Hostiendose rund.
2. Abb. 1. Zwei zusammengehörende Kelche, Silber vergoldet, barocke Form, Randdurchmesser der Kupa 12 cm, Durchmesser des barock-geschwungenen Fußes 16 cm.
Im Ansatz des Schaftes graviert Herzogshut mit:
a) Monogramm RA (Rudolf August)
b) Monogramm RE. R. (Rosina Elisabeth Rudolphina)
Beide Kelche im Fuß die gleiche Gravierung: „Der gesegnete Kelch ist die Gemeinschaft des Blutes Christi. 1. Cor. 10, 16.“
Beide Kelche tragen die Jahreszahl 1688.
Braunschweiger Beschau. Meister Gerdt Eimbke III. (lernt 1661—66; Meister 1674/75; Anfang 1703 verstorben)
3. Ein Kelch, Silber vergoldet, barocke Form, Randdurchmesser der Kupa 11 cm, Durchmesser des barock-geschwungenen Fußes 13,5 cm. Schwach leserliche gestichelte Inschrift unter dem Fuß: vor die St. Kirche S. Blasii 1784.
Der Kelch erscheint wie eine verkleinerte Nachbildung der beiden Kelche unter 2., wirkt jedoch etwas schlanker oder eleganter.
Braunschweiger Beschau. Meister Johan Balthasar Meyer (lernt 1757 bis 1761; Meister 1771; nachweisbar bis 1794)
4. Abb. 3. Ein Kelch, Silber vergoldet, barocke Form, sehr schöne Goldschmiedearbeit, am Fuß aufgesetzter Kruzifixus, Knauf in gotischem Maßwerk, oberhalb und unterhalb des Knaufes gotische Buchstaben in je sechs Einzelfeldern (noch nicht zu deuten). Durchmesser des Randes der Kupa 9,5 cm, Durchmesser des barock-geschwungenen Fußes 12 cm. Unter dem Fuß am Rand eingraviert die Jahreszahl 1701.
Wahrscheinlich keine Braunschweiger Arbeit. Beschauzeichen noch nicht zu deuten.
Möglicherweise handelt es sich um ein älteres, später umgearbeitetes Stück. Vergleiche Kelche aus der Zeit um 1500.
5. Abb. 9. Ein Kelch, Silber, teilweise vergoldet, schwer, an der Kupa erhaben ausgeführte Weintrauben in Rankenwerk. Knauf und Fuß besetzt mit Halbedelsteinen aus Ostafrika in verschiedener Größe. Pokalform.
Randdurchmesser der Kupa 11 cm, Randdurchmesser des Fußes 11,5 cm. Farbig (Emaillé) eingesetzte Wappen von Mecklenburg (gekrönter Stierkopf) und Stolberg (schreitender Hirsch). In drei Felder aufgeteilte Majuskelschrift: Gestiftet von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Regent des Herzogtums Braunschweig, und Elisabeth, Herzogin zu Mecklenburg, Prinzessin zu Stolberg-Roßlau, für die Hof- und Domkirche St. Blasii in Braunschweig zur Erinnerung an die am 15. Dezember 1909 hier vollzogene Vermählung.
Die vorhandene Stiftungsurkunde ist datiert vom 15. Dezember 1911 und von dem Stifterehepaar eigenhändig gesiegelt und unterschrieben.
6. Abb. 5a. Ein Kelch, Zinn, Empire-Form mit quadratischem, an den Ecken gebrochenem Fuß. Durchmesser der Kupa am Rand 13 cm, Gesamthöhe 27 cm. Gravur am Fuß: L. O. Bleibtreu 1814. Dazu gehörig ein Deckel mit gleicher Gravur, 14 cm Durchmesser. keine Herkunftsbezeichnung.
Das Gegenstück befindet sich im Städtischen Museum.

7. Ein Kelch, Silber, Reinsilberstempel 800, 20,5 cm hoch, flache Kupa mit Randdurchmesser von 14 cm. Auf der Kupa Arkadenfries, auf dem Fuß vier Medaillons mit den Symbolen der Evangelisten. Stilform: „wilhelminisch“. Aus dem Bestand der ehem. Militärgemeinde.
8. Abb. 12. Ein Kelch, Silber, Reinsilberstempel 800, 31 cm hoch, steile Kupa von 13 cm Randdurchmesser. Fuß und Schaft matt mit eingepprägten Kreuzen. In die glänzende Kupa außen graviert: „Niemand hat größere Liebe denn die, daß er sein Leben läßt für seine Freunde.“ Joh. 15, 13. Am Rand des Fußes die Stiftunginschrift für einen gefallenen Leutnant aus dem I. R. 92.
Aus dem Bestand der ehem. Militärgemeinde.
9. Ein Kelch, Alpaka, 30 cm hoch, steile Kupa mit Randdurchmesser von 13 cm, verbeult. Aus dem Bestand der ehem. Militärgemeinde.
10. Abb. 2. Eine silberne Abendmahlsweinkanne in barocker Form, Höhe 25,5 cm. Frontgravur mit dem Bild des Hl. Blasius zwischen zwei Palmenzweigen und der Jahreszahl 1667.
Seitengravur links: Joh. 6 „Mein Fleisch ist die rechte Speise und mein Blut ist der rechte Trank.“
Seitengravur rechts: „Kompt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken.“ Matth. 11.
Deckelgravur: 1. Joh. 1 „Das Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes machet uns rein von allen Sünden.“
Braunschweiger Beschau. Meister „M“ (in der Literatur bisher ungedeutet, jedoch wohl identisch mit Matthias Remmerdes, lernt 1647 bis 1652, erwähnt bis 1689)
Ähnliche Kannen in St. Katharinen und im Städt. Museum.
11. Eine silberne Abendmahlsweinkanne, Höhe 32 cm, Stil der „wilhelminischen“ Zeit
Aus dem Bestand der ehem. Militärgemeinde.
12. Eine Abendmahlsweinkanne, Zinn, neugotische Form, an der Vorderseite figürlich aufgesetztes Gotteslamm und die Inschrift „Das ist mein Blut, für eure Sünden vergossen.“ Höhe der Kanne: 46 cm. Ohne Dedikation.
13. Abb. 4. Hostiendose, Silber, flach rechteckig mit gebrochenen Ecken. Scharnier mit eingeschnittenem Herz, große Wappengravur des Geschlechtes v. Jettebruch und die Buchstaben S.E.V.I. (? . Ernestus . Von . Jettebruch) Unten im Bild die Jahreszahl 1705
Braunschweiger Beschau. Meister Ludwig Spitta (Meister ab 1699, stirbt 1742)
Ursprünglich keine Hostiendose.
14. Einfache kleine Hostiendose, Messing vergoldet, Durchmesser 6 cm. Kleines Standkreuz auf dem Deckel. Ehemalige Militärgemeinde.
15. Eine Patene, Silber vergoldet, Durchmesser 145 mm.
16. Eine Patene, Silber vergoldet, Durchmesser 150 mm.
17. Eine Patene, Silber vergoldet, Durchmesser 130 mm.
Gravur auf dem Rand: Kreuz in schraffiertem Kreis, Braunschweiger Beschau, Meister Andreas Röpenack (lernt 1681—87, gestorben im Januar 1725).
18. Eine Patene, Silber vergoldet, Durchmesser 160 mm. s. Nr. 17.
19. Eine Patene, Silber vergoldet, Durchmesser 150 mm. Boden zu Kleeblattkreuz ausgehämmert. Gravur auf dem Rand: Kreuz in Kreis. Gehört wahrscheinlich mit dem Kelch unter Nr. 4 zusammen.
20. Deckel für den Kelch unter Nr. 7, versilbert. (Teller).
21. Untersatz für die Abendmahlsweinkanne unter Nr. 11, versilbert. (Teller).
22. Eine silberne Taufschaale, Reinsilber 800, Durchmesser des Auflagerandes 35 cm, rund, ohne Dekor oder Inschrift. Einsatz für den neuromanischen Alabastertaufstein von 1912.
23. Schale, vermutlich als Taufschaale verwendet, Alpakasilber, elliptisch mit barockem Rand. Abmessungen: 34 zu 28,5 cm. Bodengravur: Frau Sophie Duhne, den 15. Mai 1859. Schadhafte.



Abb. 5 b

24. Abb. 5 b. Eine Taufschale, Zinn, in Form einer elliptischen Wanne mit hochgezogenem Rand. Abmessungen 34 zu 23 cm. Gravur: Dom 1822.
Hergestellt von dem Braunschweiger Meister Johann Georg Denecke (Meister: 2. 10. 1780 belegt bis 1826)
25. Taufschale, rund, versilbert, in der Mitte Abbildung der Taube, Umschrift, Durchmesser 41 cm. Aus dem Bestand der ehem. Militärgemeinde.
26. Taufschale, Kupfer, handgetrieben, Einsatz des großen romanischen Taufsteins, 1970 angefertigt von Schmiedemeister Hohenk in Schulenrode. Durchmesser: 70 cm.
27. Deckelkanne für Taufwasser, Zinn, bereits mehrfach gelötet, Höhe: 23,5 cm, abgängig. Seit 1968 mit Dokumenten im Hochaltar eingemauert.
28. Sechs Zinnteller von gleicher Größe, durchschnittlich 22 cm. Einige mit Initialen und Hinweis auf das Eigentum des Domes. Einer trägt die Jahreszahl 1809.
29. Abb. 7, 8. Altarkruzifix mit dazugehörigen Leuchtern, Gelbguß vergoldet, mit silbernem Korpus, besetzt mit Bergkristall. Ein Leuchter 1970 vom Hochaltar gestohlen.
30. Zwei Altarleuchter, barocke Form mit flachem Fuß und flacher Schale. Durchmesser des Fußes = 19 cm, Durchmesser der Schale = 17 cm. Gesamthöhe ohne Dorn = 29 cm. Bronze.
31. Zwei Leuchter, moderne Form, Bronze. In einem Stück gegossen. Durchmesser der Schale = 15,5 cm, des Fußes 11 cm. Höhe = 21,5 cm, angeschafft 1970 für die bisherigen unter Nr. 29 erwähnten, von denen einer gestohlen ist.
32. Zwei Leuchter, Messing, Barock, Schaft mit drei Wirteln, Dorn mit Eisenplatte nachträglich mit drei Nietern befestigt. Höhe = 30 cm; Schale Durchmesser = 12 cm, Fuß Durchmesser 14,5 cm.
33. Altarkruzifix, schlichte Eisen-Holz-Kreuzfassung mit Alpaka-Korpus. Der Korpus stammt von dem großen Kruzifix, das bis 1937 auf dem Lettner über dem Marienaltar stand. Abmessungen des neuromanischen Korpus: 33 × 28 cm. In der jetzigen Weise hergerichtet 1967. Lettnerkreuz, neurom., 1,35 m × 0,55 m abgestellt.
34. Altarbibel, Rindleder gebunden, offenbar schon zweiter Einband mit Alpakakruzifix und gleichen Beschlägen. Luthertext mit Erklärungen von Lucas Osiander, gedruckt in Lüneburg (bei den Sternen) 1665.
Größe: 30 × 45 × 13 cm.
35. Abb. 11. Altarbibel, in weißes Schweinsleder gebunden, mit Gold, Elfenbein, Amethysten, Turmalinen und Rauchtropasen verziert, übliches Altarbibelformat.
Auf den Buchschließen steht: Gestiftet für die Hof- und Domkirche St. Blasii in Braunschweig von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Regent von Braunschweig im Jahre 1912.

Hausnamen und Hauszeichen im alten Braunschweig

von Rudolf Fricke

Bei der Einführung der allgemeinen Brandversicherung von Staats wegen im Jahre 1753 wurden die Grundstücke Braunschweigs erstmalig mit laufenden Nummern versehen. 1858 erfolgte daneben die straßenweise laufende Bezifferung. Was die damit erzielte genaue Fixierung der Liegenschaften samt den darauf befindlichen Häusern, besonders bei der Abfassung grundstücksrechtlicher Verträge für einen Fortschritt bedeutete, mag aus der bei solcher Gelegenheit 1440 erfolgten umständlichen Beschreibung vermutlich des Grundstücks Ziegenmarkt 4 (Nr. ass. 285) im Altstädter Degedingsbuch hervorgehen. Danach ist es „*dat hus by der sutmolen unde is dat steynhus tyghen dem steynmarkede, dat seste hus van sente olrikes kerkhove to dem molendore wort in der suderen reghe*“ (=... das Haus bei der [schräg dahinter gelegenen] Südmühle, und ist das Steinhaus gegenüber dem Steinmarkte, das sechste Haus vom St. Ulrichskirchhofe [auf dem Kohlmarkte] dem Vorplatz des Mühlentores zu, in der südlichen Hauszeile). Einfacher war die Sache in der Nähe kirchlicher oder anderer, öffentlicher oder durch Besonderheiten hervorstehender Gebäude, zu denen etwaige Ecklage zählt. „*Tyghen St. Michelis kore*“, „*allerneghst dem hornhuse*“, und „*tyghen dem huse over, dar de lütke torne uppe steyt*“ (= „dem Michaelis-Chore gegenüber, neben dem Eckhause“ oder „dem Haus gegenüber, worauf der kleine Turm steht“) sind Angaben, nach denen — zumindest in jener Zeit — der Standort des jeweiligen Hauses schnell und klar hervorging. Es dürften nicht nur praktische Erwägungen gewesen sein, die dann manche Besitzer veranlaßten, ihrem Haus einen Eigennamen zu geben, der dem (des Lesens ja vielfach noch unkundigen) Beschauer etwa durch Merkszeichen einprägsam gemacht wurde. Liebevoller Einstellung zur eigenen Heimstätte mag ausreichender Grund bei Namensgebungen gewesen sein, wie sie auch der Schiffer gegenüber seinem Fahrzeug kennt, zuweilen auch wohl Humor und nachbarfreundliche Spottlust.

Am Anfang der Reihe mit Eigennamen versehener Bürgerbauten steht das Haus „Zu den sieben Türmen“, als dessen erster Besitzer der Ratsmann *Ludollus de septem turribus (van den seven tornen)* 1249 erscheint. Seine Benennung verdankte das Haus den sieben Türmchen einer einstigen Zinnen-Krone. Nach Hauseigentümlichkeiten werden dann genannt: Das Haus zur Eisentür (*to der ysernen dore*, 1341), Der hohe Giebel (*dat hus, dat de hogevel het*, 1338) das Haus zur Treppe (*to der treppen*, 1395), Die Steinpforte (*de steynporte*, 1402), das Haus zur alten Pforte (*to der olden porten*, 1409) und das schon genannte Haus mit dem kleinen Turme.

Nach Lage, Gebrauch, Ähnlichkeit oder geschichtlichen Überlieferungen waren bezeichnet:

„ <i>Dat hus, dat by deme ridderbornen het.</i> “	1357 (bei dem Ritterborn)
„ <i>Dat hus, dat by der drenke het.</i> “	(bei der Tränke)
„ <i>Dat hus, dat up der goten het.</i> “	(auf der Gosse)
„ <i>Dat hus, dat by der apoteken het.</i> “	1360 (bei der Apotheke)
„ <i>Dat hus, dat dat waschhus het.</i> “	(das Waschhaus)

„Dat hus, dat de capelle het.“	1357 (die Kapelle)
„Dat hus, dat dat herrendorp het.“	1435 (das Herrendorf, ältester Bestandteil der Alten Wiek)
„Dat hus, dat to dem scanke het.“	1360 (der älteste „Schrank“ für die Wurfmaschinen der Stadt)
„Dat hus, dat by der sconen egge het.“	1355 (bei der schönen Ecke).

Erinnerungen an Bäume, die bei Bebauung restlichen Grashof- oder Gartenbestandes verschwinden mußten mögen in den Namen der „groten“ bzw. der „lutteken holen ek“ 1355, vielleicht auch des Hauses „tom groningen Bome“, ca. 1310 und 1374, nachklingen.

Plastisch ausgeformte oder gemalte Kennzeichen besaßen sicherlich „dat hus mit dem bocke“, 1338 (mit dem Ziegenbock), ferner das „dar dat lam, de helm uppe steit“, 1339 (das Lamm, der Helm), „mid der Kannen“ 1360, „dar de grone lynd boven de dore steyt“, 1389 (wo die grüne Linde über der Tür steht), und 1390 „das hus mid dem bile“ (= Beil). Vielleicht nach auf Schilden über den Haustüren dargestellten Tieren wurden genannt: 1313 ein „Gulden are“ (= Goldener Adler), 1334 „to dem roden herte“ (= Zum roten Hirsch), 4 Jahre später ein „neuer“ Hirsch, Böcke treten in der Vielzahl auf und „to dem roden ossen“, dem Roten Ochsen, reiht sich ein „ossenkopp“ an, ebenso ein „Grüner Fisch“ (1402), 1404 ein „Sedeck“ (Sittich) und 1410 nochmals ein „gulden arn“, ein Goldener Adler.

Auch Dinge täglichen Gebrauchs gaben Bürgerhäusern ihre Eigennamen. „To der scope“ heißt 1355 nach dem Schaff, einem großen, büttenartigen Gefäß, „to der keden“, 1360 nach einer Kette. Nach der „Tasche“, 1405, folgt, ausgezinkernd-humorig, 1431 das Haus zum „Schiefen Rade“. Hier die Fülle der gesamten, hauptsächlich späteren Hausnamen zusätzlich aufzuführen, würden den gesteckten Rahmen erheblich überschreiten. Es sei nun hinzugefügt, daß insbesondere geschätzte Kneipen noch im letzten Jahrhundert vor 1944 ohne Zutun des Inhabers nach altem Brauch vom Volksmund derbe Übernamen wie „Fettklappe“, „Scheiwer Ständer“, „Groter Verdarw“, „Schettriger Emmer“, „Smäriger Löppel“ usw. erhielten. Figürliches Schnitzwerk, wie der an einer Knagge des Hauses Breite Straße 14 angebrachte „Wilde Mann“ 1567, hat zweckdienlich unterscheidender Namensgebung lange gedient, andere Wahrzeichen wie die Berufssymbole eines Garkochs (1531 Gildenstraße 39/40), eines Beckenschlägers (1535, Lange Straße 45) oder eines Böttchers (1664, Mandelnstraße 2) mögen, auch ohne in einem Sondernamen des mit ihnen geschmückten Hauses nochmals zu erscheinen, wandernden Handwerksgesellen und andern Suchenden ebenso den Weg gewiesen haben, wie die Menge der überall vorhandenen bürgerlichen und patrizischen Wappen. Mittelbare Verbindung mit dem Familienwappen, einem Geweih (niederdeutsch: „harttwig“ = Hirschzweig), ist im Hausnamen des 1591 errichteten, äußerst stattlichen Hauses der Bürgermeisterfamilie Hartwich, Südklint 15, vorhanden. Ein im Hochrelief dargestellter Hirsch überspringt eine Tafel mit der Inschrift:

DIS HAUS STEHET IN GOTTES HANDT
UND IST ZUM BRAUNEN HIRS GENANDT

Quellen: Urkundenbuch der Stadt Braunschweig, Degedingsbücher der Weichbilder.

Verborgene historische Stätten

Burg und Schloß Vechede

von H. A. Schultz

Gerade jetzt, da die Auflösung des Amtsgerichtes Vechede geplant ist, steht — erneut — diese Stätte der einstigen Burg und des Schlosses im Blickpunkt vieler Überlegungen. Ein an der Straße erhaltenes Gittertor mit den Initialen „F“ in einer Barock-Kartusche, sowie der Park mit seinen Denkmälern deuten auf eine jahrhundertelange historische Vergangenheit hin. Leider fällt jedoch

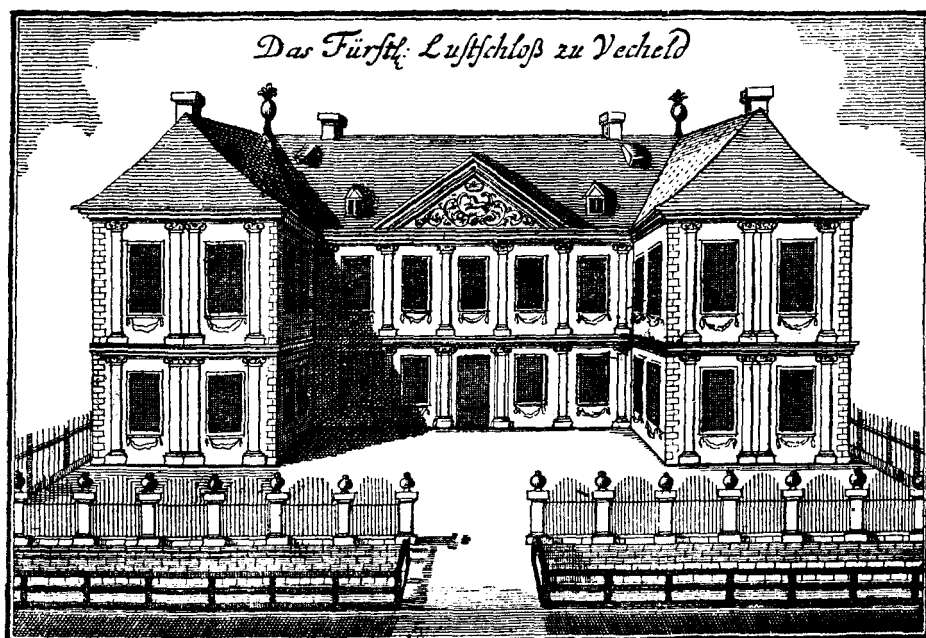


Abb. 1 Stich von A. A. Beck

heute der Blick zuerst auf jenes von der Straße abseits stehende Amtsgerichtsgebäude, das im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts errichtet wurde. Es macht einen nüchternen, ja geradezu häßlichen Eindruck.

Die Entstehungszeit der Burg Vechede ist ungewiß. 943 wird der Ort Fehltlon genannt (Ukb. Erzstift Magdgb I, 74), 1145 und 1209 Vechtla (Ukb. Kloster Berge 30, 59), 1219 Vechede (Staatsarchiv Wolf. VII, B, Hs 367 Bl. 712), 1313 Veichfelde iuxta longum pontem (Ukb. Hochst. Hild. IV, 176).

Am Weihnachtstage 1392 verpfändete Herzog Friedrich von Braunschweig und Lüneburg die Burg zusammen mit dem Dorfe, der Mühle, dem Gerichte, und u. a. dem Vogtbruche, 4 Höfe auf 6 Jahre für 900 Mark der Stadt Braunschweig

(Rehtmeier, Chronik 672). Der Stadt Braunschweig wird dies sehr gelegen gekommen sein, denn Burg und Dorf Vechelde bildeten für sie gewissermaßen einen westlichen Vorposten. Sie lagen am Westrande einer breiten sumpfigen Aue-Niederung, die außerordentlich verkehrswidrig war, daher einen guten natürlichen Schutz darstellte. Für die Straße, die dieses Gebiet notgedrungen durchqueren mußte, wurde ein Damm aufgeschüttet. Sicherlich wird schon in sehr früher Zeit diese von Natur aus schwierige Beschaffenheit des Geländes der Grund für den Bau der Burg an dieser Übergangsstelle gewesen sein. Hinzu kommt, daß zwei sehr alte Handelswege von altersher hier zusammenlaufen, die noch heute in den Bundesstraßen 65 (Hannover) und 1 (Hildesheim) zu erkennen sind. Der Verkehr auf ihnen konnte sehr gut überwacht und beherrscht werden.

Die Bedeutung dieses Pfandbesitzes wuchs für die Stadt stetig. Er wurde im Laufe der folgenden Zeit planmäßig erweitert. U. a. wurden auch ganze Bauten neu errichtet, so ein „Steinthurm“ 1395 für 142 Mark.

Aus der urkundlichen Überlieferung ergibt sich ferner, daß um 1403 Henning Hallendorf hier Vogt war, daß es 1423—27 an Kurt von Veltheim gegeben, daß 1432 ein städtischer Vogt namens Brand und daß ferner als Verwalter bzw. Vögte 1456 Heinrich Holtgreve, ab 1456 Heinrich Rode, von 1470—79 Hans Wolters und von 1487—90 Henning Schunemeyger hier wirkten.

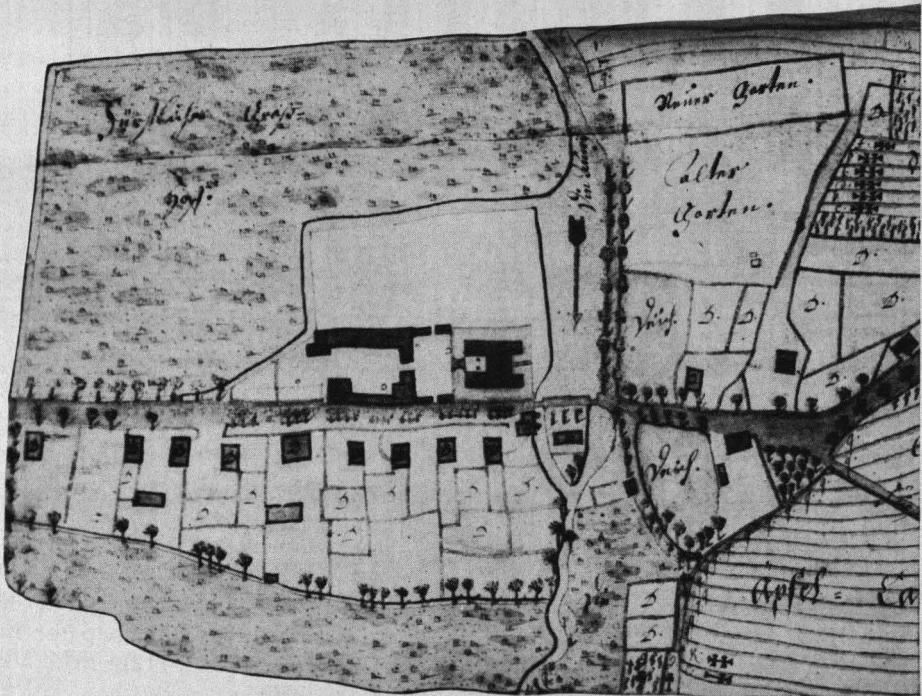


Abb. 2 Plan von Vechelde mit Eintragung des Schlosses und der Wirtschaftsgebäude von 1724

Vermessen und gezeichnet von H. P. Wespensee. (Mit Genehmigung des Nds. Staatsarchivs Wolfenbüttel vom 18. 8. 1971, Signatur K 25)

Genau 100 Jahre nach der Verpfändung der Burg an die Stadt Braunschweig — am 28. 8. 1492 — wurde die Burg Vechelde nach eintägiger Belagerung vom Herzog eingenommen. In dem am 5. 2. 1494 geschlossenen Friedensvertrag mußte sie jedoch an die Stadt zurückgegeben werden. Sie behielt diese bis 1671.

Damit endet allerdings auch die Geschichte der Burg Vechelde. 1693 erfolgte der Abbruch, d. h. die Niederlegung der letzten Mauern, nachdem schon vorher einzelne Gebäude abgetragen worden waren. In der Folgezeit wurde sie zu einem „Lustschloß aptiert“.

Etwa auf der gleichen Stelle erstand 1695 das „neue Schloß“, ein fürstlicher Landsitz mit einem gut angelegten, dem Geschmack der Zeit entsprechenden Park mit üppig bepflanzten Lauben, Grotten, Figuren und Denkmälern. Aus den Architekturformen glaubt man schließen zu müssen, daß Hermann Korb der Baumeister war, zumal er nachweisbar zu gleicher Zeit mit Wege- und Wasserbauten in diesem Gebiet beauftragt war. Herzog Rudolf August (1627—1704) zog Hedwigsburg als persönlichen Sommeraufenthalt vor. Dieses neu erbaute Schloß Vechelde überließ er mehr seiner — zweiten — Gemahlin linker Hand Rosine Elisabeth Menten, der „Madame Rudolfine“ (1663—1701). Nach ihr heißt noch heute der Anfahrweg von Braunschweig nach Vechelde der „Madamenweg“. Nach 1712 lebte hier von Zeit zu Zeit die 3. Gemahlin des Herzogs August Wilhelm (1662 bis 1731) die Herzogin Elisabeth Sophie Marie (1683—1767). Allerdings hielt sie sich wohl mehr in den neuerbauten Lustschlössern Fürstenau (Haslerhof, 1719) und in dem nach ihr benannten Sophiental (1724) auf.

In den folgenden Jahren erlebte Schloß Vechelde seine größte Blütezeit. Über Karl I. kam es an den sehr geachteten preußischen Feldmarschall des siebenjährigen Krieges, Herzog Ferdinand (1721—1792). Im Winter wohnte er in der Burg Dankwarderode in Braunschweig, während der Sommermonate führte er hier ein ruhiges, behagliches Leben als „Gutsherr von Vechelde“. Er war ein Freund fröhlicher Geselligkeit mit regen geistigen Interessen. Er huldigte den Freimaureridealen Arbeit und Menschenliebe. Auf dieser Ebene verband ihn eine innige Freundschaft mit dem Abt Jerusalem.

In seinen letzten Lebensjahren, in denen er sich u. a. eine Kupferstich-Sammlung aufbaute, verschlechterte sich seine Gesundheit immermehr. Nach einem ersten (1784) und einem zweiten Schlaganfall (1791) verstarb er am 3. Juli 1792. In seinem „Ersten Codicil. Zu meiner Disposition, letzten Willen und Testament am 15t. Junii 1782 in Vechelde geschrieben“ hatte er bestimmt, in einem Grabgewölbe „im Vecheldischen Obern Garten unter dem Rasen der Linden Laube von 16 hochstämmigen Linden-Bäumen“ bestattet zu werden. „7 breite Stufen von Steinen führen hinunter zur Ruhe und Auflösungs Städte meiner irdischen Hülle.“ ... „Der Sarg, von gutem festen Eichen Holtze, wohl verpicht, inwendig mit weisser Glantz-Leinwand ausgeschlagen“ ... „Oben auf dem Deckel kommt ein Crucifix von Metal, gestreckt, aber erhoben.“ ... „Gedachter Deckel ist mit 2 Charnieren und hervor springenden ställernen Stützen des Deckels verfertigt, damit gedachter Deckel aufgemacht werden wird, wenn man will. Drei Luftlöcher werden oben auf den Deckel angebracht, welche mit feinem Draht bedeckt werden.“ „Der Sarg ist also so verfertigt, daß er inwendig kann aufgemacht werden, mit einem Schlüssel, der darinnen stecken bleibt.“ Dieser Wunsch wurde erfüllt.

Herzog Ferdinand wurde in einem eigens errichteten Gewölbe unter der Lindenlaube beerdigt. Diese Stelle war jedoch so ungünstig, daß Herzog Karl Wilhelm Ferdinand die Leiche 1794 in das fürstliche Erbbegräbnis des Braunschweiger Domes überführen ließ.

Eine ganz andere Verwendung erhielt das Schloß Vechelde, als 1804 die Erziehungsanstalt des Philanthropen und von Basedow beeinflussten Pädagogen Dr. Johann Peter Hundeiker von Groß Lafferde nach hier umsiedelte. Sie bestand bis 1819. 1825 wurde in dem Gebäude das Kreisgericht eingerichtet, 1826 das Hauptgebäude auf Abbruch verkauft und das Amt in das Nebengebäude verlegt. 1880 erfolgte ein Neubau für das Amtsgericht.

Doch betrachten wir noch einmal das Schloß. Die Lage, die einige Probleme birgt, die aber hier nicht erörtert werden sollen, ist aus dem Feldriß von 1724 (Westensee) zu erkennen. Es stand südlich der Heerstraße Braunschweig—Peine und berührte diese nur mit einer Nebenseite. Der Grundriß zeigte die Form eines unregelmäßigen H, d. h. hufeisenförmig offen nach dem Garten wie nach dem Hofe zu. Die Anlage war von einem viereckig geführten Wassergraben umgeben. Die Brücke und damit der Haupteingang lag im Osten, im Westen war es nur ein Steg. Die Wirtschaftsgebäude schlossen sich westlich um zwei Innenhöfe an der Hauptstraße an.

Die Schloß-Ansicht selbst ist uns in einem Stich von A. A. Beck erhalten (s. Abb. 1). Es bestand aus zwei Stockwerken, einem Erd- und einem Obergeschoß, grundrißmäßig gesehen aus einem Mittelbau, 5 Fenster breit, und zwei Flügelbauten mit je zwei Fenster Breite und Tiefe. Das Dach war gewalmt. Über dem Mittelbau saß ein breiter Giebel, im Mittelfeld ein springendes Pferd in Barock-Blattumrahmung. Die äußere Ausschmückung des Gebäudes bestand darin, daß alle Ecken mit Quadern in ornamentaler Anordnung ausgeführt waren, daß zwischen den Fenstern im Mittelbau je ein ionischer Pilaster, an den Flügelbauten je zwei Pilaster zwischen den geraden Fenstern angebracht waren und daß noch „Girlanden“ d. h. Gewandgehänge unter den Fenstern den äußeren Eindruck ver-schönten.

Und nun ein Blick in das Innere des Gebäudes — im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel findet sich vom 23. Oktober 1792 (Tod Herzog Ferdinands 3. Juli 1792) eine „Specification“) der Tapeten, Gareinen und übrigen Mobilien, welche ich auf Befehl Fürstlicher Commission im Fürstlichen Schlosse und den übrigen Gebäuden zu Vechelde taxiret habe, und wobey der jetzige Werth zum Grunde gelegt worden. Vechelde, den 23ten Oktober 1792. Joh. Adolph Hasenkamp. Überprüft 9. II. 1793 E. C. C. Wrede, Gartengeschworener.“ (Signatur 3170 4 AH Fb 2). Danach gab es im Schlosse, in der untersten Etage ein Eckzimmer, Billardzimmer, ein Zimmer daneben, ein rothes Zimmer, ein grünes Zimmer, ein Alkoven-Zimmer, ein Vorzimmer, eine Garderobe, ein Vorzimmer der Kirche, die Kirche, eine Kleidergarderobe, eine Garderobe rechter Hand, ein erstes Zimmer, ein zweytes Zimmer; in der zweiten (oberen) Etage ein Eckzimmer, ein zweytes Zimmer, ein fourniertes Zimmer, ein 2. Audienz-Zimmer,

*) In dieser Specification sind die Innen-Ausstattungen mit Wertangaben recht ausführlich beschrieben. Leider können sie in diesem Rahmen nicht aufgezählt werden, da sie den Umfang eines Heftes der Braunschweigischen Heimat sprengen würden.



Diese sehr schöne und interessante Sonnenuhr steht im ehemaligen Schloßpark.

Foto: W. Birker, Braunschweig

ein 1. Audienz-Zimmer, ein Alkoven-Zimmer, einen grossen Saal, eine Pfeifen-Galerie, eine gewölbte Wohnkammer, ein Vorzimmer, eine Garderobe, ein blaues Zimmer, ein gelbes Zimmer, ein Kirchen-Zimmer. Aus der dritten Etage wird nur ein Erkerzimmer und die Laquaien-Stube und Boden genannt. Im Keller stellte man fest: eine grosse und eine kleine Bierleiter, ein Weinlager, ein grosses Bierlager, ein Bouteillen-Lager, eine Rüstung zum Fensterputzen.

Von der Brücke über den Wassergraben wird gesagt, daß „4 vestgeschrobene blecherne vergoldete Laternen auf der Brücke vor dem Schlosse, nebst Lampen“ gestanden haben. Ferner werden drei Pavillons gesondert erwähnt — der Pavillon am Wasser, der zweite Pavillon und der dritte Pavillon an der Straße.

Genau so ausführlich sind die Beschreibungen und Bewertungen des Kavalierhauses, des Marstalles, der Milchkammer und der Küche. Ein weiteres Schriftstück, das ebenfalls im Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel liegt, bietet ähnliche recht interessante kulturgeschichtliche Einblicke „Taxatum der in dem Fürstlichen Garten zu Vechelde befindlichen Bäume, Hecken und Sträucher“. Hier werden aufgezählt und bewertet A — Fruchtragende Bäume, B — Sträucher und aus denselben angelegte Hecken, unterschieden nach Park und Küchengarten, C — Bäume

und Sträucher in dem englischen Busquet, D — Wilde Bäume, so zerstreut herum stehen, E — die Allées, F — die Hecken, G — Garten-Mobilen (Treibhaus, Mistbeefenster), H — Ananas und Buchsbaum, I — der kleine Garten zwischen dem Schafstalle und dem Spritzenhause, L — der Apfel-Camp, M — Vechelade.

Im ehemaligen Schloßpark stehen hinter dem jetzigen Amtsgerichtsgebäude noch eine schöne steinerne Sonnenuhr (18. Jahrh.), ein Abt Jerusalem-Denkmal und eine Sandsteingruppe (ebenfalls 18. Jahrh.).

Die Sonnenuhr hat einen viereckigen Sockel mit Girlandendekoration, darauf Säulenstumpf mit eingearbeitetem Würfel im oberen Teil, an dessen Ost-, Süd- und Westseite radiale Eintragung der Stunden und je ein Zeigerblatt. Auf der Säule und auf einem weiteren Halsteil liegt die Kugel mit Eingravierung von zwei Bändern, das erste I—XII (2 mal), das zweite 1—12 (ebenfalls 2 mal).

Die Sandsteingruppe ist leider arg beschädigt. Eine bärtige, kräftige Gestalt hebt eine Frau hoch, vor ihren Füßen eine weitere Frauengestalt. Nach Prof. Dr. F. J. Meier soll es Saturn sein, der ein Mädchen (die Wahrheit) emporhebt. Es ist aber auch eine andere Deutung möglich, wie sie unter anderem Dr. Bornstedt vertritt, nach der Hades (Pluto) seine Gemahlin Persephone holt, die ein Drittel des Jahres bei ihm wohnen muß. Über die Herkunft dieser Arbeit gibt es nur Vermutungen.

Das Denkmal für den Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem (22. 11. 1709 bis 2. 9. 1789) wurde 1790/91 gestiftet von seinem Freunde, dem Herzoge Ferdinand. Auf einfachem zweistufigem Unterbau steht ein mächtiger Würfel mit einspringenden Ecken, darauf ein Obelisk, auf diesem eine Kugel und eine vergoldete Sonnenscheibe, darin ein Dreieck mit Auge. An der Vorderseite befindet sich eine ovale Plakette mit dem Profilkopf des Abtes, eingerahmt von Eichen- und Palmenzweigen. Auf der linken Ecke des Würfels steht eine Urne mit einem Gewandstück, auf der rechten ein aufgeschlagenes Buch mit Jerusalems „Betrachtungen der vornehmsten Wahrheiten der Religion“, bedeckt mit einem Lorbeerkranz. An der Vorderseite des Würfels ist eine bronzene Tafel mit folgender Inschrift angebracht: „Dieses Monument ist dem Andenken des unvergeßlichen großen Sittenlehrers und christlichen Philosophen, Herrn Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, geboren zu Osnabrück den XXII ten November MDCCIX, gestorben den II ten September MDCCCLXXXIX, Abt des Klosters Riddagshausen, Probst des Klosters St. Crucis, Vice-Präsident des fürstl. Consistorii und Curator des fürstl. Collegii Carolini in Braunschweig, gewidmet. — Ausgebreitete Gelehrsamkeit, Welt- und Herzenskunde, begleitet mit vieler Bescheidenheit und Sanftmut waren ein Theil seiner vortrefflichen Eigenschaften und Geistesgaben, wodurch er in einem so hohen Grad die Achtung aller Rechtschaffenen seines Zeitalters weit und breit sich erwarb. Seine Schriften haben hinlängliche Zeugnisse davon gegeben. Er war der allerangenehmste Gesellschafter, sein Duldungsgeist war groß, sein Angedenken wird in den entferntesten Zeiten der Welt einem jedweden, der recht denken und recht wandeln will, theuer und werth bleiben. Mir als dem Widmer dieses Monuments wird er stets in unverändertem Andenken verbleiben, weil ich außer der Bewunderung seiner großen Verdienste um seine Zeitgenossen besonderen Antheil an seiner Wohlgelegenheit hatte. Alles dieses bezeuget sein großer Verehrer Ferdinand H(erzog) z(u) B(raunschweig) u(nd) L(üneburg).“

Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

4b) Namen aus den bekleidungschaffenden Gewerben

Bei der Betrachtung des Namens *Koch* auf S. 53 f. des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift war deutlich geworden, daß ein im Mittelalter an und für sich seltener Beruf unverhältnismäßig oft Anlaß zur Bildung eines entsprechenden Familiennamens geben konnte, wenn die fragliche Tätigkeit häufig auch außerberuflich ausgeübt wurde. Umgekehrt läßt sich aber auch beobachten, daß ein im Mittelalter sehr weit verbreiteter Beruf unverhältnismäßig wenig Niederschlag in der Namengebung hinterlassen hat, weil er allgemein war wie etwa *Buer*, *Bauer*. Das zeigt sich erneut beim Namen *Weber*. In der von Achilles erarbeiteten Statistik der ländlichen Gewerbe in den braunschweigischen Dörfern um 1760¹⁾ stehen die Leineweber mit 781 Werkstätten an erster Stelle und machen fast 36⁰/₀ des gesamten Bestandes an Gewerbetreibenden aus. Dabei handelt es sich offensichtlich nur um die handwerklich ausgebildeten, hauptberuflich arbeitenden Leineweber und nicht auch um Leute, die neben der Landwirtschaft auch ein wenig für den Eigenbedarf webten. Nach der Topographie von Hassel und Bege aus dem Jahre 1802²⁾ standen nämlich 1798 allein in den „nördlichen Bezirken“ des Fürstentums Braunschweig, d. h. in den Kreisen Braunschweig, Helmstedt und Wolfenbüttel ohne Amt Harzburg 1002 und im „Harzbezirk“ (Kr. Gandersheim und Amtsbezirk Harzburg) 489 Webstühle. Ihre Zahl im Weserbezirk ist nicht angegeben, muß aber sehr beträchtlich gewesen sein, weil gesagt wird, daß dort „fast ein jedes Haus“ seinen Webstuhl hatte. Allerdings wird von Hassel und Bege betont, die Leinwandmanufaktur sei im Weserbezirk nicht sehr alt und „erst im achtzehnten Jahrhundert in Flohr gekommen“, und zwar besonders „seit dem Englisch-Amerikanischen Kriege“. Es ist deshalb gewiß kein Zufall, wenn der Familienname *Weber* 1938 nur in 7 Orten des Kr. Holzminden zu finden war, während ihn im Kr. Gandersheim 12, im Kr. Wolfenbüttel 17, im Kr. Braunschweig 18 und im Kr. Helmstedt 10 Orte aufwiesen. In den „nördlichen Bezirken“ geschah die Verfertigung der Haus- und feinen Leinwand nach Hassel—Bege nicht wie im Weser- und Harzbezirk durch die flachserzeugenden Landleute selbst als Nebenerwerb, sondern „größtentheils durch koncessionirte Leineweber“. Auf sie, deren Zahl im Mittelalter gewiß noch erheblich geringer gewesen sein dürfte als im 18. Jahrhundert, werden im wesentlichen die Familien namens *Weber* zurückgehen und nicht auf die unübersehbare Zahl der Landleute, die seit alters im Sinne einer möglichst autarken Hofwirtschaft nebenbei damit beschäftigt waren, Webwaren für den Eigenbedarf der bäuerlichen Familien und ihrer Hilfskräfte zu verfertigen. Solche Leute mit dem Namen *Weber* zu kennzeichnen, wäre ebenso unzweckmäßig gewesen, wie wenn man sie *Buer* bzw. *Bauer* genannt hätte. So erklärt es sich, daß der Name *Weber* hierzulande mit 148 Namensträgern in der Stadt Braunschweig um 1937 und Belegen aus 63 braunschweigischen Landgemeinden um 1938 weit zurücksteht hinter dem Namen *Koch*, der zwar

seltener auf ein hauptberuflich betriebenes Gewerbe, dafür aber umso häufiger auf eine privat ausgeübte Fertigkeit hinzuweisen scheint.

Vom Weber gingen die fertigen Stoffballen, wenn sie nicht ihre Naturfarbe vom Bleichen behalten sollten, zum Bunt- oder Schwarzfärber, deren es 1671 in Braunschweig laut Gewerbeverzeichnis 14 gab. Trotz der Wichtigkeit dieses Gewerbes hat es aber unter den ostfälischen Familiennamen der Neuzeit kaum Spuren hinterlassen bis auf einen einzigen Träger des Namens *Färber* im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937.

Anders steht es mit den Namen, die auf das *Schneiderhandwerk* zu deuten scheinen. Es sind außer „*Schneider*“, dessen Bedeutung in Ostfalen nicht ohne weiteres ersichtlich ist, die im Mittelalter gebräuchlichen niederdeutschen Bezeichnungen „*Schrader*“ und „*Schröder*“ für den Kleidermacher. *Schrader*, in der Stadt Braunschweig erstmalig 1320/30 nachweisbar, ist die in der ostfälischen Sprachlandschaft ursprünglich allein bodenständige Form der niederdeutschen Berufsbezeichnungen des Schneiders, während *Schröder* als westfälische und nordniedersächsische Lautvariante hierzulande zunächst nicht heimisch war. Dementsprechend war noch 1585 der Familienname *Schrader* im Fürstentum Calenberg-Göttingen mit Belegen aus 91 Orten dreizehnmal so häufig wie *Schröder*, der damals bezeichnenderweise nur in 7 Orten am Nordwestrand Ostfalens vorkam³⁾. Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii in Braunschweig⁴⁾ verzeichnen für das 14. und 15. Jahrhundert neben zahlreichen Trägern des Namens *Schrader* in braunschweigischen Dörfern nicht einmal einen einzigen *Schröder*, und noch 1671 nennt das Bürgerverzeichnis der Stadt Braunschweig erst 3 *Schröder* neben 16 *Schradern*⁵⁾. Die erhebliche Vermehrung des Familiennamens *Schröder* in der Neuzeit (1937 im Adreßbuch der Stadt Braunschweig 147 Namensträger, 1938 im Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden 25 Orte mit diesem Namen) ist wohl eine Folge von Zuwanderungen aus anderen niederdeutschen Landschaften. Die Vorherrschaft des ostfälischen Namens *Schrader* wurde dadurch allerdings nicht gebrochen. Er fand sich 1938 in 139 braunschweigischen Landgemeinden und stand mit 299 Vertretern in der Stadt Braunschweig 1937 an 5. Stelle der häufigsten berufsständischen Namen hinter *Müller/Möller*, *Schulz(e)/Schultz(e)/Schulte*, *Meier/Meyer* und *Schmidt*. Aber war *Schrader* wirklich überall und immer hierzulande ein echter berufsständischer Familienname? Man möchte es annehmen, wenn man nur die städtischen Verhältnisse in Betracht zieht, denn in der Stadt Braunschweig bildeten die Schneider nach dem Gewerbeverzeichnis von 1671 eine der stärksten Gilden mit 82 Mitgliedern und waren gewiß schon vor Jahrhunderten angesehen genug, um die Wahl der Berufsbezeichnung *Schrader* als Familienname erstrebenswert erscheinen zu lassen. Auch in den braunschweigischen Dörfern gab es nach Achilles⁶⁾ um 1760 verhältnismäßig viele Schneider. Ihre Zahl war mit 447 fast doppelt so groß wie die der Schmiede und machte 20,6⁰/₀ des gesamten dörflichen Handwerkerbestandes aus. Aber im späten Mittelalter, als die Familiennamen fest wurden, spielte der Beruf des zünftigen Schneiders auf dem Lande gewiß noch längst nicht solch eine wichtige Rolle wie in der Stadt, deren Bedarf an aufwendiger, modisch geprägter Kleidung aus zeitgenössischen Darstellungen in der bildenden Kunst hinlänglich deutlich wird, während die Kleidung des Landvolkes gleichzeitig in ihrer Einfachheit den Eindruck des Hausgemachten nicht verleugnen kann. Gerade auf dem flachen Lande scheint jedoch der Name *Schrader* von Anfang an viel

mehr zuhause gewesen zu sein, als in der Stadt, und zwar bei Leuten, die zumeist gar nichts mit dem Schneiderhandwerk zu tun hatten. In der Musterungsrolle des Fürstentums Calenberg-Göttingen erscheinen um 1585 unter den Trägern des Namens *Schrader*, soweit Berufe angegeben sind, nur 2 Schneider, aber 16 Besitzer eines größeren Bauernhofes, nämlich 4 Ackerleute und 12 Halbspänner, von den vielen Kötern zu schweigen, bei denen nicht vermerkt ist, ob sie neben der Landwirtschaft noch ein Gewerbe betrieben⁷). Noch wesentlich weiter zurück in die Vergangenheit reichen die Nachrichten über Dorfbewohner namens *Schrader* in den Vicedominatsrechnungen des Braunschweiger Domstiftes⁸). Wir finden dort unter den Zinspflichtigen z. B. 1355 *Arnt Scradere* in Söhlde, 1375 *Tyle Scradere* in Söllingen und *Hermen Scradere* in Uhrde, 1399 *Hinrik Scradere* in Heerte, 1433 den Meier *Hans Scradere* zur Stecklenburg usw. Ich halte es für ganz unwahrscheinlich, daß alle vom 14. bis zum 16. Jahrhundert in Ostfalen nachweisbaren Bauern namens *Schrader* Schneider zu Vorfahren hatten, deren Nachkommen dann später das Handwerk mit seinem „goldenen Boden“ aufgaben, um einen Bauernhof zu bewirtschaften und sich damit aus der Freizügigkeit des Handwerkerstandes in die Gebundenheit des Bauernstandes gegenüber einer Grundherrschaft zu begeben. Es muß also damit gerechnet werden, daß der Familienname *Schrader* ähnlich wie *Koch* nur zu einem Teil auf Ahnen aus der Schicht der Gewerbetreibenden zurückgeht und zum anderen Teil ursprünglich als Spitzname für solche Leute diente, die neben ihrer landwirtschaftlichen Arbeit durch besondere, nicht gewerblich ausgeübte Handfertigkeiten auffielen.

Die meisten Träger des Namens *Schrader* bzw. *Schröder* wissen heutzutage nicht mehr, daß er etwas mit dem Kleidermachen zu tun hatte. Als Berufsbezeichnung ist dieses Wort hierzulande längst in der hochdeutschen Umgangssprache durch *Schneider* und in der Volkssprache durch die entsprechende niederdeutsche Form *Snī(d)er*, bzw. *Snäi(d)er* oder ähnlich verdrängt worden. Schon in der Taxordnung des Herzogs August d. J. von Braunschweig aus dem Jahre 1645 und im Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671 ist nur noch von Schneidern die Rede. Der Wechsel von *Schrader* zu *Schneider* bahnt sich in derselben Zeit an, in der auch *Schlächter* bzw. *Schlachter* an die Stelle von *Knokenhauer* zu treten beginnt, nämlich im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts. Kennzeichnend für diese Übergangszeit sind 2 Eintragungen in der Musterungsrolle des Fürstentums Calenberg-Göttingen von 1585, wo hinter die Namen *Claus Schrader* in Denkershausen und *Hans Schrader* in Holtensen, Kr. Northeim, jeweils als Berufsbezeichnung „*Schneider*“ gesetzt, also ein und derselbe Begriff mit zwei verschiedenen Wörtern ausgedrückt ist⁹).

Damit ist aber noch nicht geklärt, woher der Familienname *Schneider* in Ostfalen stammt, der 1938 in 27 braunschweigischen Landgemeinden vorkam und 1937 im Braunschweiger Adreßbuch 129mal vertreten war. Er fehlte zwar 1671 noch im Bürgerverzeichnis der Stadt Braunschweig, war aber 1585 durch die Calenbergische Musterungsrolle immerhin schon für 18 westostfälische Orte in den Formen *Snider*, *Schnider* oder *Schneider* bezeugt¹⁰. Handelte es sich dabei um alteingesessene Leute mit einem Familiennamen, der gerade erst entstanden war, als die ältere Berufsbezeichnung *Schrader* zu veralten begann, oder handelte es sich um zugewanderte Familien aus Hessen oder Thüringen, wo *Snider*/*Schneider* schon lange als Berufsbezeichnung wie als Name heimisch gewesen war? Wer will das heute noch entscheiden! Aber auch noch eine dritte Möglichkeit soll hier

wenigstens zur Debatte gestellt werden: Muß der Familienname *Schneider* in Ostfalen überhaupt auf das Kleidermachen zurückgehen? Als Grundwort erscheint *-snider/-schneider* ja hierzulande in zahlreichen Berufsbezeichnungen, die gar nicht das Schneiden von Textilien mit der Schere meinen, sondern das Schneiden verschiedener anderer Rohstoffe mit Messern und Sägen. Die Calenbergische Musterungsrolle nennt 1585 z. B. teils als Berufe, teils als berufsständische Familiennamen *Dielenschneider*, *Futterschneider*, *Löffelschneider*, *Pipenschneider*, *Riemenschneider*, *Sägenschneider* und *Strohschneider*. Dazu kommen noch der Schweineschneider, mundartlich heute noch *Swinesni(d)er* genannt, der männliche Ferkel kastriert, und *Steinschneider*, eine veraltete Bezeichnung für den gleichen Beruf. Wäre es nicht möglich, daß man diesen für die Tierzucht von jeher unentbehrlichen Beruf im Mittelalter kurzweg unter Fortlassung des Bestimmungswortes *Snider* nannte, wie man ja auch statt *Dåkdecker* für den Dachdecker einfach *Decker* sagte? Anders wäre es kaum zu erklären, daß in noch rein mittelniederdeutscher Zeit, als man den Schneider in Ostfalen *Schrader* nannte, zugleich doch ein *Ludgerus Snider* in Urrede 1315 von den Vicedominatsrechnungen des Braunschweiger Domstifts¹¹⁾ aufgeführt wird und ein *Johannes Snider* 1515 im Degedingebuch der Braunschweiger Neustadt.

Wie der Weber das Halbfabrikat für den Schneider zu liefern hatte, so der Gerber für den Schuster, in dem er die Tierhäute zu Leder verarbeitete. Der Gerber erscheint jedoch viel seltener unter den ostfälischen Familiennamen als der Weber. Die Musterungsrolle des Fürstentums Calenberg-Göttingen von 1585 bietet nur aus 5 Orten Belege für den Namen *Gervers*, *Gerbers* oder *Garbers*¹²⁾. In der Stadt Braunschweig, wo 1561 ein *Jost Gerwer* nachweisbar ist, fehlt der Name 1671 wieder und ist 1937 nur mit 18 Trägern der Namensform *Gerber* vertreten. Noch dürftiger sind die Nachweise für den Familiennamen *Sattler*. Die nach M. Åsdahl-Holmberg¹³⁾ im 14. und 15. Jahrhundert mehrfach für Ostfalen bezeugte mittelniederdeutsche Namensform *Sedeler(e)* ist zuletzt 1585 in der Stadt Hannover nachweisbar¹⁴⁾. Gleichzeitig begegnet erstmalig die neuere Form *Sadeler*, die heutzutage mundartlich als *Sädelär* in Ostfalen allein gebräuchlich ist, in Brüninghausen bei der Eintragung „*Hans Krüger anders Sadeler*“¹⁵⁾. Die verhochdeutsche Form *Sattler* fehlt jedoch noch 1671 als Name im Bürgerverzeichnis der Stadt Braunschweig, obwohl sie als Berufsbezeichnung dort für 6 Handwerker gebraucht wird, und findet sich 1937 im Braunschweiger Adreßbuch nur neunmal. Einige andere Familiennamen nach lederverarbeiteten Handwerkern, die wir aus spätmittelalterlichen Quellen der Stadt Braunschweig kennen, wie *Hans Büdeler* (= Lederbeutelmacher) von 1432, *Welant Püstermeker* (= Blasebalgmacher) von 1362 und *Merten Taschenmeker* (= Ledertaschenmacher) von 1401 sind weder in niederdeutscher noch verhochdeutscher Form bis in die Neuzeit hinein erhalten geblieben. Etwas besser steht es mit dem *Riemenmacher*. Am lebensfähigsten erwies sich die Berufsbezeichnung *Riemenschneider* als Familienname, die durch den aus dem südlichen Ostfalen stammenden spätgotischen Bildschnitzer Tilman R. Weltruf erlangte. Die mittelalterlichen Belege für die niederdeutsche Namensform *Re(y)mensnider(e)* aus Ostfalen hat M. Åsdahl-Holmberg zusammengestellt¹⁶⁾. Die verhochdeutsche Form findet sich bereits 1585 in 4 Landgemeinden des Fürstentums Calenberg-Göttingen¹⁷⁾. 1937 ist sie in Braunschweig mit 13 Namensträgern vertreten und 1938 in 11 braunschweigischen Landgemeinden, darunter 8 Orten des Kr. Gandersheim und 2 Orten des Kr. Holzminden. Eine andere Berufsbezeichnung des Riemenmachers ist zwar in der hoch-

deutschen Namensform *Riemer*, 1937/38 hierzulande sechsmal bezeugt, eindeutig erkennbar, nicht aber in der 26mal nachweisbaren niederdeutschen Form *Reimer(s)*, die auch auf den Rufnamen *Rei(n)mar* zurückgeführt werden könnte. Umgekehrt ist in *Reimann*, 1937/38 achtmal belegt, mit größerer Wahrscheinlichkeit ein Riemenmann zu sehen als in *Riemann*, der ebenso gut durch Ausfall eines intervokalischen —d— aus *Ri(e)demann* entstanden sein könnte und dann einen Mann von der Ride, d. h. von einem kleinen Bachlaufe bedeuten würde.

Erheblich mehr als die bisher genannten Lederhandwerker hat der *Schuhmacher* Einfluß auf die Bildung von Familiennamen ausgeübt. Seine ältesten Berufsbezeichnungen waren nach M. Åsdahl-Holmberg im mittelalterlichen Ostfalen *Schôwer(ch)te* (= Schuhwerker) für den Hersteller neuer Schuhe und *Olthöter* (= Altbesserer) für den Flicker getragener Schuhe¹⁵). Beide blieben aber weder als Berufsbezeichnungen noch als Familiennamen über das späte Mittelalter hinaus in Gebrauch. An ihre Stelle trat das in Braunschweig seit 1339 nachweisbare Wort *Schomeker* (= Schuhmacher) bzw. *Schomaker*, in dieser Form in Braunschweig zuerst 1534 belegt, und gegen Ende des 16. Jahrhunderts deren Verhochdeutschung zu *Schu(h)macher*. Erst 1541 erscheint daneben in Ostfalen nach M. Åsdahl-Holmberg auch das jüngere mittelniederdeutsche Wort *Schoster*¹⁹), das sich in der ostfälischen Volkssprache durch Zwielaute des alten langen o zu *Schauster* fortentwickelte und als *Schuster* ins Hochdeutsche übertragen wurde. Als Familienname begegnet es uns in Braunschweig zuerst 1597 mit *Simon Schoster*. Die hochdeutsche Form dieses Wortes setzt sich dann bald als amtliche Berufsbezeichnung durch, wie die Taxordnung des Herzogs August von 1645 und das Braunschweiger Gewerbeverzeichnis von 1671 erkennen lassen. Es war jedoch zu spät gekommen, um noch einen wesentlichen Beitrag zur Familiennamenbildung leisten zu können. So fanden sich 1938 nur 2 dörfliche Belege für den Namen *Schuster*, und zwar in Ufingen und Vechelde, Landkr. Braunschweig, neben 16 Belegen im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937. Ihnen stehen in 18 braunschweigischen Landgemeinden Belege für den älteren Namen *Schu(h)macher* und 49 Belege in der Stadt Braunschweig gegenüber. Dazu kommen noch fast ebenso viele ländliche und städtische Belege für den offensichtlich bedeutungsgleichen Namen *Schu(h)mann*, der 1585 teils schon in dieser hochdeutschen Form, teils noch niederdeutsch als *Schoman* in 11 calenbergischen Landgemeinden bezeugt wurde²⁰. Er verhält sich in seiner Bildungsweise zu *Schomaker/Schumacher* wie *Plogman* zu *Plogmaker* und *Hoffmann* zu *Hofmeister*. Insgesamt sind Familiennamen aus dem Schuhmacherhandwerk in 37 braunschweigischen Landgemeinden und mit 111 Namensträgern in der Stadt Braunschweig aus den Jahren 1937/38 nachweisbar. Gemessen an der Zahl der Namen aus dem Bereich des Kleidermachers erscheint das auffallend wenig, wenn man sich vor Augen führt, daß das Schusterhandwerk in Braunschweig um 1671 mit 184 Betrieben (133 Schuster und 51 Schuhflicker) weit vor dem Schneiderhandwerk mit seinen 82 Betrieben stand. Auf dem Lande lagen allerdings die Dinge anders. In den braunschweigischen Dörfern gab es um 1760 nach Achilles 235 Schuster, also wenig mehr als die Hälfte der Landschneider²¹). Es scheint also die Häufigkeit eines berufsständischen Namens mehr von der Zahl der Gewerbetreibenden auf dem Lande abhängig gewesen zu sein als von der Stärke der betreffenden städtischen Gilden.

Im Gegensatz zum Schuhmacher suchen wir den *Hutmacher* unter den neuzeitlichen Familiennamen Ostfalens vergeblich, obwohl er in mittelalterlichen

Quellen der Stadt Braunschweig wiederholt in verschiedenen Wortbildungen erscheint, so 1314 als *Johannes Hodwelkere* (= Hutwalker), 1402 als *Bertolt Hotmekere* (= Hutmacher), 1411 als *Conradus Hotflechter* und 1626 als *Hans Hoedtvilter* (= Hutfilzer). Das Verschwinden solcher Namen ist umso auffälliger, als es 1671 nach dem Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig dort 15 Mitglieder des Hutmacherhandwerks gab.

4 c) Namen aus den Bauwesen

In Ostfalen wurden bis in das 19. Jahrhundert hinein bürgerliche wie bäuerliche Wohn- und Wirtschaftsgebäude fast ausnahmslos aus Holzfachwerk errichtet. Deshalb nahm der *Zimmermann* früher die führende Stellung unter den Bauhandwerkern ein, und es ist nicht verwunderlich, daß seine Berufsbezeichnung mehr als die aller anderen Bauhandwerker Eingang in die Familiennamen gefunden hat, teils in niederdeutscher, teils in hochdeutscher Form. In der Stadt Braunschweig gab es 1937 18 Familien namens *Timmermann* und 89 namens *Zimmermann*. Ein Jahr später bringen 16 braunschweigische Landgemeinden Belege für die niederdeutsche Form, darunter allein 13 im Kr. Holzminden, und 31 für die hochdeutsche Form. Diese beginnt im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts auch schon im westlichen Ostfalen Fuß zu fassen, wo sie bei der Angabe der Berufsbezeichnung in der Calenbergischen Musterungsrolle von 1585 sogar bereits ausnahmslos verwandt wird, als Familienname jedoch noch auf 6 Orte beschränkt ist, während *Timmerman(n)* in 15 Orten genannt wird. Besonders aufschlußreich für den Formwandel ist dort die Eintragung „*Hans Timmerman, Zimmermann*“ unter den Einwohnern von Springe²²⁾. Es ist dies übrigens der einzige Fall einer Übereinstimmung zwischen Namen und Beruf des Zimmermanns in jener Quelle. Unter den übrigen Trägern des Namens *Timmerman* oder *Zimmerman* befanden sich damals neben kleinen Leuten 2 Ackermänner und 3 Halbspänner, also Bauern, die wohl nur nebenberuflich die Zimmermannsaxt schwingen, wenn es galt, sich selbst oder einem Nachbarn ein neues Haus zu bauen, und das Zimmermannshandwerk nicht als Hauptberuf ausübten. Bei der verhältnismäßig geringen Zahl zünftiger Zimmerleute auf dem flachen Lande — nach Achilles waren es um 1760 in den braunschweigischen Dörfern nicht mehr als 44²³⁾ — konnte der Fachmann ohnehin nicht auf die Mitarbeit des Bauherrn mit seinen Hausgenossen und Nachbarn bei der Errichtung eines Neubaus verzichten. Dem Zimmermeister selbst oblag zwar auf Grund der landesherrlichen Verordnungen allein die Berechnung und Auswahl des benötigten Bauholzes und dessen Abnahme von den zuweisungsberechtigten Forstbeamten, und er überwachte zweifellos auch das Zuschneiden, Behauen und Zusammenfügen der Schwellbalken, Ständer, Riegel, Streben, Dachbalken und Sparren nach seinen Maßangaben, aber an der Ausführung solcher Arbeiten waren doch auf dem Lande noch bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts nach Mitteilung des 1968 verstorbenen Bauunternehmers und Heimatforschers Fritz Habekost in Mascherode weitgehend ungelernte Hilfskräfte beteiligt. Das gilt nicht nur für die Aufstellung des Fachwerkgerüsts und des Dachstuhls, sondern auch in noch stärkerem Maße für das Flechten der Fachwerkfüllungen, für das „Wellern“ der Decken, für das Verputzen und Tünchen



der Wände und Decken sowie für das Auftragen des Lehm- oder Gipsestrichs auf den Fußböden. Weil man hierbei auf Fachleute verzichten konnte, gibt es auch hierzulande keine Familiennamen wie Lehmenklicker oder Lehmentierer, Dönneker bzw. Tüncher und Gipsler.

Nur der *Dachdecker* ist neben dem Zimmermann noch unter unseren Familiennamen vertreten, wenn auch recht spärlich und nur in der gekürzten Form *Decker*, die 1585 in der Calenbergischen Musterungsrolle sowohl als Berufsbezeichnung wie als Familienname bezeugt ist²⁴). 1938 war der Familienname *Decker* in 24 braunschweigischen Landgemeinden zu finden und ein Jahr zuvor in der Stadt Braunschweig 28 mal verzeichnet. Es fehlen hier in der Neuzeit dagegen die *Bleidecker*, *Schieferdecker*, *Steindecker*, *Strohdecker* und *Ziegeldecker*, von denen im mittelalterlichen Braunschweig die erste 1497 mit *Kunneke Blidecker* und die dritte 1437 mit *Bertram Steyndecker* bezeugt sind. Ob es sich bei den namengebenden Ahnherren dieser Familien *Decker* in jedem Falle um handwerklich ausgebildete Fachleute gehandelt hat, muß ebenso offen bleiben wie bei den Trägern des Namens *Timmermann/Zimmermann*, weil hier wie dort auch damit gerechnet werden kann, daß Laienhelfer wegen besonderer Geschicklichkeit beim Hausbau einen solchen Beinamen bekamen. Es ist wohl kein Zufall, wenn in der Statistik der Gewerbetreibenden in den braunschweigischen Dörfern um 1760 Dachdecker überhaupt nicht erwähnt werden. Für die damals auf dem Lande trotz landesherrlicher Verbote der immer noch vorherrschenden Weichdächer aus Stroh oder Reit brauchte man ja nicht so notwendig gelernte Dachdecker wie für die Ziegeldächer in den Städten.

Anders steht es mit dem *Maurerhandwerk*, zu dem damals in den Dörfern des Herzogtums Braunschweig 17 und in den Flecken und Kleinstädten 35 Leute gehörten²⁵). Die Residenzstadt selbst wies um 1671 laut Gewerbeverzeichnis allein 3 Meister und 5 Gesellen dieses Handwerks auf. Gleichwohl fehlt der Familienname *Maurer* oder *Mauermann* sowohl 1937 in der Stadt Braunschweig wie 1938 in den braunschweigischen Landgemeinden gänzlich. Das kann nicht damit erklärt werden, daß im späten Mittelalter, als die Familiennamen entstanden, der Steinbau hierzulande noch keine größere Bedeutung neben dem Holzbau gehabt habe. Das trifft zwar für den bürgerlichen und bäuerlichen Wohnbau zu, nicht aber für die Kirchen, Burgen und öffentlichen Gebäude der Städte. Ihre Errichtung war ohne zünftige Maurer nicht denkbar. Umso auffallender ist es, daß dieser Beruf gar nicht zur Bildung von Familiennamen angeregt hat. Ich habe dafür nur eine Erklärung: Da typisch städtische Berufe wie Brauer, Färber, Gerber, Sattler, Hutmacher und Maurer nur einen verschwindend geringen Einfluß auf die Entstehung der Familiennamen gehabt haben im Gegensatz zu typisch ländlichen Berufen wie Meier, Hoffmeister bzw. Hoffmann, Schünemann, Müller, Jäger, Köhler und Fischer, sind offensichtlich die Hauptantriebe für die Namensgebung nach Tätigkeiten wohl nicht von der Stadt ausgegangen, sondern vom flachen Lande. Dieser Eindruck wird sich noch verstärken, wenn wir uns mit den vorwiegend städtischen Zweigen des Holz- und metallverarbeitenden Handwerks beschäftigen.

Zunächst aber möge hier die statistische Tabelle der in den beiden vorstehenden Abschnitten behandelten Namen aus den Bekleidungs- und Baugewerben nach dem auf S. 8 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift erläuterten Schema folgen:

Name	L. 1938	St. 1937	St. 1671	Cal. 1585	fr. Beleg
Weber	63	148	5	28	Heneke Wever van Schepenstde 1367
Schrader:Schröder	139:25	299:147	16:3	91:7	Hennig Scradere 1320/30
Schneider	27	129	0	18	Ludegerus Snider in Uhrde 1315
Schu(h)macher	18	49	0	16	Hans Scomaker 1385
Schu(h)mann	17	46	0	11	Ludeke Schoman in Groß Flöthe 1410
Schuster	2	16	0	0	Andreas Schoster 1623
Riemenschneider	11	13	0	6	Ludolf Remensnider 1337
Rierner	2	4	1	0	—
Reimann:Riemann	6:8	2:16	1:0	0:4	— Johan Rieman in Uslar 1585
Timmermann:					
Zimmermann	17:21	18:89	1:1	15:6	Henning Tymberman 1320/30
Decker	24	28	1	1	Heinrich Decker in Nienhagen 1585

¹⁾ Freundliche Mitteilung von Privatdozent Dr. Walter Achilles aus seiner noch ungedruckten Habilitationsschrift über „Braunschweiger Steuerpolitik im 17./18. Jahrhundert“, Abdruck der Tabelle auf S. 49 des laufenden Jahrgangs dieser Zeitschrift. — ²⁾ G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. Bd. 1 1802; hier S. 191 ff. — ³⁾ Max Burchard: Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenbergische Musterrungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (= Nr. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — ⁴⁾ H. Goetting u. H. Kleinau, Die Vicedominatsrechnungen des Domstifts St. Blasii in Braunschweig 1299—1450. Göttingen 1958; hier vgl. das Namenregister. — ⁵⁾ W. Spieß, Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671. Braunschweig 1942. — ⁶⁾ a. a. O. wie ¹⁾. — ⁷⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier Stichwort „Schrader“ im Register. — ⁸⁾ a. a. O. wie ⁴⁾; hier Stichwort „Schrader“ im Register. — ⁹⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 16 u. 8. — ¹⁰⁾ a. a. O. wie ³⁾; Register S. 431 unter „Schneider“. — ¹¹⁾ a. a. O. wie ⁴⁾; hier S. 27. — ¹²⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier Register S. 403 unter „Garbers“. — ¹³⁾ Märta Asdahl-Holmberg, Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters (= Bd. 24 der Lunder Germanistischen Forschungen). Lund 1950; hier S. 129. — ¹⁴⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 335. — ¹⁵⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 316. — ¹⁶⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 126. — ¹⁷⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier Register S. 428 unter „Riemenschneider“. — ¹⁸⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 62 f. u. 75. — ¹⁹⁾ a. a. O. wie ¹³⁾; hier S. 74. — ²⁰⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier Register S. 432 unter „Schuman“. — ²¹⁾ a. a. O. wie ¹⁾. — ²²⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 136. — ²³⁾ a. a. O. wie ¹⁾. — ²⁴⁾ a. a. O. wie ³⁾; hier S. 22. — ²⁵⁾ a. a. O. wie ¹⁾.

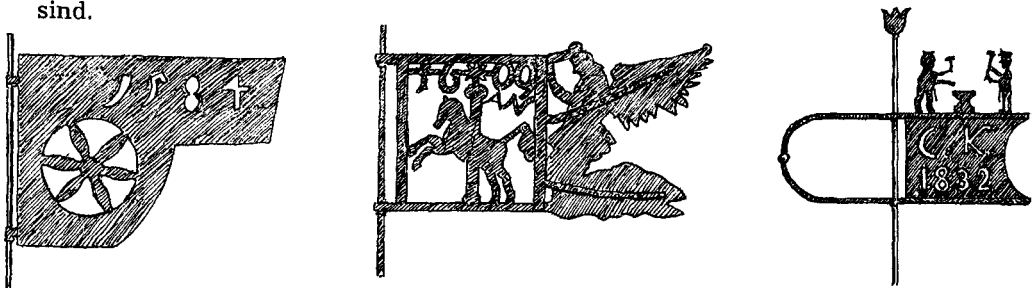
(Fortsetzung folgt)

Wetterfahnen aus vier Jahrhunderten

von Friedrich Brandes

Auf älteren Gebäuden, sowohl staatlichen wie auch privaten, erfreuen uns noch heute die alten Wetterfahnen. Sie sind in ihrer kunstvollen und zierlichen Ausführung ein Zeugnis des schöpferischen Geistes der Schmiede und Schlosser vergangener Zeiten. In den enggebauten mittelalterlichen Städten war die Wetterfahne die einzige Möglichkeit zur Feststellung der Windrichtung. Doch auch auf den Dörfern ist sie zu finden, sie fehlt auf keinem Kirchturm und findet sich auch hier und da auf Wohnhäusern und Scheunen, in Ostdeutschland war auch die Windmühle mit einer Wetterfahne versehen.

Als Material zur Wetterfahne nahm man entweder Kupfer- oder Eisenblech, das auf den eisernen Rippen mit einigen Nieten befestigt wurde. Auf der Wetterfahne wurden die verschiedensten Motive dargestellt, bei solchen auf privaten Gebäuden überwogen Darstellungen des Berufes des Hausbesitzers, auf öffentlichen Gebäuden sind Wappentiere dargestellt, auf Kirchen findet man oft das Lamm Gottes in der Wetterfahne. Die hier dargestellten Wetterfahnen stellen einen Querschnitt dar durch 4 Jahrhunderte, es überrascht hier die Schönheit der Wetterfahnen des 17. und 18. Jahrhunderts. Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zeigen die Wetterfahnen ansprechende Formen, die danach auftretenden Muster sind durchweg recht dürftig. Sie weisen bis zum ersten Weltkrieg nur eine einfache Blechplatte mit der Jahreszahl auf, das unter und über der Blechplatte angebrachte überflüssige Beiwerk von gedrehten und gebogenen Eisenstäben wirkt unschön und störend. Auf eine Darstellung dieser Wetterfahnen kann daher verzichtet werden, da sie in künstlerischer Hinsicht wertlos sind.



Auf dem Gebiete des Bauwesens hat schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die völlige innere Loslösung von überlieferten heimischen Beispielen einen erschreckenden Tiefstand des künstlerischen Empfindens gebracht. Dies wirkt um so ernster, als es in den Abschnitt großen wirtschaftlichen Aufschwungs fällt. Trotzdem die vielen guten Vorbilder vorhanden waren, sind die um die Jahrhundertwende entstandenen Wetterfahnen durchweg nüchtern und einfallsarm. Heute ist die schöne alte Sitte, ein Bauwerk durch eine Wetterfahne zu bekronen, ganz abhanden gekommen.

Als älteste der mir überhaupt bekannt gewordenen Wetterfahnen ist die von der Kirche zu Bornum am Elm dargestellt. Sie wurde vor Jahren auf dem Kirchboden gefunden und sollte weggetan werden. Der dortige Lehrer sorgte jedoch für die Sicherstellung dieses fast 400jährigen Kleinods.

Die zweite Abbildung zeigt eine der Wetterfahnen, die noch heute das alte Wolfenbütteler Rathaus zieren. Bei der im Jahre 1609 angefertigten Wetterfahne fällt die schwebende Engelsgestalt auf, wodurch die Fahne eine besondere Note erhält.

Die Wetterfahne von 1713 ist ein typisches Beispiel für die zierliche und anmutige Gestaltung handwerklicher Arbeiten des 18. Jahrhunderts. Die mit den verschlungenen Initialen GL (Georg Ludwig, König von Hannover) und dem springenden Pferd hergestellte Wetterfahne saß auf dem alten Göpelwerk der Grube Dorothee bei Clausthal im Harz. Diese Grube ist schon 1882 stillgelegt, die Wetterfahne kam dann in das Clausthaler Heimatmuseum.

Die Wetterfahne des Jahres 1832 sitzt auf einem Gebäude des Dorfes Lauingen. Die wenn auch ohne großes Geschick dargestellten Schmiede mit ihrem Lendenschurz und dem Amboß geben Auskunft über den Beruf des Hausbesitzers.

Mineralogische und geologische Beobachtungen auf der Salzhalde bei Beienrode am Dorm

Von Friedrich Wilhelm Wiedenbein, Lehre

Sei es, daß man von Königslutter, Ochsendorf oder Uhry kommt, bei schönem Wetter ist sie einfach nicht zu übersehen: die Halde der Kalischächte I und II, deren steiler Hang sich strahlend weiß über dem kleinen Dorf Beienrode erhebt. Übersteigt jedoch die Luftfeuchtigkeit einen bestimmten Wert, so verwandelt sich die aus Salz und Abraum bestehende Halde in einen grauen und unansehnlichen Schutthaufen, der sich kaum von den bewaldeten Höhen der Dormes abhebt. Auch am frühen Morgen, wenn der Tau den Boden benetzt, und nach einem kräftigen Regenschauer kann man dieses Phänomen beobachten. Hat die Sonne aber wieder an Kraft gewonnen, so daß sich die Erde langsam erwärmt und abtrocknet, dann beherrscht auch die Halde wieder als leuchtend weißer Fleck das Landschaftsbild.

Den Einheimischen dient der Farbwechsel des Kaliberges, wie sie die Abraumkippe nennen, als sicheres Zeichen für einen folgenden Wetterumschlag.

Mehr kann der flüchtige Betrachter der Halde meist nicht abgewinnen, dem aufmerksam beobachtenden Naturfreund hingegen birgt sie eine Fülle von reizvollen und interessanten Naturscheinungen. Die vielen chemischen, mineralogischen und geologischen Vorgänge, die ihr Aussehen und Verhalten bestimmen, möchte dieser Aufsatz zu klären und zu verstehen helfen.

Vor etwa 250 Millionen Jahren kam es im Zechsteinmeer zur Bildung von Salzsedimenten, die jedoch bald von Schichten folgender Formationen wieder überlagert wurden. Überschreitet nun der Druck, den das Deckgebirge auf das Salz ausübt einen bestimmten Wert, so wird dieses plastisch, d. h. es bekommt

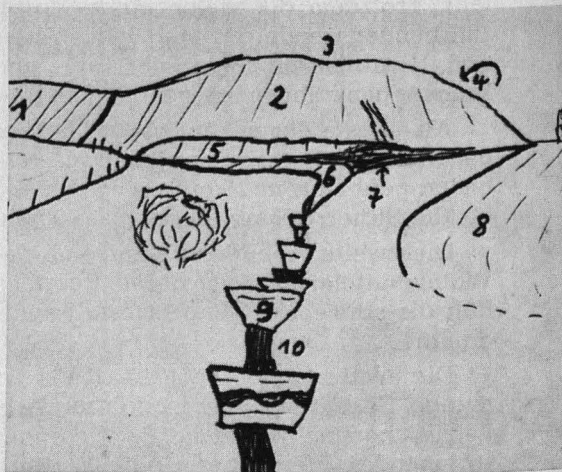
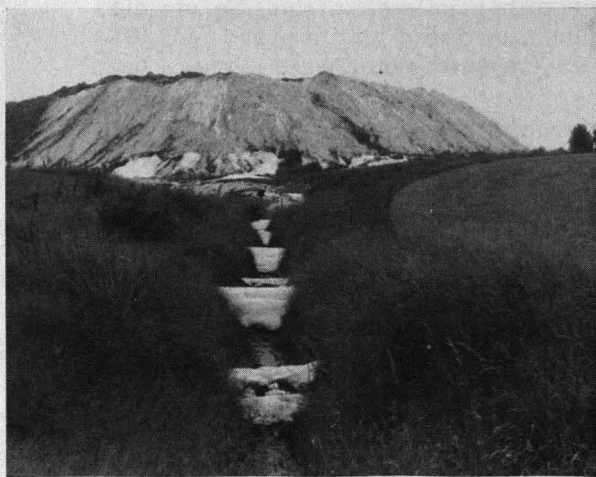


Bild 1 und 2 Blick von Norden auf die Halde, aufgenommen am 28. Juni 1970.

1. Fundort von Hauptanhydrit; 2. Nordhang mit Schrattenbildungen; 3. Kuppe mit Schlotten; 4. Westhang mit Halitsinterbildungen; 5. Stark verkarsteter Oberlauf des Baches; 6. Fundort von kleinen Halitskelettschiffchen in ausgetrockneten Wasserrinnsälen; 7. Von Thenordit übersinterte Gräser; 8. Durch Eisenverbindungen rot gefärbte Äcker im Bereich des Buntsandsteines; 9. Sinterbarrieren aus Glaubersalz und 10. Graben.

jetzt die Fähigkeit sich ähnlich wie Gletschereis fließend zu bewegen. Bei wachsendem Druck gleicht es mehr und mehr einem zähen Brei, der, da er spezifisch leichter ist als das ihn umgebende Gestein, langsam durch das Hüllgebirge hindurch aufzusteigen vermag.

Diese unterirdischen, unvorstellbar großen Kräfte führten schließlich zur Hebung des Dormes. Auf ähnliche Weise entstanden auch der Harlyberg, die Asse und der Kalkberg in Lüneburg, wo der Gipshut des Salzstockes die Oberfläche schon erreicht hat.

Wahrscheinlich ist der Triassattel schon in vortertiärer Zeit als Sattelaufwölbung vorhanden gewesen, gelangte aber erst im Jungtertiär zu seiner heutigen Gestalt. Vornehmlich die Grubenaufschlüsse der Gewerkschaft Beienrode lieferten folgendes Normalprofil, das für die salzführenden Abteilungen des oberen Zechsteins im Magdeburg-Halberstädter Becken typisch ist:

Älteres Salzgebirge

- | | | |
|----|--------------------|--|
| 1. | ca. 300 m | Älteres Steinsalz |
| 2. | ca. 40 m bis 100 m | Hauptkalisalzlager (konglomeratischer Carnallit) |
| 3. | ca. 4 m bis 5 m | Grauer Salzton |

Jüngeres Salzgebirge

- | | | |
|-----|---|--|
| 4. | ca. 40 m | Hauptanhydrit |
| 5. | ca. 180 m bis 200 m | Graues und rötliches, jüngeres Steinsalz |
| 6. | je ca. 0,5 m bis 1 m | Drei Schrifthanhydritbänke |
| 7. | ca. 21 m | Roter Salzton |
| 8. | ca. 1,5 m | Schrifthanhydrit |
| 9. | ca. 30 m | Jüngstes Steinsalz |
| 10. | Obere Zechsteinletten (rote Letten mit Anhydritknollen) | |

Abgebaut wurde das Hauptkalisalzlager. Die in der benachbarten Fabrik aufgearbeiteten Salze kamen als Chlorkalium, Düngekali und als Schwefelsaurer Kali in den Handel. Als Nebenprodukt gewann man Brom.

Das Werk hatte eine durchschnittliche Belegschaft von 250 bis 360 Bergleuten, die sich auf Beienrode, Königsutter und die umliegenden Dörfer verteilten. Die Hauptförderung wurde 1924 eingestellt, der Wetterschacht war noch bis 1969 befahrbar.

Im Dorf selbst zeugen heute nur noch die Namen von Straßen und Plätzen von dem ehemals regen Abbau. Die Kalifabrik ist verschwunden und die Förderanlagen sind verfallen. Nur die Halde, die im Laufe von Jahrzehnten aufgeschüttet wurde, wird auch noch künftig an den Beienroder Salzbergbau erinnern, denn auf Grund ihrer stofflichen Zusammensetzung, ist ein Bewuchs durch höhere Pflanzen auch in Zukunft nicht zu erwarten.

Unter Tage fanden sich folgende Mineralien häufiger:

<i>Chloride</i>	Halit (Steinsalz)	NaCl
	Sylvin (Chlorkalium)	KCl
	Carnallit	KMgCl ₆ ·6H ₂ O
<i>Oxyhalogenide</i>	Koenenit	etwa (Mg,Al) (OH,O) (OH,Cl)
<i>Sulfate</i>	Anhydrit	CaSO ₄
	Gips	CaSO ₄ ·2H ₂ O
	Kieserit	MgSO ₄ ·H ₂ O
	Polyhalit	K ₂ Ca ₂ Mg(SO ₄) ₄ ·2H ₂ O
<i>Borate</i>	Boracit	beta-Mg ₃ (Cl/B ₇ O ₁₃)

Besonders interessant war ein zitronengelber Carnallit, der sich bisweilen in Form großer, flächenreicher Kristalle auf Klüften des Hauptanhydrites fand.

Sicherlich kam es in den Beienroder Schächten, wie auch in einigen anderen norddeutschen Kalilagerstätten, bisweilen zur Auskristallisation irgendwelcher seltener Edelsalze, die es wert gewesen wären, an dieser Stelle erwähnt zu werden. Leider schenkte man ihnen einst recht wenig Beachtung, so daß der Verfasser diesbezüglich nichts mehr in Erfahrung bringen konnte.

Die Halde selbst besteht neben Anhydrit zum größten Teil aus einem Gemenge von Glaubersalz, Halit und Salzton, die örtlich oft stärker angereichert sind, so daß sich verschiedene Gesteinspartien unterscheiden lassen. Im folgenden soll auf die einzelnen Minerale näher eingegangen werden.

Halit (NaCl)

Steinsalz ist relativ selten. Nur am Westhang finden sich vereinzelt größere zusammenhängende Mengen, die vornehmlich sinterartige Überzüge auf dem Salzton bilden. Unter Vorsprüngen sind Halit-Tropfsteine recht häufig, sowohl Stalagmiten als auch Stalagtiten. Letztere sind innen hohl und enthalten kleine würfelige Halitkristalle. Auch derbe, vom Wasser stark angelöste, Steinsalzbrocken kommen vor. Interessant sind die kleinen Skelettkristalle, die sich oft am Fuß der Halde finden. Sie entstehen bei schneller Verdunstung an der Oberfläche des Lösungsmittels. Infolge bevorzugten Kantenwachstums bilden sich trichterartige „Schiffchen“ mit treppenförmigen Scheinflächen.

Mirabilit (Synonym: Glaubersalz; $\text{Na}_2\text{SO}_4 \cdot 10 \text{H}_2\text{O}$) und Thenardit (Na_2SO_4)

Ehemals müssen neben Steinsalz, Anhydrit und Salzton auch größere Mengen Kieserit ($\text{MgSO}_4 \cdot \text{H}_2\text{O}$) auf die Halde gelangt sein. Bei genügender Wasserzufuhr, was besonders bei Regen der Fall ist, gehen sowohl das Natriumchlorid als auch das Magnesiumsulfat in Lösung, bis diese mit Na- und SO_4 -Ionen gesättigt ist. Bei Verdunstung des Wassers bildet sich bei Temperaturen unter 32,38 Grd. C das monoklinprismatisch kristallisierende Glaubersalz, darüber der rhombisch-dipyramidale Thenardit. Vornehmlich im Winter, wenn die Temperatur des Wassers unter 6 Grd. C sinkt, kann es auf diese Weise zur Auskristallisation großer Mengen Mirabilits kommen. Bekannt ist die Lagerstätte in der Kora-Bugas-Bucht am Kaspischen Meer, die als natürliches Vorkommen dieser Art ausgebeutet wird. Ehemals wurde Mirabilit nur im Winter aus Steinsalz und Kieserit gewonnen. Glaubersalz und Thenardit werden bei der Sodaherstellung nach dem Leblanc-Verfahren, ferner in der Glas- und Farbenindustrie und in der Medizin als Abführmittel gebraucht.

Die Natriumsulfate treten nicht in typischen ozeanischen Salzlagerstätten auf. Sie bilden sich sekundär aus SO_4 reichen Lösungen. Mirabilit ist auf der Halde sehr häufig. Es findet sich in derben Massen, oft auch in langen nadeligen und großen isometrischen Kristallen. Auch feine haarförmige Ausblühungen können beobachtet werden. Die Farbe wechselt zwischen farblos, weiß und bräunlich. Kennzeichnend ist ein kühlender, salzig-bitterer Geschmack (Unterschied zu Steinsalz). Am derben Salz lassen sich die verschiedenartigsten Korrosionserscheinungen beobachten. Wird das Glaubersalz für längere Zeit trockener Luft ausgesetzt, überzieht es sich mit einer weißen Kruste und zerfällt schließlich zu einem lockeren Pulver. Das Mirabilit hat sein Kristallwasser an die Umgebung abgegeben und sich in den kristallwasserlosen Thenardit umgewandelt. Dieser prägt mit seiner strahlend weißen Farbe das Aussehen der Halde; steigt die Luft-

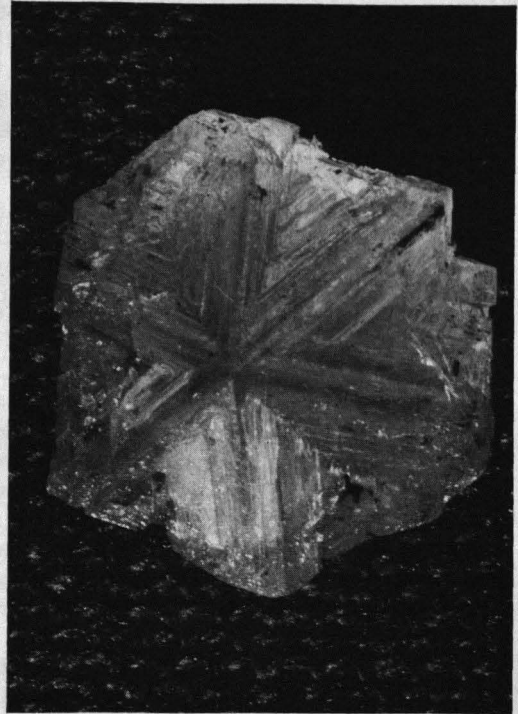
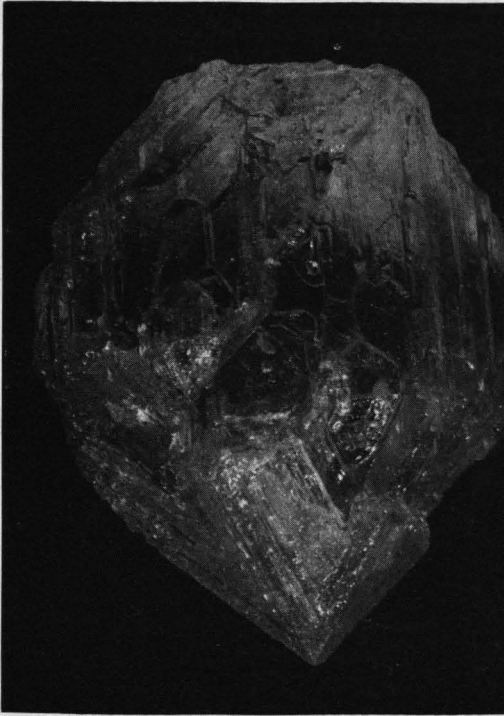


Bild 3 und 4 Bräunlicher, mehrfach verzwilligter Mirabilitkristall; rechts Aufsicht, links Seitenansicht.
Foto Miertzsch.

feuchtigkeit wieder an, wandelt er sich wieder in das farblose Dekahydrat Mirabilit um. Übergänge von Glaubersalz nach Thenardit, sogenannte Pseudomorphosen, sind recht häufig. An der Halde finden sich von Thenardit übersinterte Pflanzen, die anzeigen, daß an diesen Plätzen ehemals Vegetation möglich war. Thenardit Kristalle konnten bisher noch nicht entdeckt werden.

Anhydrit (CaSO_4) und Gips ($\text{CaSO}_4 \cdot 2\text{H}_2\text{O}$)

In großen Mengen finden sich Anhydritblöcke. Sie stammen aus dem Hauptanhydrit, einer Unterabteilung der Zechsteinzeit. Das kristallwasserlose Calciumsulfat ist meist von weiß bis grauer, seltener zartroter Farbe. Die Textur ist fein- bis grobkörnig, bisweilen ist der Anhydrit strahlig. An seiner Oberfläche läßt sich die Korrosion im verstärkten Maße erkennen: Alle Stücke sind von kleinen Rillen und Graten bedeckt. Durch Kristallwasseraufnahme wandelt sich der Anhydrit langsam in Gips um (Unterscheidungsmöglichkeit: Gips läßt sich mit dem Fingernagel ritzen, Anhydrit nicht). Am Osthang findet sich eine Bank aus einem Anhydritkonglomerat. Als Bindemittel dient Gips, der bisweilen auskristallisiert ist. Sowohl Gips als auch Anhydrit sind geschmacklos und relativ hart (Unterschied zu den anderen Salzen).

Die Mineralparagenese im Hauptanhydrit

Für den Mineralogen besonders interessant ist die Paragenese im Hauptanhydrit. Ehemals war das Gestein von Carnallit ($\text{KMgCl}_3 \cdot 6\text{H}_2\text{O}$) durchsetzt. Dieser wurde z. T. herausgelöst, so daß in den Hohlräumen meist rezente Mineralneubildun-

gen entstehen konnten. Recht häufig ist das allgemein sehr seltene Mineral Koenenit (etwa $[Mg,Al] [OH,O] [OH,Cl]$). Er findet sich in gelben blättrigen Aggregaten und grünlich-gelben Flocken im Gestein. Ferner kommt meist in Butzen, seltener in kleinen, klaren Kristallen, Mirabilit vor. Am häufigsten füllen Gipskristalle, die bisweilen von einer roten Eisenoxydschicht überkrustet sind, die Wände der zahlreichen Gesteinshöhlungen aus.

Alle Salzmineralien, die sich auf der Halde finden, sind mehr oder weniger gut wasserlöslich, und soweit sie gesteinsbildend sind, neigen sie zur Verkarstung. Am stärksten durch die Korrosion betroffen sind das Steinsalz und die Natriumsulfate, an dem schwerer löslichen Hauptanhydrit lassen sich erst nach längerer Zeit Verwitterungsformen beobachten. Dafür aber sind die Folgeerscheinungen der Gipsverkarstung gegen die Einflüsse unseres humiden Klimas bei weitem beständiger als die der leicht löslichen Natriumsalze, die bei genügender Wasserzufuhr sofort wieder in Lösung gehen.

Zu den häufigsten Erscheinungsformen des Karstes zählen die Dolinen. Es sind entweder trichterartige Einsturzlöcher, die sich bilden, wenn ein Teil der Erdoberfläche in einen tiefergelegenen Lösungshohlraum absackt oder dellenartige Vertiefungen, in denen meist nur Regenwasser versickert, das später als sogenannte Karstquelle wieder zutage tritt. Auch das Regenwasser, das auf die Halde niedergeht, sammelt sich am Fuß derselben zu einem kleinen Bächlein, das später bisweilen unterirdisch wie in einer Röhre verläuft. Hier finden sich vornehmlich im stark von Mirabilit durchsetzten Salzton kleine Dolinen, zu deren Bildung aber nicht nur die Korrosion sondern auch die mechanische Erosion des fließenden Wassers beigetragen hat. Nach einer längeren Regenperiode, wenn viel Salz in Lösung gegangen ist, kommt es nach Überschreitung des Sättigungspunktes, wieder zur Auskristallisation. Das Bachbett ist dann mit einer Schicht glitzernder Mirabilitkriställchen ausgekleidet, oder es entstehen zerbrechliche Tropfsteine und wunderliche Sintergebilde, die entfernt an die Becken mittelalterlicher Brunnenanlagen erinnern. Da sich die Bedingungen, unter denen eine Auskristallisation vonstatten geht, fast blitzartig ändern können, finden sich oft die verschiedensten Ausbildungsformen des Mirabilits nebeneinander. Bachabwärts haben sich senkrecht zur Grabenböschung regelrechte Glaubersalzbarrieren gebildet. Im Sommer besteht ihre Oberfläche meist aus pulvrigem Thenardit, jedoch im Winter kann sie die Unterlage für einen Rasen aus langen, nadelig-tafeligen Mirabilitkristallen sein.

Andere Formen der Korrosion sind die Karren und Schlotten. An dem Hang der Halde werden durch herabrinnesendes Wasser eng gescharte, parallele Furchen und Grate herausgeätzt. Diese Karren oder Schratten enden bisweilen in einer trichterartigen Vertiefung, einer Schlotte, die durch Erweiterung einer Kluft oder Furche entstanden ist. Schreitet die Ausräumung nach den Seiten hin weiter fort, so entsteht eine Höhle. Die Kuppe der Halde ist von Schlotten geradezu übersät. Ihre Wände sind oft mit an Blumenkohl erinnernden Sinterbildungen aus Glaubersalz verkleidet.

Alle in diesem Rahmen geschilderten Erscheinungen treten in Beienrode nur am Salzton und am Glaubersalz auf; am Anhydrit läßt sich zwar Korrosion nachweisen, doch ist eine Verkarstung nicht möglich, da größere zusammenhängende Mengen des Materials nicht vorhanden sind.

Wie wir gesehen haben, bietet der „Kaliberg“ Möglichkeiten für die verschiedenartigsten Beobachtungen und Untersuchungen, jedoch nicht nur für den Geowissenschaftler, sondern auch für den Botaniker, der in der Salzflora um Beienrode ein weites Betätigungsfeld vorfindet. Auch bei den Mineraliensammlern besitzt der Aufschluß einen guten Ruf. Die schönsten Funde können heute in der Sammlung des Mineralogischen Instituts der TU Braunschweig und in der des Verfassers bewundert werden.

Die Halde (Lage: Blatt 3731 Süpplingen R⁴⁴2155, H⁵⁷9590) ist in wenigen Minuten von Beienrode zu erreichen, und ein Besuch, der sich immer lohnt, läßt sich gut mit einem Spaziergang in die gepflegten Wälder der Umgebung kombinieren. Vielleicht wird dieser Aufsatz für manch einen der Anlaß zu einem erholenden Ausflug in den Dorm sein; dann hat er seine Aufgabe mehr als erfüllt.

Recht herzlich gedankt sei Herrn Dr. Goemann, Mineralogisches Institut der TU Braunschweig, für die röntgenographische Untersuchung von Proben aus dem Hauptanhydrit; ferner Herrn Erich Miertzsch, Braunschweig, für das Fotografieren des Mirabilitkristalls.

Schriften:

- Betsch, A. G.: Lehrbuch der Speziellen Mineralogie. Leipzig 1968
Braitsch, O.: Entstehung und Stoffbestand der Salzlagerstätten. Göttingen 1962
Brinkmann, R.: Lehrbuch der Allgemeinen Geologie. Band I. Stuttgart 1964
Bücking, H.: Große Carnallitkristalle von Beienrode. Sitzungsberichte der Königl. preuß. Akademie. Berlin 1901
Fricke, K.: Die unterirdischen Lagerstätten, Bremen 1954
Harbort, E.: Erläuterungen zur geologischen Karte von Preußen, Blatt Süpplingen. Berlin 1914 (Entnahme des Normalprofils)
Strunz, H.: Mineralogische Tabellen. Leipzig 1966

Die Auswanderung Langeleber Einwohner nach den Vereinigten Staaten von Amerika in den Jahren 1850–52

von Heinz Röhr

Im Jahre 1846 übertrug die Herzogl. Domänenverwaltung die Domäne Langeleben im Elm der Herzogl. Kammer für Jagden und Forsten, weil sich herausgestellt hatte, daß der Landwirtschaftsbetrieb, der etwa 200 Morgen Acker- und 75 Morgen Weideland umfaßte, auf den Höhen des Elms nur wenig einbrachte und eine Aufforstung des weitaus größten Teils der Ländereien zweckmäßiger erschien. Für die etwa 120 Einwohner des mitten im Wald gelegenen Dorfes begann nun eine schwierige Zeit. Zwar ergriff die Forstverwaltung mancherlei Hilfsmaßnahmen für die Bevölkerung von Langeleben, stellte z. B. jeder der 25 Familien Pachtland in einer Größe von 1 Morgen 90 Ruthen und ein 30 Quadratruthen großes Gartenstück zur Verfügung und sorgte durch den Ausbau von Scheunen und Stallungen für besseren Wohnraum, trotzdem mußte Oberförster Großschupf in seinem Bericht an die Herzogl. Kammer vom 4. 10. 1849 feststellen: „Es verdient die größte Berücksichtigung, daß ungeachtet der mannigfachen Vergünstigungen, der wesentlichen Hilfen, welche den Einwohnern in den letzten Jahren zuteil wurden, der Wohlstand derselben bis jetzt keineswegs sich gehoben hat.“

Zu den Ursachen der offensichtlichen Notlage der Langeleber Bevölkerung bemerkte er: „Es mag der Grund mit darin liegen, daß die seither alljährlich in hohem Grade vorkommene Kartoffelkrankheit, daß der im Jahre 1847 wiederholt stattgehabte Hagelschlag und teilweise Mißwuchs des bestellten Getreides infolge der Dürre des vergangenen Sommers die Erträge des überlassenen Pachtackers ernstlich gemindert haben, dennoch aber müßten so durchweg gedrückte Verhältnisse, wie sie in der Tat vorliegen, nicht obwalten, wenn nicht noch andere Bedingungen einwirkten, welche dem Emporkommen der Familien entgegenwirkten. Bei der Lage von Langeleben auf der Höhe des Elms, eines isolierten, mit anderen höher gelegenen und schützenden Bergen nicht in Verbindung stehenden Gebirgszuges wirken die klimatischen Einflüsse in mancher Hinsicht recht nachteilig auf das Gedeihen der Garten- und Ackerfrüchte ein, und bei der stundenweiten Entfernung Langelebens von anderen größeren Ortschaften ist die Herbeschaffung aller Virtualien etc. für die dortigen Einwohner mit größerem Zeit- und Kostenaufwande verknüpft. Dieselben haben beinahe keine anderen Subsistenzmittel als ihren kärglichen Verdienst, bei jeder vorkommenden Verdienstunfähigkeit des Familienernährers, bei vorkommenden ungewöhnlichen Ausgaben infolge anhaltender Krankheit oder sonstiger Unglücksfälle in den Familien wird die Staatskasse mit Unterstützungen Hilfe gewähren müssen, wenn die Betroffenen nicht ganz zugrunde gehen sollen. Und diese unvermeidlichen Unterstützungen werden mit weiterer Zunahme der Bevölkerung von Jahr zu Jahr sich steigern, weil die Verdienstquellen in gleichem Maße sich nicht mehren, weil für Besorgung der sich anbietenden Wald- und Handarbeit besonders während der Wintermonate schon jetzt Hände im Überfluß zur Disposition stehen.“ Die Regierung schloß daraus, daß das Zusammenleben so vieler besitzloser Menschen eine zu große Last für die Forstverwaltung werden würde und daher eine Vermehrung der in Langeleben lebenden Einwohner tunlichst vermieden werden müsse. Viele Langeleber Waldarbeiter aber beschlossen, nach Amerika auszuwandern.

Als erste erklärten sich im Oktober 1849 Christoph Keye mit Frau und drei Kindern, die Witwe Keye mit erwachsenem Sohn und 3 erwachsenen Töchtern und Andreas Keye mit seiner erwachsenen Schwester zur Auswanderung bereit. Der Oberförster Großschupf bemerkte in seinem Schreiben vom 4. 10. 1849 dazu: „Diese Leute leben sämtlich in so ärmlichen Verhältnissen, daß ohne Bewilligung der Überfahrtskosten (à Person 30 Taler) an eine Auswanderung nicht zu denken ist. Christoph und Andreas Keye und der Sohn der Witwe Keye sind fleißige, tüchtige Arbeiter, ebenso die Witwe Keye und ihre Töchter und die Schwester des Andreas Keye. Die sämtlichen Individuen berechtigten demnach zu der Hoffnung, daß sie jenseits des Ozeans viel eher ihr Glück machen als untergehen werden. Wird den oben genannten Personen durch die erforderliche Geldunterstützung die Übersiedlung nach Amerika im nächsten Frühjahr möglich gemacht, so werden der Ortsvorsteher Peters und der Brinksitzer Fischer, ersterer seinen jüngsten Sohn und letzterer einen erwachsenen Sohn und eine erwachsene Tochter mit-schicken und damit eine fernere Minderung nach Langeleben gehöriger Personen um 3 Köpfe erreicht werden. Wenn dieses Auswanderungsprojekt, wie sehr zu wünschen, zu stande kommt, so werden 3 herrschaftliche Wohnungen mit dazu gehörendem Garten und Gartenland diskutabel.“

Die Regierung erklärte sich zur Übernahme der Überfahrtskosten bereit, und so begannen im Frühjahr 1850 die Auswanderungen. Als erste verließen zwei

etwa 25jährige Männer, die Maurergesellen Keye und Fischer, ihre Heimat. Der junge Fischer hatte allerlei persönliche Gründe dafür. Seine 1847 vorgetragenen Heiratspläne waren nicht genehmigt worden, und die Regierung hatte ihm auch das erbetene Pachtland verweigert und ihn an seinen Vater verwiesen, der ihm aber auch nicht helfen konnte. Einen Zuschuß von der Regierung haben die beiden unverheirateten Langeleber anscheinend nicht erhalten. Im gleichen Jahr wanderte Johann Heinrich Keye mit seiner Frau, 2 Kindern und dem 24jährigen Wilhelm Keye nach Amerika aus. Für die Überfahrt bewilligte die Regierung 150 Taler. Joh. Heinrich Keye gehörte mit zu den 6 Langeleber Waldarbeitern, die gegen Bewilligung von Freijahren ihre Wohnung auf eigene Kosten ausgebaut hatten. Die Langeleber Bevölkerung konnte im gleichen Jahr um weitere 5 Personen gesenkt werden, da die Familie Krake nach Oberlutter zog, wo ihr die Familie des Dachdeckergesellen Joh. Heinrich Christ. Müller, die nach Amerika auswanderte, Platz machte. Die Regierung unterstützte dieses Vorhaben durch Zahlung von 115 Talern für die Überfahrt der Müllerschen Familie. Auf ähnliche Weise — durch eine Beihilfe von 100 Talern für die Amerikareise der Familie Achilles in Gr. Dahlum — verhinderte die Regierung den Zuzug der in Langeleben heimatberechtigten Familie Langkopf. Weitere Planungen vereitelte das plötzliche Auftreten der Cholera in Langeleben.

Wie die Kreisdirektion Helmstedt am 5. September 1850 an die Herzogl. Kammer berichtete, war in Langeleben am 27. August die Cholera mit so großer Heftigkeit ausgebrochen, daß die Gesunden zur Verpflegung der Erkrankten, zur Besorgung der Toten und zur Anfertigung der Gräber nicht mehr ausreichten. Es starben innerhalb des Monats September 16 Einwohner ($13\frac{0}{100}$ der Bevölkerung). Die Herzogl. Kammer bewilligte am 9. September 25 Taler für die Holzhauerkolonie, später noch einmal 15 Taler. Diese Beträge reichten aber bei weitem nicht aus. Am 16. Oktober 1850 berichtete die Kreisdirektion: „Es ist nicht nur dieser Zuschuß, sondern auch der vorher gewesene ganze Cassenvorrat von 16 Talern durch die unumgänglich nötigen baren Unterstützungen, durch Bezahlung der angeschafften Vorräte an Mehl und Grütze und durch Berichtigung des Schulgeldes für arme Kinder bereits absorbiert, sondern auch noch der Preis von 14 Särgen und der verwandten Medicamente sowie das ärztliche Honorar zu bezahlen und außerdem müssen Unterstützungen aus der Armenkasse in ungleich höherem Maße als bisher gewährt werden.“

Die Auswanderungen gingen im nächsten Jahr weiter. Im Herbst 1851 verließen Andreas Keye mit seiner Frau und 4 Kindern und die Witwe Keye, geb. Lür, deren Sohn Wilhelm Keye bereits in Amerika war, mit 2 erwachsenen Töchtern ihre Langeleber Heimat. Die Regierung zahlte dafür 270 Taler.

Wie Oberförster Lincke in seinem Schreiben vom 16. 3. 1852 bemerkte, ließen die günstigen Nachrichten von nach Amerika ausgewanderten Langelebern immer wieder Auswanderungswünsche im Elm aufkommen. Im Frühjahr 1852 waren es 10, die zur Auswanderung entschlossen waren. Allerdings konnten nur 2 — das Ehepaar Schliephake mit einer staatlichen Unterstützung von 58 Talern — auf die Reise geschickt werden. Damit erhöhte sich die Zahl der innerhalb von 3 Jahren von Langeleben nach Amerika ausgewanderten Einwohner auf 18 ($15\frac{0}{100}$ der Bevölkerung von 1849). 12 weitere Einwohner ($10\frac{0}{100}$) konnten ihren Wunsch nach Übersiedlung in die Staaten nicht verwirklichen. Die Regierung hatte für die Unterstützung dieser Vorhaben 1850—52 478 Taler aufgewendet. Weitere 215 Taler wurden von ihr zur Verfügung gestellt, um durch die Auswanderung

von Einwohnern benachbarter Orte den Fortzug Langeleber Familien zu ermöglichen bzw. den Zuzug von in Langeleben heimatberechtigten Einwohnern zu verhindern. Das Ziel, die Bevölkerung Langelebens zu vermindern, wurde durch die Auswanderung der Langeleber Waldarbeiter nach Amerika und durch die vielen Todesfälle der Cholera in erschreckender Weise erreicht. Am 14. November konnte der Oberförster Linke melden, daß die Bevölkerung Langelebens innerhalb von nur 2 Jahren um 32 Einwohner oder um ein Viertel ihres Bestandes abgenommen habe und jetzt nur noch 90 Köpfe betrage. Dabei vergaß er nicht, 9 in Langeleben heimatberechtigte Leute zusätzlich aufzuführen, unter denen er auch die beiden zuerst aus Langeleben ausgewanderten Maurergesellen Andreas Keye und Wilhelm Fischer mit nannte.

Übersicht über die Auswanderung Langeleber Einwohner 1849—1852

	Dez. 1849			Nov. 1851			Antrag auf Auswand.	Auswan- derung	Zuschuß in Talern
	Erw.	Kd.	Su.	Erw.	Kd.	Su.			
1. Franz Keye	2	—	2	1	—	1	—	—	—
2. Heinr. Peters	3	—	3	3	—	3	1849 (1)	—	—
3. Friedrich Peters	2	1	3	2	1	3	—	—	—
4. Andreas Keye	2	3	5	ausgewandert / 1851 (6)			1851 (6)	180	—
5. Heinrich Wagener	3	4	7	4	4	8	—	—	—
6. Wilhelm Heine	2	2	4	2	2	4	—	—	—
7. Christoph Wagener	2	—	2	1	—	1	—	—	—
8. Philipp Horney	2	2	4	2	2	4	—	—	—
9. Christoph Keye	3	3	6	1	3	4	—	—	—
10. Witwe Andreas Keye	5	—	5	ausgewandert / 1849 (5)			1850 (1)	1851 (3)	30 + 90
11. Friedrich Wagener	2	5	7	2	1	3	—	—	—
12. Wilhelm Wagener	2	4	6	2	2	4	—	—	—
13. Wilhelm Baars	3	2	5	2	2	4	1852 (4)	—	—
14. Ludwig Heine	4	3	7	4	3	7	—	—	—
15. Andreas Wagener	5	—	5	3	—	3	—	—	—
16. Andreas Keye jun.	2	—	2	ausgewandert / 1849 (2)			1850 (1)	—	—
17. Heinrich Luer	2	4	6	3	4	7	—	—	—
18. Franz Keye	2	2	4	2	2	4	—	—	—
19. Andreas Michaelis	3	5	8	1	4	5	—	—	—
20. Christoph Heine	3	—	3	3	1	4	—	—	—
21. Heinrich Keye	2	2	4	ausgewandert / 1849 (4)			1850 (4)	120	—
22. Heinrich Schliephake	2	—	2	2	—	2	—	—	—
23. Heinrich Biermann	4	1	5	2	1	3	—	—	—
24. Christoph Schliephake	2	—	2	2	1	3	1852 (2)	1852 (2)	58
25. Heinrich Krake	2	3	5	nach Oberlutter			—	—	—
26. Wilhelm Fischer	7	3	10	6	3	9	1849 (2)	1850 (1)	—
27. Christoph Biermann	—	—	—	2	2	4	1852 (4)	—	—
	73	49	122	52	38	90	30	18	478 Tlr.

Quellennachweis

1. Domicil-Vorlage der Einwohner von Langeleben incl. die Verminderung der dortigen Einwohnerzahl durch Auswanderungen nach Amerika 1846—53. Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel 40 Neu Nr. 6634.
2. Beiträge zur Ortsarmenkasse von Langeleben 1847—77. Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel. 50 Neu Nr. 10.
3. Kirchenbücher von Langeleben 1814—1853. Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel.
4. Gruhne: Auswanderungslisten des ehemaligen Herzogtums Braunschweig. Quellen und Forschungen zur Braunschw. Geschichte, 1971.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: Braunschweig, Mönchstr. 1
Schriftleiter: Dr. W. Flechsig, Braunschweig, Hagenring 6 - Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag
Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten

57. Jahrgang

Dezember 1971

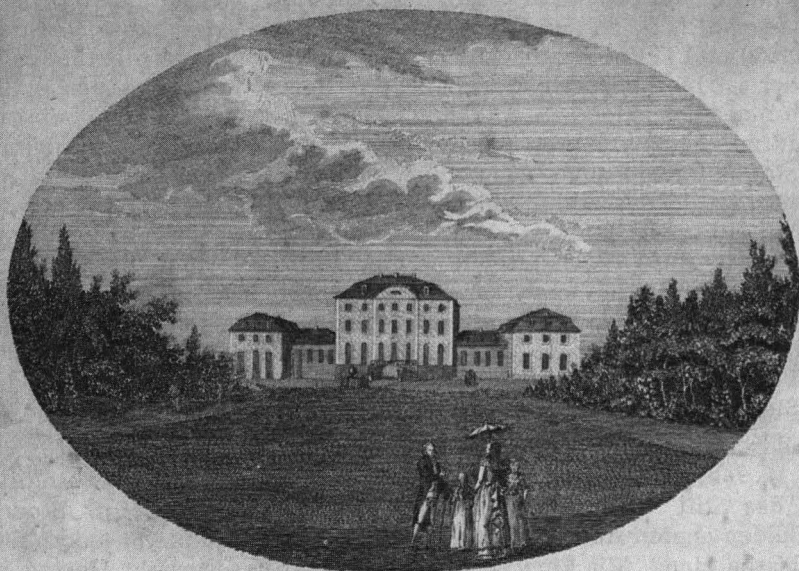
Heft 4

Verborgene historische Stätten

Die Stecklenburg und das Schloß Hedwigsburg

von H. A. Schultz

Hedwigsburg, südsüdöstlich von Wolfenbüttel in der Ortsgemarkung Kissenbrück gelegen, war eines der ersten Lustschlösser, die nach dem Erstarken des Absolutismus in unserem Braunschweiger Gebiet erbaut wurden. Am Rande der landschaftlich sehr reizvollen Oker- und Ilseauen und zwar an einer Stelle, an der oder in deren Nähe schon vor vielen Jahrhunderten die Stecklenburg gestanden



SCHLOSS HEDWIGSBURG
nach der Garten Seite

*Malerische Ansichten
einen angenehmen Landsitz
Dem höchstverehrtem Besitzer desselben
Oberhofmarschalle*



*von Hedwigsburg
im Braunschweigischen
Exzellenz dem Herrn Geheimen Rathe
von Münchhausen
aus kaiserl. Chreitung unentkling
gezeichnet von Schroeder*

K. Schroeder Schloß Hedwigsburg (1793)

(Archiv Landesmuseum)

hatte, war sie errichtet. An sich war es mehr ein prächtiger, dem Zeitgeschmack entsprechend ausgestatteter fürstlicher Sommersitz mit reichen Gartenanlagen, Teichen, Grotten und Denkmälern. Heute — nach der Zerstörung des Schlosses durch Kriegseinwirkung am 14. 1. 1944 finden sich nur noch Reste von Grundmauern, eine Reihe schöner Architekturteile und Figuren. Sie gehören zu einem Rittergut, das seit dem 1. Januar 1933 im Besitz der Familie Bennecke ist *).

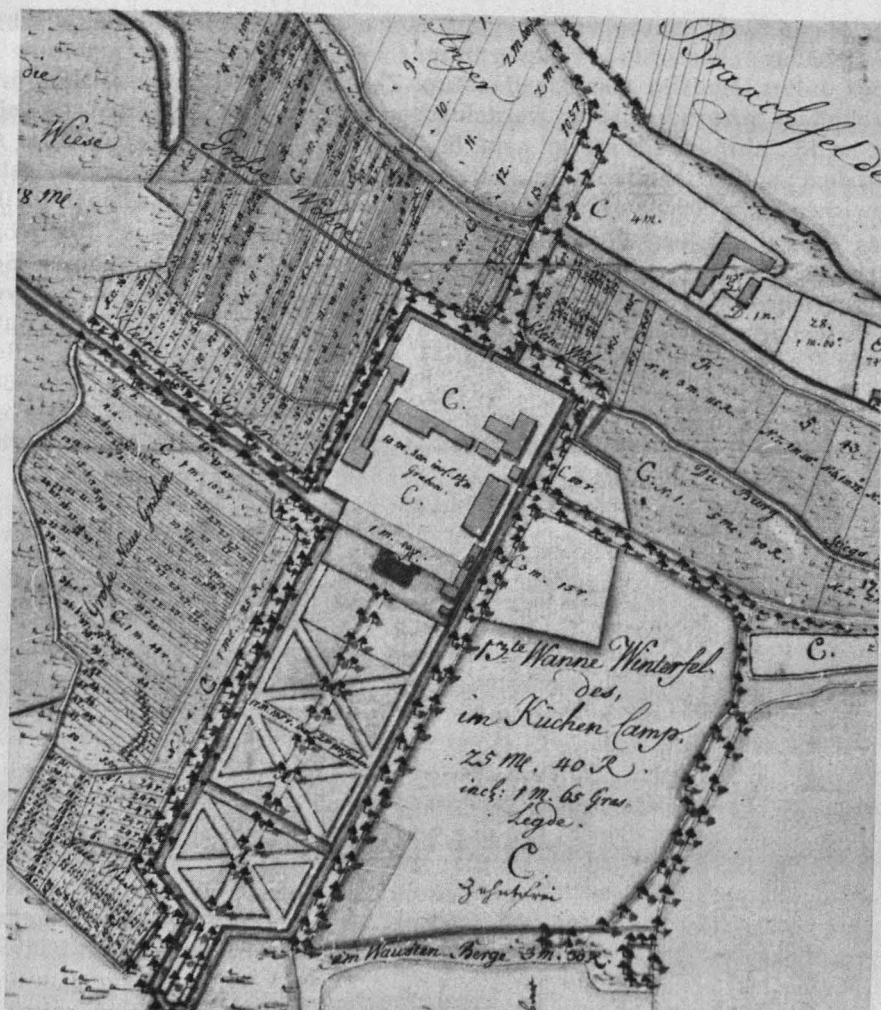
Die Stecklenburg wird eine große geschichtliche Bedeutung gehabt haben. Sie tritt uns in einer ersten urkundlichen Benennung als Stikelinburch 1176 (Ukb. Hochstift Hildesheim I, 375) entgegen. Eine zweite Erwähnung findet sich in einer Urkunde von 1196 (Ukb. Hochstift Halberstadt I, 370) „ad honorem Dei et gloriose matris eius Marie et bb. martirum Cosme et Damiani“, „totalis etiam fundus, in quo castrum Stekelenborch quondam constructum fuerat“. Weitere Erwähnungen erfährt die Burg 1233 unter der Bezeichnung Stekelenberg (Ukb. Hochstift Hildesheim II, 375). Die gleiche Schreibart findet sich auch in den weiteren Urkunden, u. a. 1405.

Das Patronat der Kirche in dieser Burg lag beim Bischof von Halberstadt. Wie 1196 erwähnt, war die Kapelle der Jungfrau Maria geweiht. Auch Geistliche werden genannt, so 1176 „Hartmannus presbyter“, 1196 „capellanus Johannes sacerdos“.

Leider ist die genaue Stelle innerhalb des Gebietes von Hedwigsburg noch nicht bekannt, an der die Stecklenburg gestanden hat. Vermutungen gehen dahin, daß sie im westlichen Teil des Schlosses unmittelbar an der Okerterrasse gelegen habe, da 1850 und 1910 bei Schachtungsarbeiten ältere Mauern gefunden worden sind. Leider ist hierüber kein Bericht angefertigt worden. Aus den mündlichen Überlieferungen ist jedoch zu entnehmen, daß die Mauern hier über 1 m stark waren und zu einem größeren Bau gehört haben müßten. Ihre Ausdehnung erstreckte sich auf mindestens 20 m. Eine andere Meinung geht dahin, die alte Stecklenburg an dem Abschluß der ehemals doppelten Lindenallee zu vermuten. Dort finden sich noch heute starke Niveauunterschiede im Gelände. Es könnte hierin ein breiter Burggraben gesehen werden, dessen Verlauf allerdings Probleme aufgibt. Die Burg müßte danach einen sehr großen Flächeninhalt gehabt haben. Gemeint ist die Stelle, an der eine weibliche Gestalt aus Sandstein steht, in der Linken ein Ruder, mit der Rechten die Mähne eines hockenden Löwen fassend. Solange keine planmäßigen Grabungen stattfinden, wird man über den wirklichen Ort der Stecklenburg nichts Genaues aussagen können.

Über das weitere Schicksal der Stecklenburg liegt keine Nachricht vor. Erst aus dem 16. Jahrhundert geben erhaltene Dokumente weitere Aufschlüsse. 1549 verkauft das Stift St. Blasius zu Braunschweig den „freien Hof“ Stecklenburg für 500 Gulden an den Andreas Bessel in Wolfenbüttel. Er bleibt jedoch nur kurze Zeit in dessen Hand. Mit Einwilligung des Domstiftes verleiht Herzog Heinrich der Jüngere den Hof Stecklenburg an seinen Kammersekretär Stephan Schmidt. Dieser erlebt jedoch eine schwere Zeit hier. Zweimal wurden vornehmlich die Wirtschaftsgebäude durch Brand zerstört. Schließlich bietet er das Gut für 4000 Thaler der Herzogin Hedwig, der Gemahlin des Herzogs Julius und Tochter des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg an. Ihr ist der Preis zu hoch und der Erhaltungszustand der Gebäude zu schlecht. Danach wird ein Gutachten vom Groß-

*) Literatur-Hinweise bitte beim Verfasser im Braunschweigischen Landesmuseum erfragen.



Grundriß der Hedwigsburg um 1765

mit Eintragung der Parkanlagen, Alleen, Gärten und des Wirtschaftshofes.
 (Ausschnitt aus „Grundriss von der Feldmark des Fürstlichen Hauses Hedwigsburg und des Dorfes Kissenbrück wie solche in anno 1765 auf neue aufgenommen, verfertigt von dem Herrn Ingenieur Schoeneyan, copiiert von F. L. Hémely 1767.“

Mit Genehmigung des Niedersächsischen Staatsarchivs Wolfenbüttel, Sign. K 3338).

voigt Cappaun von Zwickau, vom Oberamtmann Lippe aus Schöningen, vom Landrentmeister Reichart, vom Sekretär Lappe und vom Amtmann Wackerhagen erstellt. Am 24. August 1577 äußert die Herzogin: „Sie habe Geld zum Ausleihen vorrätig und da sie zur Lust auf der künftigen Julius-Schiffahrt nach der Stecklenburg zu fahren gedenke, woselbst sie allerhand Federvieh, Wildpret und anderes Vieh erzielen, Fischerei und Wildfang anrichten, auch helfen wolle, über und unter der Stecklenburg die Schiffahrt fortzusetzen, so sei sie Willens, den Hof von Stephan Schmidt zu kaufen.“ Nach weiteren Verhandlungen wechselt am 22. Februar 1578 der Hof seinen Besitzer für 2550 Taler.

Der Name Stecklenburg verschwindet langsam. An seine Stelle tritt für das neue Gebäude „Lustschloß Hedwigsburg“, benannt nach der Gemahlin des Herzogs Julius, Hedwig von Brandenburg. Zunächst wird von dem Schloß nur als Wohnhaus gesprochen, doch werden schon bald weitere Anbauten, vor allem später im 18. Jahrhundert, erfolgt sein. Es ist bekannt, daß das Herzogspaar sehr häufig, dem „engen“ Wolfenbüttel entflohen, nach dem Sommersitz Hedwigsburg ausgewichen ist. 1600 überläßt Hedwig den Besitz der zweiten Gemahlin ihres Sohnes Heinrich Julius, Elisabeth (25. 8. 1573—19. 7. 1626), Tochter des Königs Friedrich II. von Dänemark. Diese wiederum übergibt den Besitz ihrem Sohn, Herzog Friedrich Ulrich. Wahrscheinlich geschieht während dieser Zeit wenig in Hedwigsburg. Am 5. Oktober 1630 veräußert er das Schloß mit Rittergut an den Abt Tuckermann von Riddagshausen. Etwa 40 Jahre bleibt es im Besitz dieser Familie. Dann kauft es der Herzog Rudolph August — 1670 und 1686 — je zur Hälfte zurück für seine zweite Gemahlin, Elisabeth Mente. Seine erste Gemahlin, Christiane Elisabeth, war 1681 plötzlich verstorben. In Gegenwart des Herzogs Anton Ulrich und des Geheimrats und Kanzlers Ludwig Probst von Wendhausen heiratete er am 7. 6. 1681, also im Todesjahr seiner ersten Gemahlin, in morganatischer Ehe diese Rosine Elisabeth Mente. Die Hochzeitsfeier fand in Hedwigsburg statt. Die Ehe blieb kinderlos.

1685 kam ein Vergleich zwischen den Fürsten zustande. Anton Ulrich wurde Mitregent. Rudolph August zog sich zurück, zumal er Schwierigkeiten sowohl mit der Regierung als auch mit Wolfenbüttel hatte. Rudolph August, der nun ein ruhiges Leben geführt hatte, starb am 26. 1. 1704. Herzog Anton Ulrich hatte bestimmt, daß nach einem eventuellen Aussterben der welfischen Bevern-Linie Hedwigsburg mit allem Zubehör an St. Blasius in Braunschweig fallen sollte. Diese Bestimmung wurde jedoch nicht eingehalten. Hedwigsburg blieb bis 1769 herzoglicher Besitz und wurde dann 1769 von dem Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand mit Einwilligung des Herzogs Karl I. an den Geheimen Rat, Oberkammerherrn und Oberhofmarschall Albrecht Edmund von Münchhausen verkauft. Ein Inventar von 1800 weist aus, daß der Besitz damals 712 Morgen Acker, 90 Morgen Gärten und die Fährmühle ausgemacht hat. Unter der Bezeichnung „Rittergut“ bleibt das Lustschloß bis 1811 im Besitz der Familie von Münchhausen. Aus den Versteigerungen des Schloßes Salzdahlum sollen verschiedene Gegenstände nach hier gekommen sein.

Aus dieser Zeit stammt vermutlich auch ein „Baumhaus“, das am oberen Ende der Lindenallee errichtet war. Der Maler und Hofkupferstecher Karl Schroeder (1760—1844) *), der auch als „Verfertiger von Malereien“ für die Porzellanfabrik Fürstenberg bekannt geworden ist, hat unter seinen drei Radierungen zwei mit dem Baumhaus unmittelbar in Beziehung gebracht: „Aussicht vom Baumhause in Hedwigsburg nach dem Garten und dem Schlosse“ und „Baumhaus im Garten zu Hedwigsburg“, beide 1793. Das Baumhaus muß so ausgesehen haben — vier hohe unbehauene Eichenstämme trugen über 4 Stockwerke auf dem Dache eine offene Galerie, die mit Sandstein-Urnen an den Ecken gekrönt war. Die Fenster der oberen Etagen waren mit Malerei verziert und mit verschieden farbigem Glas versehen. Davor stand die noch heute dort befindliche Frauengestalt, die „Stärke“ darstellend, in antiker Gewandung, die ihre rechte Hand auf einen sitzenden Löwen legt und in der linken ein Ruder hält (s. d.).

1810 übernimmt das Rittergut als neuer Besitzer A. Ch. Graberg. In dieser Zeit sind weitere Ausbauten am und im Schloß sowie auch auf dem Wirtschaftshof erfolgt.

Die Bevern-Linie der Welfen starb 1884 mit Herzog Wilhelm aus. Das Waisenhaus forderte von dessen Erben Entschädigung für die gegen die Bestimmung des Herzogs Ulrich erfolgte Veräußerung des Grundbesitzes an Personen, die nicht dem Fürstenhause und damit auch nicht der Bevern-Linie angehörten. 1885 erhielt das Waisenhaus eine Abfindung von 150 000 Mark.

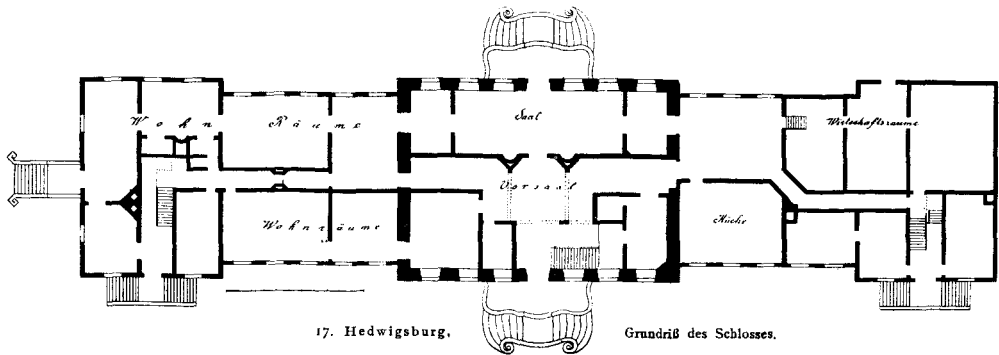
Nach 1900 wurde der Besitz Eigentum der Familie von Löbbbecke und am 1. 1. 1933 verkaufte diese ihn an Wolfgang Bennecke.



Die Hedwigsburg vor ihrer Zerstörung.

Das Schloß, das bis zum 14. 1. 1944 bestand, wies einen starken Mittelbau (22,50 × 16,15 m), zwei Eckpavillons und die verbindenden zwei Zwischenbauten auf. Der Mittelbau hatte starke Quadermauern und enthielt den Kern der Anlage von 1684. Die Mauern der Eck- und Zwischenbauten waren schwächer, vermutlich stammen sie aus dem Jahre 1771. Diese Jahreszahl war noch über einem Portal zu lesen. Freitreppen als Zugänge zu dem Mittelbau befanden sich sowohl an der Nord- wie an der Südseite. Die Eckbauten hatten lediglich je einen Zugang an der Südseite und zusätzlich der westliche einen längeren Treppenaufgang durch eine davorgestellte Veranda.

Interessant ist ein Inventarium des Schlosses, des fürstlichen Hauses Hedwigsburg, vom 23. Mai 1684 (Staatsarchiv Wolfenbüttel 1 Alt 22 Nr. 79). Es enthält außer Küche und Zubehör „ein Vorgemach für S. Fürstl. Durchl. Gemache, Taffel-



Gemach, Fürstl. Durchl. Gemach, Cammerers Cabinet, Kleidercabinet, Fürst. Durchl. Schlafkammer, Madamen Gemach, Cabinet und Kammer, Eckstube nach dem Hofe werts über Madamen Gemach, Stube gegen vorbenannter Stuben über. Zwischen diesen vorher genannten 4 Stuben ist ein abgewirkter Winkel, hinter demselben ein Nachtkessel und ein kupferner Nachtkopf. Über diesen vier Stuben seyn 2 Kammern, so ein plat eysern Ofen hitzet. Boden über diesen Kammern. Vorgemach für den grossen Esstahl und gelben Gemache. Grosser oberster Esstahl. Grosser gelber Gemach. Stuben und 2 Kammern über den grossen Esstahl, Kammern nach dem Hof werts. Andere Kammern nach dem Garten. Erste Stube über dem gelben Gemache gartenwerts, andere Stube über dem gelben Gemache nach Hoffe werts. Oben im Hause, wo das Sommerhaus gewesen, auch abgebrochen, ein Kammer, darin ein Cupido und 2 Fahnen. Windelstiege von oben bis unten.

Im Schlosse selbst fand sich eine große Zahl von Olgemälden: 1. Anbetung der Hirten (Abr. Bloemart), 2. Zeichnender Knabe (aus Salzdahlumer Besitz), 3. Mädchen mit geschlachtetem Hahn (1686, T.), 4. Supraporta (Ende 16. Jahrh.), 5. Große Landschaft, 6. Darstellung eines Brandes in Braunschweig, 7. Brustbild Philipps II. von Spanien (17. January 74), 8. Brustbild eines Unbekannten, 9. Hüftbild Herzog Karls I. (Kopie), 10. Hüftbild von Philippine Charlotte (Kopie), 11. Olskizze des Herzogs Ferdinand, 12. Kniestück der Herzogin Auguste Dorothee, 13. Selbstbildnis eines Malers (1750), 14. Pastellbild des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (J. C. A. Schwartz?), 15. Pastellbild des Abts Jerusalem (J. C. A. Schwartz?).

Der Park läßt noch recht deutlich die alte Gliederung der Baumbepflanzungen, Hecken, Wege und Teiche erkennen. In ihm findet sich auch ein „Mordkreuz“, ein Steinkreuz auf einer Anhöhe, das nach mündlicher Überlieferung aus dem Ort Kissenbrück nach hier gebracht worden sein soll. Es ist aus Stein gearbeitet, 1,06 m hoch und 0,58 m breit. Ferner findet sich an der Lindenallee eine Marmorfigur „Göttin der Liebe auf dem Rosenbett“, nackt, in Lebensgröße, mit der Linken das Haar emporhebend (um 1700). Die Arbeit ist nicht schlecht und ähnelt, wie P. J. Meyer annimmt, der um 1700 entstandenen „Flora“ im Herzog Anton Ulrich-Museum, die dem Sebastian Huggenberger zugeschrieben wird und eventuell auch aus dem Salzdahlumer Schloß stammt.

Eine weitere weibliche Figur steht am Ende der ansteigenden doppelten Lindenallee. Sie ist aus Sandstein gearbeitet, steht auf felsenartigem mit Schlangen und Fröschen und anderem Getier besetztem Unterbau und ist reich in antiker Weise bekleidet. In der Linken hält sie ein Ruder, die Rechte hat sie auf den

Schopf eines hockenden Löwen gelegt, zu dem die Frau sich etwas herniederneigt (Ende des 18. Jahrh.).

Weiterhin liegt in dem Park unter einer großen Blutbuche ein Hundefriedhof, auf dem noch zwölf Grabsteine erhalten sind, so für „Donna, 2. 2. 1882“, „Nettchen, gest. den 12. März 1886“, „Peter, gest. den 1. Okt. 1872“ u. a.

Ein Querschnitt durch die Geschichte dieser Stätte der alten Stecklenburg und des 1578 neu erbauten fürstlichen Lustschlosses ergibt, daß zwar keine größeren geschichtspolitischen Ereignisse mit ihr verknüpft sind, daß aber die Anlage als solche, zumal als erster Bau der Lustschlösser, sowohl kulturhistorisch wie wirtschaftsgeschichtlich von Bedeutung ist.

*) *Schröder, Karl*, geb. 18. 10. 1760 in Braunschweig als Sohn des Hoftapezierers bei Herzog Karl I. und späteren Hausverwalters im Schloß Salzdahlum; Schüler von Ph. W. Oeding; tätig in Augsburg, Paris, über Düsseldorf zurück nach Braunschweig; 1806 errichtet er in Braunschweig eine „Zeichnungs-Akademie“, infolge Schulden wieder aufgegeben; ab 1814 Unterricht im Zeichnen, zuerst nur vertretungsweise, am Collegium Carolinum; zweimal verheiratet gewesen; Schwester verheiratet gewesen mit dem Hofmaler F. G. Weitsch, Rector der Königl. Akademie Berlin; gestorben 6. 4. 1844. (Häufig mit dem Genre-Maler Karl Schroeder, geb. 1802, verwechselt; auch nicht identisch oder verwandt mit H. F. Schroeder aus Meiningen, der sich häufig als Maler in Braunschweig aufhielt.)

Berufsbezeichnungen als Familiennamen in Ostfalen

von Werner Flechsig

(Fortsetzung)

4d) Namen aus der Holzverarbeitung

Bis in das 20. Jahrhundert hinein war unter den holzverarbeitenden Handwerkern am unentbehrlichsten für die Landbevölkerung der Hersteller landwirtschaftlicher Arbeitsgeräte und Fahrzeuge. Wegen der Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse, zu denen der Pflug, die Egge, die Ackerwalze, der Dreschflegel, die Harke und die Stiele für Sensen, Sicheln, Grepen, Forken, Spaten und Schaufeln ebenso gehörten wie der Ackerwagen, der Schlitten, der Handwagen und die Schubkarre, gab es im deutschen Sprachgebiet auffallend verschiedenartige Berufsbezeichnungen für ihren Verfertiger, die bald das eine, bald das andere Erzeugnis hervorhoben, ohne daß damit etwa eine fortschreitende Spezialisierung der Berufsangehörigen auf bestimmte Sonderfertigungen zum Ausdruck gebracht werden sollte. Selbst innerhalb des ostfälischen Kulturkreises finden sich zeitliche wie landschaftliche Unterschiede in der Berufsbezeichnung, die ihren Niederschlag in Familiennamen fanden. Der verhochdeutsche Name *Pflugmacher*, der im Braunschweiger Adreßbuch 1937 fünfmal verzeichnet ist, erscheint hier in noch niederdeutscher Form zuerst 1386 mit *Ludgher Ploghemaker*¹⁾. Auf die Anfertigung des Radgestells für Pflüge und Wagen, in Ostfalen mundartlich *dat Stell* genannt, bezieht sich der 1937 in Braunschweig dreimal vertretene Familienname *Stellmacher*, der hier 1373 mit *Hans Stellmeker* erstmalig bezeugt ist. Nur aus dem Mittelalter überliefert sind die Braunschweiger Namen *Hans Assemeker* (= Achsenmacher) von 1396 und *Aleke Velghenhowers* (= Felgenhauer) von 1401 sowie der Hildesheimer Name *Luder Navenhauwer* (= Nabenhauer) 1450²⁾, die an einzelne Arbeitsvorgänge bei der Herstellung von Radgestellen für Pflüge und Wagen erinnern. Weil die Zusammenfügung des Rades aus Nabe, Speichen und Felgen wohl als der schwierigste Teil des Wagenbaues galt, wurde der Wagenbauer gern als Radmacher bezeichnet, wofür M. As-

dahl-Holmberg aus Ostfalen die mittelalterlichen Belege der Formen *Rademeker(e)* und *Ratwerte* bzw. *Radwerchte* (= Radwerker) zusammengestellt hat³⁾). Während die beiden letzten Formen bald verschwanden, hat sich die erste, in der Stadt Braunschweig seit 1320/45 nachweisbar, sowohl als Berufsbezeichnung in der mundartlichen Form *Rå'måker* bzw. *Rå'måker* wie als verhochdeutscher Familienname *Rademacher* bis in die Gegenwart erhalten. Der Familienname *Rademacher* war 1937 im Braunschweiger Adreßbuch 23mal vertreten und 1938 in 22 braunschweigischen Landgemeinden zu finden. Das ist freilich nicht viel im Vergleich zur Zahl der Rademacher-Werkstätten, deren es nach Achilles um 1760 121 in den braunschweigischen Dörfern und 34 in den braunschweigischen Flecken und Landstädten gab⁴⁾). Als Berufsbezeichnung war *Rå'måker* bzw. *Rå'måker* nach wortgeographischen Erhebungen des Braunschweigischen Landesmuseums für Geschichte und Volkstum vom Jahre 1955 sogar in 268 ostfälischen Orten gebräuchlich, von denen allerdings 127 daneben auch die Berufsbezeichnung *Stellmåker* kannten. Diese verteilen sich auf die Kreise Einbeck (8), Osterode (4), Zellerfeld (2), Holzminden (5), Alfeld (2), Gandersheim (12), Hildesheim-Marienburg (18), Peine (14), Goslar (9), Salzgitter (6), Wolfenbüttel (14), Braunschweig (6), Helmstedt (10), Celle (1), Burgdorf (3), Gifhorn (7) und den Regierungsbezirk Magdeburg (6). Aus 11 von diesen Orten wurde berichtet, daß *Rå'måker* (*måker*) das ältere Wort sei und *Stellmåker* das jüngere. Das dürfte nicht nur für alle Orte gelten, in denen beide Berufsbezeichnungen vorkommen, sondern auch für 278 Orte in allen Teilen Ostfalens, wo heutzutage nur *Stellmåker* gesagt wird. Für eine solche Altersschichtung spricht auch die Beobachtung, daß *Stellmacher* als Familienname 1938 in den braunschweigischen Landgemeinden und 1585 im Fürstentum Calenberg-Göttingen gänzlich fehlte⁵⁾). Selbst in der Stadt Braunschweig galt noch 1671 nach Ausweis des Gewerbeverzeichnisses⁶⁾ „Rademacher“ als amtliche Berufsbezeichnung wie 1645 in der braunschweigischen Taxordnung des Herzogs August. Erst in der Neuzeit macht *Stellmåker/Stellmacher* als mundartliche und amtliche Berufsbezeichnung *Rå'måker/Rademacher* die ältere Vorherrschaft in Ostfalen streitig. Auch das letztgenannte Wort ist hier aber offensichtlich nicht von Anfang an allgemein gültig gewesen, sondern *Wegener* bzw. *Wagener*. Das kann man daraus erschließen, daß beide Formen als Familiennamen hierzulande viel stärker verbreitet sind als *Rademacher*. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 bietet 54 Belege für den Namen *Weg(e)ner*, der hier 1357 mit *Ghereken sone Wegeners* zuerst bezeugt ist, und 123 für *Wag(e)ner* in 28 braunschweigischen Landgemeinden. Im Fürstentum Calenberg-Göttingen gab es nach der Musterungsrolle von 1585 den Namen *Wegener* in 20, den Namen *Rademeker* bzw. *Rademacher* dagegen nur in 8 Orten. Offenbar hat also die Verdrängung der Berufsbezeichnung *Wegener/Wagener* durch *Rademacher* erst gegen Ende des 16. Jahrhunderts begonnen, erhielt aber nach Ausweis der braunschweigischen Taxordnungen schon bald amtliche Anerkennung. Welche Ursachen bei diesem Handwerk zum zweimaligen Wechsel der Berufsbezeichnung von *Wegener/Wagener* über *Rademeker/Rademacher* zu *Stellmacher* geführt haben, ließ sich bisher ebenso wenig ergründen wie der beim Schlachterhandwerk im vorigen Heft dieser Zeitschrift auf S. 53 erwähnte Übergang von *Knokenhauer/Knochenhauer* über *Schlächter/Schlachter* zu *Fleischer*. Keinerlei amtliche Geltung erlangte im Ostfälischen neben *Rademeker* die dazu gehörige Kurzform *Radeker*. Sie ist zwar während des Mittelalters in Braunschweig nicht ganz unbekannt gewesen, wie der Familienname *Hinrick Radeker* im Jahre 1431 erkennen

läßt, der ein Jahr später durch *Hinrick Radewerte* ersetzt wird, aber der eigentliche Geltungsbereich jener Kurzform lag nach den Untersuchungen von M. Asdahl-Holmberg in Westfalen⁷⁾. Zu dessen Randgebiet gehörte das westliche Ostfalen, wie 1585 Namensbelege aus 4 calenbergischen Orten und 1938 2 braunschweigische Belege aus Bisperode, Kr. Holzminden, und Greene, Kr. Gandersheim ausweisen. Von dort her mögen die beiden Träger des Namens *Radecker* oder deren Vorfahren stammen, die 1937 im Adreßbuch der Stadt Braunschweig verzeichnet wurden.

Nächst dem Stellmacher begegnet uns unter den Familiennamen aus der Holzverarbeitung in Ostfalen am häufigsten der *Böttcher*. Seine Berufsbezeichnung unterlag hier zum Unterschied von der des Stellmachers seit dem Mittelalter keinem Wechsel, sondern nur landschaftlich begrenzten lautlichen Veränderungen der mundartlichen Normalform, die im größten Teil Ostfalens während des Mittelalters *Böddeker* oder *Büddeker* lautete, bezeugt in Braunschweig zuerst durch die Familiennamen *Heneke Böddeker* 1363 und *Hans Büddeker* 1405. Nach Umfragen des Braunschweigischen Landesmuseums von 1955 und 1966 war damals die erste Form noch in 162, die zweite in 116 Orten des östlichen, mittleren und südwestlichen Ostfalen gebräuchlich. Aus diesen Formen mit kurzem Stammsilbenvokal hatten sich durch den Wandel des inlautenden —dd— zu —rr—, der u. a. auch die neuostfälische Verbform *harre* „hatte“ aus *hadde* entstehen ließ, die jüngeren Formen *Börker* (entrundet *Berker*) und *Bürker* (entrundet *Birker*) entwickelt. Sie sind zwischen Leine und Bode in 120 bzw. 8 Orten durch die Mundartfragebogen von 1955 und 1966 nachgewiesen. Ganz andere Wege ging die Lautentwicklung im nordwestlichen Ostfalen. Dort wurde schon im späten Mittelalter durch lautgesetzliche Tondehnung alter Kurzvokale in offener Stammsilbe aus *Böddeker* folgerichtig *Bödeker* und daraus durch Ausfall des —d— zwischen langem Stammsilbenvokal und kurzem e der Folgesilbe *Böker*. Soweit im westlichen Ostfalen seit dem 18. Jahrhundert die Neigung bestand, jedes lange ö über den Zwiellaut üö zu ü zu „verengen“, trat schließlich an die Stelle von *Böker* die heute gültige Endform *Bümer*. Die Umfragen von 1955 und 1966 erbrachten 114 ostfälische Belege für *Böker/Bümer* aus den Kreisen Neustadt, Hannover, Burgdorf, Celle, Peine, Hildesheim, Alfeld, Springe, Schaumburg-Lippe, Nienburg, Grafschaft Schaumburg, Hameln-Pyrmont und Holzminden. Aus diesem Raum müssen also die 34 Träger des Namens *Böker* bzw. *Böcker* stammen, die im Braunschweiger Adreßbuch 1937 verzeichnet sind, sowie die gleichnamigen Leute, die 1938 in 14 Orten der Kreise Braunschweig (3), Wolfenbüttel (4), Helmstedt (1) und Gandersheim (6) wohnten. Auch im Kr. Holzminden, wo 1955 die Berufsbezeichnung *Böker* nur für die 2 Orte Harderode und Heinade nachzuweisen war, ließ die Verbreitung dieses Wortes als Familienname in 14 Orten auf Zuzügler aus dem nordwestlichen Ostfalen schließen. Wir haben es hier mit einem der seltenen Fälle zu tun, in denen Wanderbewegungen von Familien allein schon aus ihrem Namen abgelesen werden können, weil sich das Ursprungsgebiet des Namens durch wortgeographische Forschungen als ein verhältnismäßig eng begrenzter Bezirk ermitteln ließ. Das ist nicht möglich bei den übrigen Familiennamen, die auf einheimische Berufsbezeichnungen des *Böttchers* zurückgehen, da sie zum größten Teil in der Neuzeit verhochdeutsch wurden. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 bietet 69 Belege für *Böttcher*, *Böttger*, *Böttlicher* und *Böttjer* sowie 22 für *Büdcher* und *Büttcher*, aber für die niederdeutsche Formen *Böddeker*, *Bödecker*, *Bödeker* und *Börker* nur 2 bzw. 6

bzw. 3 bzw. 7. Die verhochdeutschen Formen fanden sich ferner 1938 in 16 bzw. 1 braunschweigischen Landgemeinden, während damals auf dem Lande *Böddecker* nur in Rühen, Kr. Helmstedt, *Bödicker* nur in Hehlen, Kr. Holzminden und *Börker* in Gittelde, Herrhausen und Münchhof, Kr. Gandersheim, als Familiennamen vorkamen. Durch Zuzug aus weit entfernten deutschen Landschaften sind übrigens auch vereinzelt west- und süddeutsche Berufsbezeichnungen des Böttchers als Namen nach Braunschweig gelangt, nämlich *Büttner* (ostfränkisch), *Kübler* (alemannisch), *Küfner* (rheinfränkisch), *Küper* (niederrheinisch) und *Schätfler/Scheiffler* (althayrisch).

Wenn wir vom Zimmermann absehen, der bereits unter den Namen aus dem Bauwesen auf S. 100 des laufenden Jahrgangs unserer Zeitschrift behandelt wurde, so folgt an dritter Stelle unter den häufiger vorkommenden Namen aus der Holzverarbeitung der *Drechsler*. Seine in Ostfalen altheimische mundartliche Berufsbezeichnung war *Draier* (= Dreher) oder *Aldraier* (= Abdreher) bzw. *Holtaldraier* (= Holzabdreher). Er ist für Braunschweig zuerst 1398 durch den Familiennamen *Henning Dreyer* bezeugt, in der Zusammensetzung *Hermen Spillendreyer* (= Spindeldreher) sogar bereits 1367. Merkwürdigerweise ist jener Name so gut wie gar nicht verhochdeutsch worden. Im Braunschweiger Adreßbuch von 1937 findet sich neben 44 Trägern des Namens *Dreier* bzw. *Dreyer* nur ein einziger *Dreher* und ein Jahr später im Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden überhaupt keiner, während *Dreier/Dreyer* dort für 20 Orte nachgewiesen ist. Dagegen ist wenigstens in der Stadt Braunschweig die heute allgemein gebräuchliche mitteldeutsch-hochsprachliche Berufsbezeichnung *Drechsler* 1937 18mal und ihre niederdeutsche Form *Dreßler* 13mal als Familienname aufgeführt. Sie war mundartlich als *Dreslär* schon um die Jahrhundertwende als jüngere Berufsbezeichnung neben dem älteren *Draier* hierzulande in Erscheinung getreten, vielleicht rückverhochdeutsch aus der schon im 17. Jahrhundert nach Ausweis des Braunschweiger Gewerbeverzeichnisses von 1671 gebräuchlichen amtlichen Benennung dieses Berufszweiges als „Drechsler“. Zwar kommt schon 1327 in Braunschweig ein *Heyneke Dreslere* vor, aber gleichwohl hält M. Åsdahl-Holmberg diesen Beleg wegen seiner Isoliertheit nicht für beweiskräftig genug, um *Dreßler/Drechsler* als eine in Niederdeutschland seit alters bodenständige Berufsbezeichnung nachweisen zu können⁸⁾. Die Erinnerung an den Spezialisten unter den Drechslern, der sich mit der Herstellung von Spinnwocken befaßte und, wie schon erwähnt, im 14. Jahrhundert *Spillendreyer* genannt wurde, lebt nicht mit dem gleichen Familiennamen fort, sondern mit der gekürzten Namensform *Spillner*. Sie begegnet uns zuerst 1585 in der Calenbergischen Musterungsrolle für Nikolausberg bei Göttingen, während gleichzeitig für Dassel noch ein Mann namens *Spillendreyer* gebucht wird. 1937 gibt es dann im Adreßbuch der Stadt Braunschweig 8 Träger des Namens *Spillner*, der auch in 5 braunschweigischen Landgemeinden beheimatet war, und daneben dreimal bzw. einmal den bedeutungsgleichen hochdeutschen Namen *Spindler*, während *Spillendreyer* ganz von der Bildfläche verschwunden war.

Die *Mollenhauer* hatten hiezulande keine eigene Gilde, sondern waren den Böttchern angeschlossen, obwohl ihre Erzeugnisse für ländliche wie für städtische Haushaltungen gleich wichtig waren und in der Rangliste der Ausfuhrartikel des Herzogtums Braunschweig nach Hassel und Bege⁹⁾ noch vor den Böttcherwaren standen. Der gildemäßigen Unselbständigkeit der *Mollenhauer* ist es wohl zuzuschreiben, daß ihre Berufsbezeichnung viel seltener in Familien-

namen festgehalten wurde als die des Böttchers. Zwar fand M. Åsdahl-Holmberg einige mittelalterliche Namensbelege in ostfälischen Quellen, darunter als ältesten *Wylkinus Moldenhauwer* 1397 in Northeim¹⁰⁾, aber 1937/38 wies das Braunschweiger Land nur 3 Orte mit den Namen *Mollenhauer* bzw. *Moldenhauer* auf, nämlich Rautheim im Landkr. Braunschweig, Glentorf im Kr. Helmstedt und die Stadt Braunschweig mit 15 Belegen. Gar nicht lebendig geblieben ist im Braunschweigischen der durch Hausinschriften von 1747 und 1808 für Derental im Kr. Holzminden nachgewiesene Familienname *Tubbenhauer*, der auf eine ähnliche Arbeit wie die des Böttchers und des Mollenhauers zurückgeht.

Noch erstaunlicher ist allerdings die verschwindend geringe Zahl von Namen aus dem *Tischlerhandwerk*, die bis in die Neuzeit hinein lebendig geblieben sind. Bevor die Tischler 1549 vom Rat der Stadt Braunschweig eine eigene Ordnung verliehen bekommen hatten, durch die ihre organisatorische Loslösung von der Gilde der Zimmerleute amtlich bekräftigt wurde, gab es für sie noch keine allgemein gültige Berufsbezeichnung. Man benannte sie je nach den Erzeugnissen, die der einzelne Meister vorzugsweise fertigte. Dafür zeugen die Braunschweiger Familiennamen *Nycolaus Dismeker* (= Tischmacher) von 1414, der 2 Jahre später kurzweg *Nycolaus Discher* geschrieben wird, *Bertheit Venstermaker* (= Fenstermacher) 1489, *Hans Kistenmeker* (= Truhnenmacher) 1441, *Hans Kestenmeker* (gleichfalls Truhnenmacher) 1460 und *Cordt Stolmaker* (= Stuhlmacher) 1487. Bis ins erste Drittel des 16. Jahrhunderts gilt zwar vorzugsweise die Benennung nach dem gewöhnlichen Meisterstück, der Truhe, erkennbar noch 1536 an der Wendung „*des Kestenmaker amptes mestere*“, aber 1539 zeigt sich bereits im Wettbewerb damit die Bezeichnung Discher bei dem Ausdruck „*des kistenmaker effte discher hantwerks mestere*“ (= des Kistenmacher- oder Tischlerhandwerks Meister), und 1554 ist auf einer Inschrifttafel der Braunschweiger Brüdernkirche nur vom „*Disker Hantwarck*“ die Rede¹¹⁾. Im 17. Jahrhundert tritt als amtliche Berufsbezeichnung dann an die Stelle von *Discher* zunächst die halbhochdeutsche Form *Tischer*, die noch in der Taxordnung des Herzogs August von 1645 gebraucht wird, und schließlich, schon im Gewerbeverzeichnis von 1671 verwandt, die noch heute gültige rein hochdeutsche Form *Tischler*. Obwohl 1671 26 Tischler ansässig waren, enthält das damalige Bürgerverzeichnis aber weder den Familiennamen Discher, Tischer oder Tischler, noch Fenstermacher, Kasten-, Kesten- oder Kistenmacher und Stuhlmacher. Das Braunschweiger Adreßbuch von 1937 verzeichnet von allen diesen möglichen Namen lediglich dreimal *Tischer*, das Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden ein Jahr später nicht einmal diesen, obwohl nach Achilles um 1760 in den braunschweigischen Dörfern, Flecken und Landstädten neben 64 Zimmerleuten, deren Beruf zahlreiche Familiennamen geprägt hat, 86 Tischler zu finden waren. Die Ursache für den überaus schwachen Anteil des Tischlerhandwerks an der Bildung ostfälischer Familiennamen ist wohl in seiner verhältnismäßig späten Verselbständigung neben dem Zimmermannshandwerk zu suchen. Das gilt in noch stärkerem Maße als für die Stadt Braunschweig für das flache Land, das, wie in vielen anderen Fällen zu beobachten, entscheidende Anstöße für die Bildung von Familiennamen gegeben hat. Ländliche Möbel des Braunschweiger Landes lassen erst seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Hand des mit Hobel und Leim arbeitenden Tischlers erkennen, während die älteren Erzeugnisse noch zimmermannsmäßig mit Beil und Säge bearbeitet und wie das Fachwerk der Häuser mit Holzpföcken gefügt sind. Wenn die Hersteller solcher altväterischen Möbel einen Familiennamen

nach ihrem Beruf annahmen, so war dies also in der Regel wohl derselbe wie beim Bauhandwerker, nämlich *Timmermann/Zimmermann*. Als sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Stadt Braunschweig die Tischler im heutigen Sinne von den Zimmerleuten trennten und eine eigene Berufsbezeichnung annahmen, war es selbst hier schon fast zu spät, um noch dem einen oder anderen Gildegenossen die neue Berufsbezeichnung *Discher/Tischer* als Familiennamen anhängen zu können. Um 1585 war er daher auch im gesamten Fürstentum Calenberg-Göttingen einschließlich der Städte Hannover, Göttingen, Northeim, Hameln und der kleineren Landstädte nirgends zu finden.

In den Bereich der Namen aus der Holzverarbeitung gehören schließlich noch der *Löffelschnitzer*. Da es sich hierbei nicht um zünftige Handwerker im Sinne der alten ständischen Ordnung handelte, sondern in der Regel wohl um Angehörige land- oder forstwirtschaftlicher Berufe, die ihre Geschicklichkeit im Schnitzen für einen kleinen Nebenerwerb nutzten. Wo solche Tätigkeiten ihren Niederschlag in Familiennamen fanden, sind diese also nicht als Berufsbezeichnungen anzusehen, sondern als Spitznamen. In Braunschweig erscheint 1404 ein *Hinrik Leppelsnyder* (= Löffelschneider) der ein Jahr später *Hinrik Leppeler* genannt wird. Diese jüngere Form begegnet uns verhochdeutsch wieder im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671 als *Löffler*, und so ist der Name noch 1937 hier im Adreßbuch zehnmal vertreten neben 6 Trägern der entrundeten Namensform *Leffler*.

Einige andere Bezeichnungen für Spezialisten unter den Holzhandwerkern kennen wir nur aus mittelalterlichen Familiennamen nicht aber mehr aus späterer Zeit, und zwar *Beate Bakenhower* (= Lehnenhauer?) 1407, *Hinrick Holtschomeker* 1433 bzw. *Ludeke Holschenmaker* 1482 (= Holzschuhmacher), *Brand Kopenhovere* (= Kufen- oder Faßhauer), *Matz Schiphauwer* (= Schiffhauer, Schiffszimmermann) und *Hinric Vlasschendreuer* (= Flaschendrechsler) 1422. Der letztgenannte Name kommt von der Herstellung runder Holzflaschen in der Art der mittelalterlichen Pilgerflaschen, deren Form das Vorbild für die „Feldflaschen“ älterer Art wurde.

In der folgenden vergleichenden Übersicht über die Zahl der Belege für die verschiedenen Namen aus den Holzverarbeitenden Berufen bedeuten die Abkürzungen „L. 1938“ die Zahl der Ortsbelege im Adreßbuch der braunschweigischen Landgemeinden von 1938, „St. 1937“ die Zahl der Namensträger im Adreßbuch der Stadt Braunschweig von 1937, „St. 1671“ die Zahl der Namensträger im Braunschweiger Bürgerverzeichnis von 1671, „C. 1585“ die Zahl der Ortsbelege im Fürstentum Calenberg-Göttingen nach der Musterungsrolle von 1585 und „fr. Beleg“ den frühesten Beleg Ostfalens.

Name	L. 1938	St. 1937	St. 1671	C. 1585		fr. Beleg
Rademacher	22	23	2	8	Rademekere	1320/45
Rade(c)ker	2	2	0	4	Hinrik Radeker	1431
Stellmacher	0	3	0	0	Hans Stellemeker	1373
Wegener:Wagener	36:28	54:123	3:4	20:0	Ghereken sone Wegeners	1357
Böttcher u. ä.	16	69	0	4	Heneke Böddeker	1363
Büttcher u. ä.	11	22	0	0	Hans Büddeker	1405
Börker	3	7	0	0	Hennigh Borker	1442
Bödeker:Böker	14	3:34	0	30:12	Hinrik Boker	1566

Name	n	L. 1938	St. 1937	St. 1671	C. 1585	fr. Beleg
Mollenhauer:						Wylkinus Moldenhauwer
Moldenhauer	2	15	0	6		in Northeim 1397
Dreier/Dreher	20	44	10	(37)		Henning Dreyer 1398
Dreßler:Drechsler	0	13:18	0	0		Heyneke Dreslere 1327
Spillner:Spindler	5:1	8:3	1:1	1:0		(Hermen Spillendreyer 1367)
Discher:Tischer	0	0:3	0	0		Nycolaus Discher 1416

¹⁾ Dieser mittelalterliche Namensbeleg und alle folgenden finden sich, wenn nicht ausdrücklich eine andere Quelle angegeben ist, teils in der als Manuskript 1957 vervielfältigten Freiburger Dissertation von Winfried Scharf über „Personennamen nach Braunschweiger Quellen des 14. Jahrhunderts“, teils in den seit 20 Jahren im Braunschweiger Landesmuseum für Geschichte und Volkstum aufbewahrten handschriftlichen Auszügen des Namensforschers Otto Schütte aus Quellen des Braunschweiger Stadtarchivs vom 14. bis 18. Jahrhundert. — ²⁾ Märta Åsdahl-Holmberg, Studien zu den niederdeutschen Handwerkerbezeichnungen des Mittelalters. Leder- und Holzhandwerker (= Bd. 24 der Lunder germanistischen Forschungen, hrsg. v. E. Rooth). Lund 1950; hier S. 149. — ³⁾ a. a. O. wie ²⁾; hier S. 150/151. — ⁴⁾ Diesen Hinweis verdanke ich einer brieflichen Mitteilung von Privatdozent Dr. Walter Achilles in Barienrode aus seiner noch unveröffentlichten Habilitationsschrift „Braunschweigische Steuerpolitik im 17. und 18. Jahrhundert“. — ⁵⁾ Max Burhard, Die Bevölkerung des Fürstentums Calenberg-Göttingen gegen Ende des 16. Jahrhunderts. Die Calenbergische Musterungsrolle von 1585 und andere einschlägige Quellen (= Bd. 12 der Schriftenreihe der Ostfälischen Familienkundlichen Kommission). Leipzig 1935. — ⁶⁾ Werner Spieß, Bürger- und Gewerbeverzeichnis der Stadt Braunschweig von 1671. Braunschweig 1942. — ⁷⁾ G. Hassel und K. Bege, Geographisch-statistische Beschreibung der Fürstenthümer Wolfenbüttel und Blankenburg. 2 Bände. Braunschweig 1802/03.; hier Bd. I, S. 215. — ⁸⁾ a. a. O. wie ²⁾; hier S. 149. — ⁹⁾ a. a. O. wie ²⁾; hier S. 244. — ¹¹⁾ Franz Fuhse, Vom Braunschweiger Tischlerhandwerk (Bd. 1 der Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig). Braunschweig 1925; hier S. 6 (Fußnote) und 5.

Georg Martin Thiele, der Zellerfelder Kantor *Georg Philipp Telemanns*

von Herbert Lommatzsch

Georg Philipp Telemann (1681—1767) war zwischen 1694 und 1698, also im Alter von etwa 13 bis 17 Jahren Schüler der Lateinschule der Bergstadt Zellerfeld im Oberharz. Seine Mutter hatte ihn in diese Stadt und in die Obhut des dortigen Pfarrers Caspar Calvör (geb. 1651 in Hildesheim gest. 1725 in Clausthal) geschickt, weil die hier betriebene Bergbauwirtschaft und der dadurch geförderte mathematisch-technologische Unterricht an der Lateinschule in Zellerfeld ihren Sohn von seiner musikalischen Leidenschaft abbringen sollten. Die Abgeschlossenheit einer im Gebirge gelegenen Stadt, die hier lebende Beamtenschicht des Erzbergbaues, die Bräuche und Feste der Bergbaubevölkerung hatten aber gerade hier, in den beiden benachbarten Bergstädten Clausthal und Zellerfeld, ein vielfältiges musikalisches Leben hervorgerufen. In seinem Mittelpunkt standen die Kirche mit Orgel und Organisten, die Schule mit Schulchor und Kurrende, die Bergbehörde mit der Bergmusik und die Stadtbehörde mit ihren Stadtmusikanten. Um 1690 hatte die Harzer Kirchenbehörde sogar ein eigenes Gesangbuch in Clausthal drucken lassen. In Zellerfeld stand in der Person des Superintendenten Caspar Calvör ein Mann an der Spitze des geistigen und musischen Lebens, der musikalisch engagiert und interessiert war, und der auf diesem Gebiete sogar literarisch hervortrat. So ergaben sich eine Menge Anknüpfungspunkte für die erstaunliche

(und von Telemann selbst wiederholt betonte Tatsache); daß der junge Telemann in Zellerfeld entscheidende Anstöße für eine musikalische Betätigung erhielt, die sein Aufenthalt in dieser Industriewelt doch gerade verhindern sollte.

Nach Telemanns Mitteilungen in seiner Biographie war der eigentliche Anstoß für eine Tätigkeit als Komponist und Dirigent für den jungen Telemann eine Erkrankung des Kantors Georg Martin Thiele in Zellerfeld. Infolge dieser Erkrankung (Gicht) mußte Telemann bei einer bergmännischen Festveranstaltung die Musik zu einem gegebenen Text komponieren und sein Werk auch in der Zellerfelder St. Salvatoriskirche dirigieren.

Über die Person dieses für Telemann so wichtigen Kantors soll nun hier berichtet werden.

Der Kantor Georg Martin Thiele, über dessen Geburtsjahr und Geburtsort keine Nachrichten vorliegen, ist seit 1671 in Zellerfeld als Kantor nachweisbar. Die Zellerfelder Kirchenbücher, die erst mit dem Jahre 1672 einsetzen — Zellerfeld ist in diesem Jahre fast vollständig abgebrannt — enthalten für 1682 den Vermerk, daß Kantor Thiele eine Tochter Anna Magdalena hat taufen lassen. Paten waren der Superintendent Walther, der Oberbergmeister Flach und der Münzmeister Bornemann in Zellerfeld. Leider geben also auch diese Pateneintragungen keine Hinweise auf die Verwandtschaft Thieles oder seiner Frau. (Es war damals üblich, daß man möglichst hohe Bergbeamte als Paten wählte, um dadurch einen Patentaler zu erhalten). Anna Magdalena Thiele ist im Jahre 1705 in Zellerfeld verstorben. Georg Martin Thiele selbst stirbt im Jahre 1703, nachdem er bereits im Jahre 1700 sein Amt als Kantor niedergelegt hat. Auch diese Amtsniederlegung scheint ein Hinweis auf seine Kränklichkeit zu sein, die schon um 1696 dazu führte, daß Telemann für ihn komponieren und dirigieren mußte.

Über Thieles Frau ist aus den Kirchenakten zu vermerken, daß ein zwischen ihr und des Rektors Frau im Jahre 1679 ausgebrochener Streit geschlichtet wurde. 1689 wird ihr vorgeworfen, sie führe ein ärgerliches Leben, besonders sei sie „dem Gesöff ergeben“.

Im Oberharzer Heimatmuseum in Clausthal-Zellerfeld befindet sich eine schöne Altardecke, die 1682 von einem Ehepaar Georg Thiele und Dorothea Maria Ußlar gestiftet worden ist. Über eine etwaige Verwandtschaft zu Georg Martin Thiele ist nichts bekannt. In der Gegenwart und in den vergangenen Jahrhunderten treten Träger des Namens Thiele besonders um Buntenbock (bei Clausthal) auf, sie gehören der niederdeutschen Bevölkerung (früher vor allem Fuhrherren), nicht aber dem bergmännischen Bevölkerungsteil im Oberharz an.

Fließen demnach die Quellen über Lebensdaten und Familienverhältnisse des Kantors Thiele recht spärlich, so geben uns Berichte über Schule und Kirche aus dem Stadtarchiv Zellerfeld umso eingehender Einblicke in das tägliche Leben des Mannes, dem Telemann zweifellos wichtige Impulse für seine spätere musikalische Tätigkeit verdankt. Was wir da lesen, entspricht nun keineswegs immer den Vorstellungen, die wir von einer solchen Persönlichkeit zu haben pflegen. Immer wieder finden wir Herrn Kantor Thiele in Streitigkeiten mit anderen Standesgenossen verwickelt.

Anno 1689, den 20. Juli übergibt der Stollenschreiber und Ratsherr Lindemann bei Hochfürstlichem Consistorium zu Wolfenbüttel gegen den Kantor Thiele wegen grober Injurien eine Klageschrift und führt darin an, wie er auf dem Rathause durch öffentliche Deklaration, daß einige (Ratsherren) Bedenken hätten, mit ihm im Collegium zu sitzen, wenn er solche Injurien ungeahndet lassen würde.

Die Angelegenheit wird ebenso wie ein ähnlicher Beleidigungsprozeß, den der Stadtschreiber Eßken gegen Kantor Thiele angestrengt hatte, beigelegt.

Auszug aus dem Protokoll vom 3. September 1889: Stollenschreiber Lindemann wird gefragt, was er für Streitigkeiten mit dem Kantor Thiele hätte?

Lindemann: Der Kantor hätte ihn an dem Tage, als das Feuer in der Clausenthalischen Forst gewesen, in der Schenke allhier ausgescholten und gesagt: Der Hundsvögtische Stollenschreiber wäre ihm nicht gut ... (etc.) und solches wäre ihm vom Forstschreiber Busch im Ratskollegium vorgehalten worden.

Auch gegen den Stadtschreiber Eßken scheint Thiele das bekannte, durch Götz von Berlichingen berühmt gewordene Zitat angewendet zu haben. Kantor Thiele wirft allerdings seinerseits dem Stadtschreiber vor, dieser habe ihn „wacker auf einem Ehrengelage durch die praedicamenta gezogen“.

Zwischen dem Kantor Thiele und dem Subkonrektor Greve kommt es wegen der Arbeit in der Schule und wegen ihrer Einnahmen zu Streitigkeiten. Sie beginnen im Jahre 1671. Im Jahre 1678 werden beide vom Ratskollegium ermahnt, entweder in Güte sich untereinander zu vergleichen oder die Angelegenheit durch das Consistorium entscheiden zu lassen. Trotz einer Entscheidung durch das Consistorium gibt es neue Streitigkeiten, die am 20. August 1679 vom Superintendenten Walter entschieden werden.

1679 beklagt sich der Kantor Thiele über den Organisten Eggers, weil dieser ihn beleidigt habe.

Im April und Mai 1687 geraten der Kantor Thiele und der Subkonrektor Greve wieder aneinander und werden vom Superintendenten auf das unter Lehrkräften gebührende Verhalten hingewiesen. Der damalige Rektor Preis hatte sich über Streit unter seinen Lehrern beklagt.

Einen recht eigenartigen Eindruck macht innerhalb dieser Streitigkeiten eine Verhandlung über einen mißlungenen Versuch des Kantors und des Organisten, sich zu ihren sicherlich recht niedrigen Gehalt noch Nebeneinkünfte zu sichern. Folgendes können wir über diesen eigenartigen Vorgang einer Akte des Zellerfelder Stadtarchivs entnehmen:

„Verhandelt in Zellerfeld in der Nebenbergamtsstube. Anwesend: Der Hochwohlgeborene Berghauptmann von Hackelberg, Herr Superintendent Calvör und ich, Stadtschreiber Eßken.

Von seiner Hochwohlgeboren, Herrn Berghauptmann und vom Herrn Superintendenten wird dem Kantor Georg Martin Thiele und dem Organisten Eggers eröffnet, daß sie Auftrag hätten, sie beide vorzufordern und zur Rede zu stellen, warum sie sich unternommen, vor einiger Zeit und zwar im September vergangenen Jahres mit einer unbegründeten Vorstellung durch eine übergebene Denkschrift bei dem Fürstlichen Consistorium zu Wolfenbüttel einzukommen und wörtlich zu schreiben, daß auf den Communion-Bergstädten (= Grund, Wildemann, Lautenthal, Zellerfeld) der Brauch gewesen sei, aber hier zum Zellerfeld wegen der teuren Zeit in Abgang gekommen, daß, wenn Bräutigam und Braut in die Kirche kommen und sich trauen lassen wollen, etwas musiziert, oder, nach der Möglichkeit, ein deutscher Psalm gesungen worden sei. Ferner, wenn vom Hohen Consistorium die Erlaubnis gegeben worden sei, sich im Hause trauen zu lassen, daß dann anbefohlen worden sei, sich mit dem Kantor und dem Organisten abzufinden, so erfolge das doch niemals, es hätte sich auch keiner deshalb ange-

meldet. Deshalb gehe die Bitte an das Consistorium dahin, dieses möge zu befehlen belieben, daß diese gnädige Verordnung zu ihrem (d. h. des Kantors und des Organisten) besseren Auskommen wieder eingeführt werden und die von alters hergebrachte Nebeneinkunft (= Gebühr) sie in Zukunft genießen möchten.

Warum sie sich unterstanden, dem Hohen Consistorium zu schreiben ‚mit gesparten Wahrheit‘ (= mit falschen Angaben), daß allhier eine Gewohnheit oder Herkommen wäre, daß diejenigen, die öffentlich oder in den Häusern sich trauen ließen, notwendigerweise und gezwungen, auch wenn sie es nicht freiwillig liebten, eine Brautmesse durchführen müßten, so daß man daraus eine regelmäßige Nebeneinkunft ableiten müsse? Es würde ihnen diese ihre Verwegenheit hiermit im Auftrage des Consistoriums scharf zu verwiesen, und hätte man auch Ursache, sie deshalb scharf zu bestrafen, weil sie doch das Consistorium mit Unwahrheit betrogen und verursacht, daß daraus größere Ungelegenheiten entstanden wären, da es doch eine neue Last für die Bevölkerung geworden wäre.

Man wolle es aber zunächst bei der Verwarnung bewenden lassen, doch werde ihnen ernstlich verboten, sich dergleichen hinkünftig nicht zu unterstehen oder gewärtig zu sein, daß man sie ohne Nachsicht exemplarisch bestrafen werde.

Hierauf gesteht der Kantor Georg Martin Thiele, daß er in diesem Falle Unrecht getan habe und bittet um Verzeihung. Der Organist Eggers aber, ob er gleich seine Unterschrift anerkennen muß, will doch nicht zugeben, daß er seinerzeit die Unwahrheit geschrieben oder Unrecht getan habe, sondern meint, daß er deswegen noch viel einzuwenden habe. Er sei durch den Kantor verführt worden. Erst, als er weggeht, gibt er zu, Unrecht getan zu haben, es sei ihm leid und es werde niemand erleben, daß er dergleichen wieder tun wolle. Daraufhin sind die beiden entlassen worden, nachdem die Ermahnungen und Verwarnungen wiederholt worden sind.“

Das Schriftstück trägt kein Datum, die Ereignisse müssen sich zwischen 1692 und 1700 abgespielt haben.

Auch innerhalb der Lateinschule scheint die Tätigkeit von Kantor Thiele nicht über jeden Zweifel erhaben gewesen zu sein.

Als Kantor amtierte er damals neben dem Rektor und dem Konrektor. Er hatte die unterste Klasse, die Tertia, zu betreuen, soweit wir eine bleibende und ganz feste Regelung zwischen den Schulkollegen annehmen können. Außerdem unterstand dem Kantor der Schulchor und die Betreuung der Kurrendaner, einer Gruppe von Schülern, die auf Heischegängen sich ihren Lebensunterhalt für die Zeit des Schulbesuches verdienten. Ganz deutlich lassen sich die Abgrenzungen zwischen den Choristen, d. h. Mitgliedern der eigentlichen Lateinschule (Symphoniaci) und den Kurrendanern, zu denen auch wesentlich jüngere Schüler zählten, aus Mangel an Namenslisten und Altersangaben nicht ziehen. Über die Schultätigkeit von Kantor Thiele liegen um 1682 folgende Nachrichten aus Schulvisitationen vor:

„In der untersten Klasse muß der derzeitige Kantor (= Georg Martin Thiele) etwas mehr Fleiß anwenden, den Knaben das Buchstabieren recht deutlich beizubringen; denn wer dasselbe nicht recht gelernt, der wird nimmermehr recht und korrekt schreiben können.“

„Die Mitglieder des Schulchores sind zu ermahnen, daß sie vor den Häusern, aus denen sie wöchentlich mehr als vor den Türen der einfachen Bevölkerung

bekommen, nicht etwa nur ein oder zwei Strophen aus einem deutschen Lied singen und dann gleich weitergehen. Sie sollen vielmehr eine feine Motette oder ein Konzert aus ihren Chorbüchern vortragen.“

„Man hat mit Verdruß gesehen, daß die Chorschüler die Ausgabe der Motetten von Hammerschmidt im Chor bei sich gehabt haben. Man möchte aber, daß die vom Kantor angeschafften . . und für die hiesige Kirche gekauften musikalischen Sachen immer an Ort und Stelle sind, so daß kein Abgang geschehen kann.“

„Es kann der Herr Kantor auch Sorge tragen, daß die Kurrendejungen künftig auf der Straße und vor den Türen nicht allein fein ordentlich und Paar bei Paar an ihren gewöhnlichen Singetagen einhergehen und die Almosen erbitten, sondern, da unter diesen auch gute Choralisten sein mögen, welche die geistlichen Lieder aus ihren Gesangbüchern nach der gewöhnlichen Melodie fein rein singen können, so soll darauf geachtet werden, daß diese gut singen. Man hat bisher mit Mißfallen gehört, wie die genannten Knaben den Text der Lieder ganz falsch und verkehrt und außerdem kaum zwei Lieder, sehr lahm und unlieblich vor den Türen gesungen haben.“

Von dieser Welt der Bekümmernisse und Widerwärtigkeiten des Alltags und Schultages ist freilich nichts zu spüren im Bereich der hohen Kunst, in deren Dienst Georg Martin Thiele seine Kompositionen für Bergfeste und Kirchenfeste schrieb. Hier erhob man sich aus dem Wirrwar des Alltags zu allgemeinen religiösen Gedanken und Anliegen, man war voller Dankbarkeit, daß man von den großen Sorgen der Menschheit: Krieg, Hunger, Seuchen, verschont geblieben war:

„Das blutgenetzte Kriegerschwert,
Des dürren Hungers schwarzes Pferd,
Der bösen Seuchen finster Grab,
Wend, Herr, von uns in Gnaden ab!!

heißt es in einem Text zu Thieles Neujahrsmusik 1693/94, die vielleicht der junge Telemann mit angehört hat.

Und trotz aller schlimmen persönlichen Erfahrungen und Leiden scheint der Kantor Thiele voller Zuversicht, wenn er für die Neujahrspredigt am Nachmittag des 1. Januar 1694 folgende Verse „eifertigst entworfen hat“:

„So wird das Land von Gottes Segen triefen
Und Reichtum sein auch in den tiefsten Tiefen,
So wird uns untern Händen
Die güldne Zeit entstehn in allen Ständen.
So wird kein Leid, kein Unfall auf uns gehen:
So wird uns selbst der Himmel offen stehen
Und uns aus diesen Leiden
Erheben, wenn es Zeit, zu seinen Freuden!“

Für Georg Martin Thiele waren es gewiß Jahre des Leidens und der Krankheit, die nach dieser Kirchenmusik von 1694 folgten, eines aber wurde ihm beschied: er erhielt einen Schüler, der einer der berühmtesten und beliebtesten Komponisten der folgenden Jahrzehnte werden sollte, Georg Philipp Telemann. Ob der alte Kantor etwas vom Genie seines Zöglings und Schülers geahnt haben mag? Erlebt hat er nichts mehr vom Aufstieg und Ruhm Telemanns, denn er starb bereits im Jahre 1703.

Der Judenfriedhof von Gandersheim

von Kurt Kronenberg

Im Sommer ist er hinter dichten Hollunderbüschen verborgen; und selbst im Winter sehen nur wenige die alten Grabsteine, denn der Weg von der St. Georgskirche zur St. Georgshöhe wird dann selten begangen. Die Zweige einer weitverästelten Esche hängen tief herab und Efeu rankt sich an den Denkmälern einer vergangenen Welt empor und verdeckt die hebräischen Schriftzeichen, die den Betrachter wie Hieroglyphen anmuten, weil er sie nicht lesen kann. Wir treten durch die Pforte und schreiten den Mittelweg des Friedhofes empor, der ihn in zwei etwa gleichgroße Teile schneidet, und nun können wir auch die deutschen Inschriften lesen, die uns von Menschenschicksalen, den Freuden und Leiden eines Volkes erzählen, das sich selbst und seinem Glauben auch in fremden Lande treu blieb.

Wilhelm Raabe hat in seiner Novelle „Hollunderblüte“ den Judenfriedhof von Prag und ein Menschenschicksal beschrieben: „Seit tausend Jahren hatten sie hier die Toten des Volkes Gottes zusammengedrängt, wie sie die Lebenden eingeschlossen hatten in die engen Mauern des Ghetto. Die Sonne schien wohl, und es war Frühling und von Zeit zu Zeit bewegte ein frischer Windhauch die Hollunderzweige und -blüten, daß sie leise über den Gräbern rauschten und die Luft mit süßem Duft füllten; aber das Atmen wurde mir doch immer schwer und sie nennen diesen Ort Beth-Chaim, das Haus des Lebens?“

Ja, Beth-Chaim. Wohl wurde mir dieser Kirchhof zu einem ‚Haus des Lebens‘. Es beschwor ein Leben herauf, von welchem ich bis dahin keinen Begriff gehabt hatte. Weise, tugendhafte, fromme Männer und Frauen, edle Dulder und Dulderinnen, schöne Mädchen und Jünglinge erwachten aus einem Schlummer, der Jahrhunderte hindurch gewährt hatte, und ihre Schatten gewannen lebendigstes Leben. Bald stand ich mit allen diesen Leten aus einer unbekannten Welt auf Du und Du und glaubte an sie wie an die Gestalten meines eigenen Volkes.“

So alt wie in Prag ist der Judenfriedhof von Gandersheim nicht. Im Kirchenbuch der Stiftskirche lesen wir. „Isaac Samuel, des hiesigen Juden Samuel Simon oder sogenannter Schmul ehelichter Sohn starb am 10. August 1777 nachts um 11 Uhr am Brustfieber und ist den 11. August begraben, nachdem ihm vor dem Jürgen Thor von einem Garten am Wege vom Fürstlichen Amte eine Stelle angewiesen worden, seines Alters 27 Wochen.“

Seit 1770 war ein Jude namens Samuel in Gandersheim ansässig, wie dessen Sohn Joseph Bremer berichtete, der 1775 in Gandersheim geboren war, also wohl der Bruder des frühverstorbenen Kindes ¹⁾.

Vier Jahre später setzte man hier eine alte Frau bei, wohl die Großmutter des Kindes: „Frau Rachel geborene Meyer, des zu Groß-Freden verstorbenen Juden Schmul hinterlassene Witwe starb alhier den 19. May 1781 am Stickfluß und ward den 21. ejusdem auf dem vor dem Georgen Thor dem hiesigen Schutzjuden angewiesenen Begräbnisort begraben, ihres Alters 74 Jahr ²⁾“.

Es gab also damals nur eine jüdische Familie in Gandersheim, die unter dem Schutz des Herzogs stand und eine besondere Genehmigung besaß, hier zu wohnen. Noch bis 1848 mußten die Juden eine Genehmigung des Staatsministeriums einholen, wenn sie Bürger werden und ein Haus erwerben wollten. Sonst durften

sie sich nur während der drei Freimärkte in der Stadt aufhalten und Handel treiben. Als 1748 die fünfte Kompanie des Garnisonregiments nach Gandersheim verlegt wurde und die Wache an den Toren übernahm, wurde den Soldaten eingeschärft, sie dürften außerhalb der Märkte keinen Juden in die Stadt lassen, der keinen Schutzbrief des Herzogs vorlegen konnte ³⁾.

Joseph Bremer kaufte 1834 das Haus Moritzstraße Nr. 34 (Ass. Nr. 46), das soeben abgebrannt war und in dem er bereits lange Jahre zur Miete gewohnt hatte; er betrieb schon seit 30 Jahren ein Handelsgeschäft. Zu diesem Zeitpunkt konnte er sich darauf berufen, daß bereits zwei andere jüdische Mitbürger je ein Haus besaßen ⁴⁾.

Es war der Kaufmann Salomon Simson Friedheim (1772—1844), der 1805 das Bürgerrecht als der „Schutz- und Handelsjude Salomon Simson“ erworben und das Haus Steinweg Nr. 1 (Ass. Nr. 72) gekauft hatte ⁵⁾; noch 1806 der Schutzjude Simson genannt wurde, 1814 bereits „Herr Kaufmann Friedheim“ hieß.

In Braunschweig war man den Juden sehr geneigt, nachdem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand 1780 den Thron bestiegen hatte, in Gandersheim unterhielt die Abtissin Auguste Dorothee, seine Schwester, freundliche Beziehungen zu dem Bankier Israel Jacobson und nahm 1806 an der Einweihung der von ihm gestifteten Synagoge zu Seesen teil. Aber die gesetzlichen Schranken bestanden, bis 1806 das Herzogtum Braunschweig dem westphälischen Königreich unter Napoleons Bruder einverleibt wurde. Nun konnten die Juden als gleichberechtigte Mitbürger leben. Wenn auch zunächst mehr rechtlich als im Bewußtsein ihrer Umwelt; dazu sonderten sie sich zu sehr ab, vor allem durch ihren Glauben und ihre Speisevorschriften. Friedheim unterhielt eine Ellenwarenhandlung (Textilgeschäft) und war ein vermögender Mann. 1837 wird er als der Vorsteher der jüdischen Gemeinde genannt, der dafür sorgte, daß der Friedhof eingezäunt wurde, der damals nur 6 Ruten groß war ⁶⁾. Friedheims Grabstein ist noch erhalten (Nr. 10), wie auch der seiner Frau Betty (Nr. 11). Geschäft und Haus übernahm sein Sohn Simson Friedheim (geboren 2. 4. 1807), verheiratet mit Emma geb. Spiegelberg, der Gandersheim 1867 verließ und ins Hannöversche verzog. Nachfolger im Geschäft wurde der Kaufmann Salomon Philippson aus Bodenwerder (1806—1878) — Grabstein Nr. 24 — und dessen Sohn bis 1907.

Als zweiter Jude hatte der Lotteriekollekteur Simon David Rosenthal (1780 bis 1853) im Jahre 1822 ein Haus gekauft, Plan Nr. 4 (Ass. Nr. 208), heute Hagenschänke. Da die Genehmigung noch nicht vorlag, ließ er das Haus durch einen Strohmann erwerben, was der Gastwirt Ludwig Koch tat, doch wurde er noch im selben Jahr im Hypothekenbuch eingetragen ⁷⁾. Von ihm heißt es 1829: „Derselbe hat ein eigenes Haus, hat Lotteriegeschäft und verdient kaum so viel als zum Unterhalt seiner zahlreichen Familie (Frau und acht Kinder) nötig ist ⁸⁾.“ Das Grab seiner Frau Betty, deren Vorname nach dem Grabstein Buhne lautet, einer geb. Bremer, 1783—1864, ist erhalten (Nr. 25); sie führte nach dem Tode des Mannes das Lotteriegeschäft weiter mit Hilfe eines Collecteurgehilfen Levy Sander aus Sudheim (1803—1870), der auf dem Judenfriedhof liegt (Nr. 15); Die Tochter Röschen Rosenthal, die ebenfalls das Lotteriegeschäft geführt hatte, verkaufte 1874 das Haus an Adolf Riechelmann, der die Gastwirtschaft einrichtete.

1811 hatte sich der Jude Levi Heinz mit einem Ellenwarengeschäft en detail in Gandersheim seßhaft gemacht, nachdem er als Knabe „aus dem Reiche“ zu seinem Vetter Aron Heinz in Seesen gekommen war und bei ihm gelernt hatte. Er richtete nach der Rückkehr Herzog Friedrich Wilhelms von Braunschweig und

der westphälischen Zeit 1814 ein Schreiben an den Herzog, in dem er bat, ihm einen Schutzbrief zu erteilen⁹⁾. 1829 wird er in der Gemeindeliste Lewin Gerson Heins genannt, hatte Frau und vier eigene sowie ein angenommenes Kind: „wohnt zur Miete und besitzt kein Vermögen“; er verzog 1856.

1829 werden außer den genannten Familien noch Simon Bremer genannt (1773—1831) mit Frau und acht Kindern: „Derselbe hat keinen Erwerb, ist sehr arm und lebt von der Unterstützung seiner Glaubensgenossen.“ (Grabstein Nr. 7 und 8). Damals wohnten fünf Familien mit 39 Personen in Gandersheim.

1830 zog der Jude August Wilhelm Kramer zu, ein Seifensieder, aus Braunschweig gebürtig, der den Betrieb der Witwe Meinecke (Burgstraße Nr. 6 Ass. Nr. 153) führte und bei ihr in Kost und Logis war (Grab Nr. 16)¹⁰⁾. 1835 ließ sich der Tierarzt Joseph (Jessel) Fels (1803—1878) nieder (Grab Nr. 23), der 1853 Frau und fünf Kinder besaß. 1850 eröffnete der Kürschner Meyer Bremer (1819—1896) ein Mützensgeschäft und kaufte 1859 das Haus Moritzstraße Nr. 24 (Ass. Nr. 36), der mit seiner Frau auf dem Judenfriedhof liegt (Gräber Nr. 29 und 30). Schließlich richtete 1853 der Kaufmann Meyer Rosenthal (1823—1879), wohl ein Sohn des Lotteriekollekteurs, ein Geschäft ein (Grabstein Nr. 26). Die Gemeinde war also angewachsen, der Friedhof deshalb vergrößert worden.

Wir besuchen nun den Friedhof, der sich eine Höhe hinaufzieht und dabei etwas schmaler wird, wir gehen den Mittelweg hinauf, und betrachten die Grabsteine. 39 sind erhalten, der älteste von 1828 datiert (Nr. 6), andere aus früherer Zeit, doch können wir ihre Inschriften nicht mehr erkennen. Man begrub von links oben nach unten, dann neu von rechts oben nach unten. Die letzten Grabsteine wurden 1918 und 1921 gesetzt. Der Friedhof gehört heute dem Landesverband der Jüdischen Gemeinden von Niedersachsen e. V. in Hannover und umfaßt 350 qm.

Zu den schönsten Steinen gehört der älteste, der die Form der Gesetzestafeln hat, die Moses vom Berge Sinai brachte (Nr. 1); eindrucksvoll sind die beiden kleinen versunkenen Grabmale, die über und über mit hebräischen Schriftzeichen bedeckt sind; seltsam der rote Grabstein des Kaufmanns Salomon Herzheim: über zwei Säulen, deren Kapitelle und Basen reich gestaltet sind, schwingt sich ein romanischer Bogen mit einem Fries mit sieben Sternen, darüber ein dachartiger Aufbau (Nr. 19). Diese Form kehrt in grauem Sandstein noch einmal wieder (Nr. 27). Die beiden abgebrochenen Säulen (Nr. 32 und 38) deuten auf Jungverstorbene hin, deren Leben jäh abbrach. Es wurde roter und grauer Sandstein verwendet, nur die Ballinschen Gräber sind aus schwarzem Marmor (Nr. 37 und 39).

Die Gräber sind nach Osten ausgerichtet; die Grabsteine zeigen nach dieser Richtung die Namen der Verstorbenen und die Lebensdaten, während Worte des Gedenkens oder der Thora (= Gesetz = Die fünf Bücher Mose) auf der Rückseite stehen.

Die jüdische Gemeinde in Gandersheim war zu klein, um eine eigene Synagoge zu haben, die nächste war in Seesen, wo sie 1806 unter Teilnahme der Gandersheimer Äbtissin Auguste Dorothee eingeweiht worden war. Über das gottesdienstliche Leben in unserer Stadt berichtete 1853 der Landesrabbiner Dr. Herzfeld von Braunschweig: „Die Gandersheimer Synagoge im Hause des hiesigen Vorstehers Rosenthal (im Hause Plan Nr. 4, Ass. Nr. 208) ist seit einiger Zeit ganz unbesucht geblieben, weil in ihr der Raum für die Frauen allzu beschränkt war. Nun aber ist es jüngst mir gelungen, den erwähnten Rosenthal und den Kaufmann Friedheim zu einer Übereinkunft zu bewegen, daß ersterer auf seine Kosten den

Raum für die Frauen etwas erweitern lasse und diese Ausgabe von 25 Thalern ihm ersetzt werde." ¹¹⁾)

Das Jahr 1867 war ein Markstein in der Geschichte der Gandersheimer Juden. Damals trat der Kaufmann Louis Ballin (1834—1918) aus Echte in das Geschäft von Adolph Bremer ein, das dieser unter der Firma seines Vaters Joseph Bremer führte; Adolph Bremer war mit Ballins Schwester Anna verheiratet. Mit ihm kamen seine Eltern Heinemann Ballin und Dorothea geb. Frankenfeld nach Gandersheim. Louis Ballin war mit einer Verwandten aus Hannover namens Anna Ballin verheiratet; sie zogen in das Haus Moritzstraße Nr. 40 Ass. Nr. 4, bis Ballin 1889 die Villa Hildesheimer Straße Nr. 5 (Ass. Nr. 232) erbaute, noch heute ein ansehnliches Haus. Nun kam Leben in das Geschäft, das Bremer in der Moritzstraße 33 und 34 (Ass. Nr. 45 und 46) betrieb, aus dem Textilgeschäft wurde ein Bankgeschäft, durch das die Inhaber sehr vermögend wurden.

Oskar Ballin, Sohn des Louis, schrieb in seinem Büchlein: „Die Familie Bremer“, Druck von C. F. Hertel, Gandersheim 1913, S. 65: „Von Gandersheim aus wurde eine Filiale in Holzminden gegründet, in die später Jakob Ballin, der zweite Sohn des Heinemann, eintrat; eine weitere Filiale wurde nach Seesen gelegt. Von dem Stammhaus aus entwickelte sich auch die Firma Louis Bremer und Co. in Braunschweig.“ Louis Bremer, Sohn des Adolph (1862—1915) wurde auf dem Gandersheimer Judenfriedhof beigesetzt, obwohl er in Braunschweig verstorben war (Grab Nr. 32).

1871 wurde Louis Ballin Vorsteher der jüdischen Gemeinde, 1876 Stadtverordneter und 1877 Mitglied des Magistrats, seit 1879 mit dem Titel Stadtrat. In dieser Eigenschaft vertrat er oft den Bürgermeister, vor allem im Weltkrieg, als dieser zum Militärdienst eingezogen wurde. Er war unermüdlich für die Stadt Gandersheim tätig; und setzte sich ein besonderes Denkmal, als er 1911 das älteste und schönste Haus Gandersheims, den Bracken am Markt, rettete und prächtig herrichten ließ. Man verlieh ihm deshalb das Ehrenbürgerrecht ¹²⁾). Er starb am 22. März 1918 und ließ auf seinem Grabstein (Nr. 24 auf dem Judenfriedhof) neben seinem Wappen den Wahlspruch meißeln: „In Treue fest“. Er erlebte den Niedergang Deutschlands nicht mehr; er hätte ihn ebenso schwer empfunden wie sein berühmter Namensvetter Albert Ballin, der Generaldirektor der Reederei HAPAG in Hamburg, der deswegen seinem Leben selbst ein Ende machte.

Louis Ballin hatte die Synagoge in sein Geschäftshaus Moritzstraße 32 (Ass. Nr. 45) aufgenommen, wie sein Sohn Oskar schrieb (S. 65): „Das Geschäftshaus der Firma Joseph Bremer, das von jeher der Gandersheimer Synagoge Obdach gewährt hatte, bewahrt in einem besonderen Zimmer das ehemalige Synagogeninventar und die Gedenkstücke der Familien Ballin und Bremer auf“.

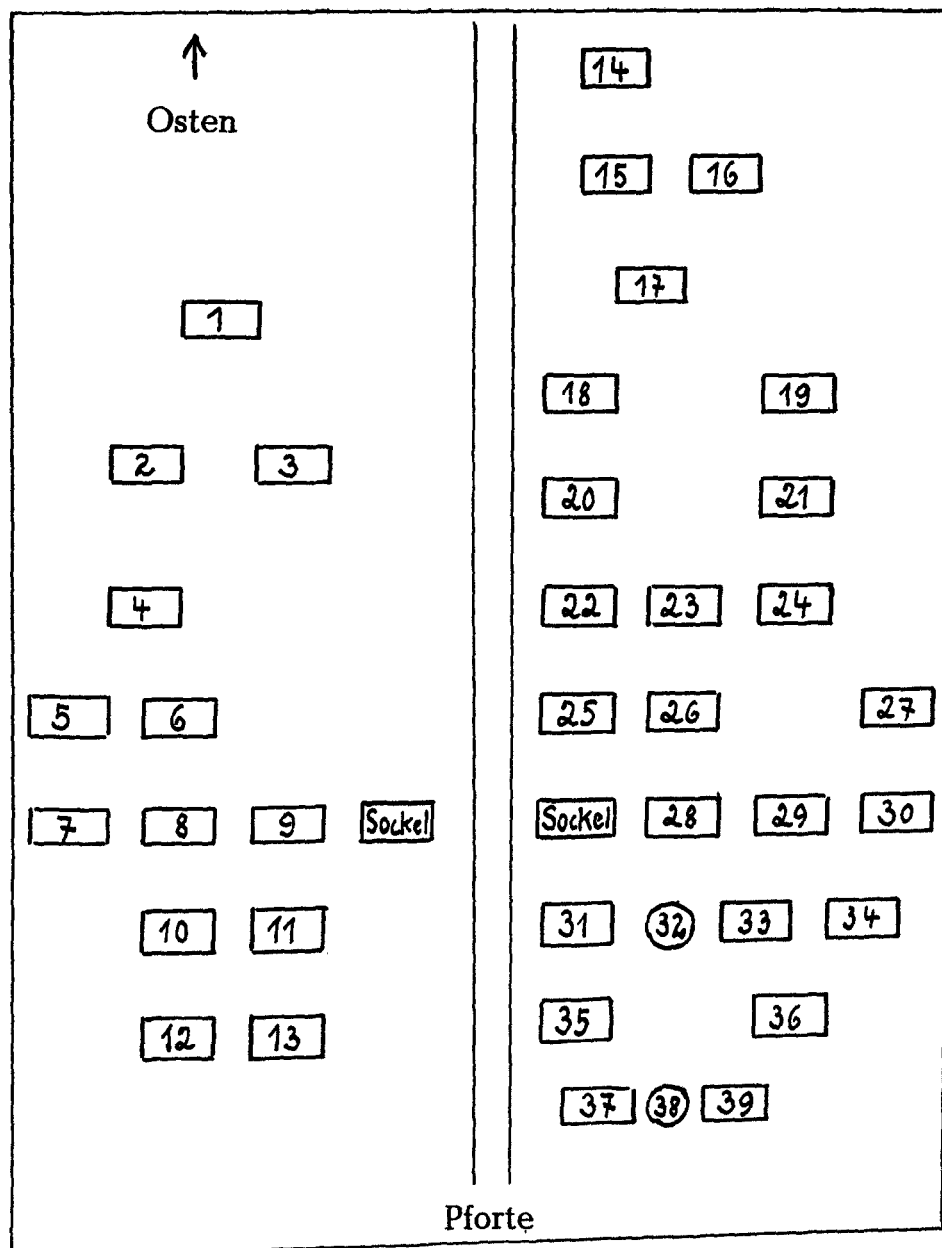
Mit dem Tode von Louis Ballin können wir die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Gandersheim schließen. 1931 lebten noch zwei jüdische Familien hier: Josef Bendix im Hause Moritzstraße 22, der bald nach Amerika auswanderte, und Max Rosenbaum, Neuestraße 1, die auch nicht mehr lange blieben.

Anmerkungen:

¹⁾ Staatsarchiv Wolfenbüttel L Neu 129 A Gruppe 13 Nr. 6. — ²⁾ Kirchenbuch der Ev.-luth. Stiftskirchengemeinde Bad Gandersheim im Staatsarchiv Wolfenbüttel. — ³⁾ 17 N 2367. — ⁴⁾ wie Anm. 1. — ⁵⁾ 17 N 1. — ⁶⁾ 17 N 939. — ⁷⁾ L Neu 47 Gruppe 5 Nr. 340 Bl. 18 und 47. — ⁸⁾ 17 N 937. — ⁹⁾ Original im Gandersheimer Heimatmuseum. — ¹⁰⁾ wie Anm. 1 Nr. 7. — ¹¹⁾ 17 N 938. — ¹²⁾ Gandersheimer Kreisblatt 1918 Nr. 49.

Verzeichnis der Grabsteine

- Nr. 1 Grabstein in Form der beiden Gesetzestafeln, Grauer Sandstein, Höhe 1,10 m, Breite 88cm, Sockel 30 cm.
Vorderseite: Inschrift weitgehend zerstört: „Hier ruhen / die Geschwister / H.... Welin... Rosent...“.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 2 Grabstein mit halbrundem Oberteil, Roter Sandstein, ragt nur noch 50 cm über den Erdboden, 41 cm breit.
Vorderseite unleserlich.
Rückseite völlig mit hebräischen Schriftzeichen bedeckt.
- Nr. 3 Grabstein mit halbrundem Oberteil, Roter Sandstein, ragt 70 cm über den Erdboden, 39 cm breit.
Vorderseite unleserlich.
Rückseite völlig mit hebräischen Buchstaben bedeckt.
- Nr. 4 Grabstein mit halbrundem Oberteil, zu dem ein Karnies überleitet, Grauer Sandstein, Höhe 1,07 m, Breite 71 cm, Sockel 17 cm.
Vorderseite: Hier ruhet / Kaufmann Bremer / geboren 18. April 1825 / gest. 26. November 1847.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 5 Grabstein mit kunstvoll ausgearbeitetem Aufbau in verschiedenen Rundungen, zu dem ein Karnies überleitet. Roter Sandstein, sehr eingesunken, ragt 86 cm über den Erdboden, Breite 63 cm.
Vorderseite: Inschrift völlig verwittert.
Rückseite: Hebräische Schriftzeichen.
- Nr. 6 Grabstein mit halbrundem Oberteil, zu dem ein Karnies überleitet. Roter Sandstein, Höhe 1,08 m, Breite 57,5 cm, Sockel 30 cm.
Vorderseite: Hier ruhet in Gott / Joseph Rosenthal / geb. d. 13. Febr. 1812 / gest. 21. Jan. 1828.
- Nr. 7 Grabstein mit halbrundem Oberteil, zu dem ein Karnies überleitet. Roter Sandstein. Höhe 1,10 m, Breite 58 cm, Sockel 30 cm.
Vorderseite: Hebräische Inschrift, darunter: Hier ruhet / Sprinzchen Bremer / geb. 1775 gest. 1842.
- Nr. 8 Grabstein wie Nr. 7, Höhe 1,10 m, Breite 58 cm, Sockel 30 cm.
Vorderseite: Hebräische Inschrift, darunter: Hier ruhet / Simon Bremer / geb. 1773 gest. 1831.
- Nr. 9 Grabstein wie Nr. 7 und Nr. 8.
Vorderseite: Hebräische Inschrift — ohne Zusatz.
- Nr. 10 Grabstein mit dreiteiligem Aufbau (Sockel, Inschriftentafel und Bedachung), Höhe 1,68 m, Breite der Mitteltafel 60 cm, außerdem ein zweiter Sockel von 15 cm.
Vorderseite: Hier ruhet / der Kaufmann / Salomon Friedheim / geboren / den 3. April 1772 / gestorben / d. 8. Juni 1844.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 11 Grabstein wie Nr. 10.
Vorderseite: Hier ruhet / die Ehefrau / des Kaufmanns Salomon Friedheim / Betty geb. Bal(Rest undeutlich).
Rückseite: Hebräische Inschrift.



Weg von der St. Georgskirche zur St. Georgshöhe

Lage der Grabsteine des Gandersheimer Judenfriedhofs

- Nr. 12 Grabstein mit halbrundem Oberteil, zu dem ein Karnies überleitet. Grauer Sandstein, Höhe 1,30 m, Breite 60 cm, Sockel 20 cm.
Vorderseite: Hier / ruhet in Gott / die Ehefrau des Steueraufsehers J. Bremer / Betti geb. Friedberg / geb. den 15. Juni 1817 / zu Gifhorn / gest. den 1. Juni 1858.
Vorderseite: „Vater! früh hast du sie mir entrissen / Warum? weiss allein dein weiser Plan. / Frei ist sie jetzt von allen Kümernissen / Seligkeit wird sie bei dir empfahn.“
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 13 Grabstein mit kunstvoll gestaltetem Oberteil, der aus einem Aufbau mit verschiedenen Rundungen besteht und zu dem ein Karnies überleitet. Grauer Sandstein, Höhe 1,27 m, Breite 61 cm.
Vorderseite: Hier / ruhet in Gott / Henriette Bremer / geb. 20. April 1814 / gest. 13. August 1857.
Vorderseite: „O wie selig bist du doch, du Fromme / die du durch den Tod zu Gott gekommen / du bist entgangen / allen Leiden die uns noch empfangen.“
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 14 Grabstein mit einem Oberteil aus mehreren Rundungen, zu dem ein Karnies überleitet. Grauer Sandstein. Höhe 1,30 m, Breite 1 m.
Vorderseite: Inschrift stark zerstört: Hier ruht in Gott / Buhne Bremer / geb. 2. Mai 1806 / Gest. 17. Januar 1868.
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 15 Grabstein, viereckig mit Leiste um die Inschrift, beschädigt. Grauer Sandstein. Höhe 1,20 m, Breite 60 cm, Sockel 30 cm.
Vorderseite: Hier ruhet / Sander Levy / geb. zu Sudheim / geb. den 16. Octb. 1803 / gest. hieselbst / den 27. Januar 1871.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 16 Grabstein mit halbrundem Oberteil. Roter Sandstein. Höhe 1,03 m, Breite 62,5 cm, Sockel 18 cm.
Vorderseite: Hier ruhet / Wilhelm Cramer / geb. zu Braunschweig / am 14. April 1798 / gest. zu Gandersheim / am 9. December 1872 / Sanft ruhe seine Asche.
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 17 Grabstein, dreigeteilt: Inschriftentafel mit Aufsatz auf Sockel. Roter Sandstein. Höhe 1,65 m, Breite der Inschriftentafel 57 cm.
Vorderseite: Samson Blumenthal / Geb. den 2. Juni 1802 / in Moritzberg / Gest. den 9. März 1875.
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 18 Grabstein wie Nr. 17.
Vorderseite: Hier ruhet / Sophie Lichtenhal / geb. Oppenheim / geb. am 6. August 1802 / gest. am 28. November 1880.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 19 Grabstein in Gestalt eines Tempels: über zwei Säulen, deren Kapitelle und Basen reich geschmückt sind, schwingt sich ein romanischer Doppelbogen mit sieben Sternen, darauf eine reich gezierte Bedachung. Höhe 94 cm. Er steht auf drei Sockel von 32, 40 und 20 cm Höhe. Inschrift verwittert. Roter Sandstein.
Vorderseite: Hier ruhet / die Ehefrau des Kaufmannes / Salomon Herzheim / Friederike geb. Bendix.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 20 Grabstein mit halbrundem Oberteil, zu dem ein mehrfacher Karnies überleitet. Roter Sandstein. Höhe 1,25 m, Breite 60 cm, Sockel 45 cm.
Vorderseite: Hier / ruhet in Gott / Witwe des Cantors Sonnenthal / Jette geb. Bremer / aus Wolfenbüttel / geb. am 22. März 1801 / gest. am 29. August 1883.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 21 Grabtafel, auf geneigtem Untersatz liegend. Grauer Sandstein. Tafel: 36 × 46 cm: Hier ruht / Richard Fels / aus Hamburg / geb. d. 1. Februar 1881 / gest. 9. August 1888.



Grabsteine des Gandersheimer Judenfriedhofes

- Nr. 22 Grabstein mit halbrundem Oberteil, der kleiner ist als der Inschriftenteil und durch ein herausragendes Karnies angefügt ist. Roter Sandstein. Höhe 1,35 m, Breite des Mittelteils 54 cm, Sockel 37 cm.
Vorderseite: Hier ruht / Werner Fels / geb. am 22. Juni 1848 / gest. d. 22. November / 1875 / Sanft ruhe seine Asche.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 23 Grabstein wie Nr. 22.
Vorderseite: Hier ruht / d. Thierarzt / J. Fels / geb. 3. März 1803 / gest. 10. April 1878.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 24 Grabstein mit Inschriftentafel, eingefast von einer umlaufenden Kante mit Eckverzierungen, darüber dreigeteilte vorstehende Bedachung. Höhe 1,40 m, Breite 57 cm, Sockel 32 cm. Grauer Sandstein.
Vorderseite: Hier ruht / Salomon Philippson / geb. den 8. Juni 1806 zu Bodenwerder / gest. den 18. April / 1878.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 25 Grabstein mit hohem Aufsatz, halbrund über Karnies, der vorragt. Grauer Sandstein. Höhe 1,10 m, davon Aufsatz 35 cm, Breite 54 cm, Sockel 25 cm.
Vorderseite: Hier ruht in Gott / die Ehefrau des Collecteurs / Simon Rosenthal Buhne / geb. Bremer / Geb. den 21. December 1783 / Gest. den 20. November 1864.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 26 Grabstein wie Nr. 25.
Vorderseite: Hier ruht / Meyer Rosenthal / geb. 10. Nov. 1823 / Gest. 25. Febr. 1829.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 27 Grabstein wie Nr. 19, nur grauer Sandstein. Höhe 90 cm, beschädigt.
Vorderseite: Hier ruhet / der Kaufmann / Salomon Herzheim / aus Jessnitz in Anhalt / gestorben im Alter von 85 / Jahren am 29. Juni 1896 / Friede seiner Asche.
Rückseite: Hebräische Inschrift.

- Nr. 28 Grabstein mit schlichter Inschriftentafel und vierfacher Bedachung auf Sockel. Grauer Sandstein. Höhe 1,42 m, Breite 53 cm, Sockel 40 cm.
Vorderseite: Meta Ballin / geb. in Echte / den 12. August 1819 / gest. 20. May 1869.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 29 Grabstein wie Nr. 28, nur ist der Inschriftenteil durch eine erhabene Kante herausgehoben, die Ecken sind abgeschrägt.
Vorderseite: Hier ruht in Gott / der Kürschner Meier Bremer / Geb. 12. Dec. 1819 / Gest. 19. Dec. 1896.
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 30 Grabstein wie Nr. 29.
Vorderseite: Hier / ruht in Gott / Amalie Bremer geb. Pintus / Geb. 7. März 1821 / Gest. 28. Febr. 1901.
Rückseite ohne Inschrift.
- Nr. 31 Grabstein wie Nr. 29.
Vorderseite: Hier ruht / der Kaufmann / Adolph Bremer / geb. den 1. Juni / 1827 / Gest. den / 8. März 1871.
Rückseite: Hebräische Inschrift.
- Nr. 32 Abgebrochene Säule aus grauem Sandstein mit aufgesetztem Wappen (Zirkel, Dreieck) in Blumenranken und ovaler Inschriftentafel: Hier ruhet / Louis Bremer / geb. 3. März 1862 hier / gest. 14. 2. 1915 / in Braunschweig / In Treue fest.
- Nr. 33 Grabstein wie Nr. 29.
Vorderseite: Hier ruhet / Frau / Henriette Bremer / geb. Ballin / Geb. 19. Febr. 1836 / Gest. 2. Oct. 1905.
Rückseite: Dem Auge fern / dem Herzen / ewig nah / Ruhe sanft / liebe Mutter.
- Nr. 34 Grabstein wie Nr. 29.
Vorderseite: Hier ruhet / Fräulein / Röschen Bremer / Geb. 12. Jan. 1817 / Gest. 10. März 1903.
Rückseite: Du warst / eine liebe Seele / Wir gedenken Dein / in Liebe.
- Nr. 35 Grabstein, Mittelteil mit eingesetzter Inschriftentafel aus schwarzem Marmor (86 cm), auf Sockel (48 cm) mit reicher Bedachung über herausragendem Karnies (35 cm). Grauer Sandstein.
Inschrift: Hier ruhet / mein / geliebter Mann / der Kaufmann / Louis Lichtenthal / Geb. 18. Nov. 1841 / Gest. 24. Sept. 1900 / Ruhe in Frieden.
- Nr. 36 Grabstein aus schwarzem Marmor, Vorderseite poliert, Höhe 86 cm, Breite 60 cm, auf Sockel von grauem Dolomitstein.
Inschrift: Hier ruht / meine gute Mutter / Pauline Lichtenstein / geb. Ildau / Geb. 21. Febr. 1832 / Gest. 31. März 1903.
- Nr. 37 Grabstein aus schwarzem Marmor, Vorderseite poliert, Höhe 1,30 m, Breite 64 cm, nach oben verjüngend.
Inschrift: Hier ruht / der Stadtrat / Louis Ballin / geb. zu Echte / am 3. November 1834 / gest. zu Gandersheim den 22. März 1918. Darunter Wappen: brennende Kerze im Dreieck, umgeben von Strahlen. Darunter: In Treue fest.
- Nr. 38 Abgebrochene Säule aus grauem Sandstein, 1,05 m hoch, 25 cm Durchmesser. Inschrift verwittert, noch zu lesen: Hier ruht / Oscar Ballin / / gest. zu Braunschweig / ... 1915. Wappen wie auf Nr. 37.
- Nr. 39 Grabstein wie Nr. 37.
Inschrift: Anna Ballin / geb. Ballin / geb. 25. Nov. 1858 / gest. 6. Sept. 1921.

Die Auswanderung der Corrigenden der Correctionsanstalt in Bevern nach den Vereinigten Staaten von Amerika 1847-1871

von Heinz Röhr

Seit 1833 befand sich in dem ehemaligen Schloß der Braunschweiger Herzöge in Bevern eine „Correctionsanstalt“. Es war kein Gefängnis wie in Wolfenbüttel und Braunschweig, sondern eine Erziehungs- und Besserungsanstalt, in der Arbeitsscheue, Herumtreiber und Trunksüchtige in der Zeit von einem oder mehreren Jahren zur Ordnung angehalten und zu geregelter Arbeit erzogen wurden. Viele haben dort ein Handwerk gelernt, konnten wegen guter Führung vorzeitig entlassen werden und haben sich später im Leben bewährt. Verbrecher im eigentlichen Sinne fanden keine Aufnahme in Bevern.

Wenig bekannt ist, daß von dieser Besserungs- und Arbeits-Anstalt Bevern, die bis zum 31. 12. 1870 bestanden hat, viele ehemalige Insassen nach ihrer vorzeitigen Entlassung mit finanzieller Unterstützung der Regierung des Herzogtums Braunschweig nach Amerika geschickt worden sind. Die Regierung der Vereinigten Staaten lehnte grundsätzlich die Aufnahme von „Verbrechern“ in ihr Land ab, und so kam es wiederholt zu Protesten der Vereinigten Staaten bei der Regierung in Braunschweig. Der erste erfolgte im Dezember 1847. Die Regierung in Braunschweig wurde darin zur Berichterstattung über die strittige Frage aufgefordert. In ihrem Antwortschreiben stellte die Braunschweiger Regierung folgendes fest: „Die von Ew. Hochwohlgeboren gewünschte Nachricht über die Förderung der Auswanderung von Verbrechern nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika können wir nur dahin ertheilen, daß hier im Herzogthum eigentliche Verbrecher niemals zur Auswanderung nach America unterstützt sind. Dagegen ist es allerdings vorgekommen, daß solchen mittellosen Personen, welche wegen ihres Betragens eine längere Zeit in Besserungsanstalten detinirt worden sind, bei anscheinend eingetretener, durch den Aufenthalt in solchen Anstalten herbeigeführter Besserung ihres sittlichen Verhaltens und wenn sie den Wunsch geäußert, unter veränderten Verhältnissen in entfernteren Gegenden ihr Fortkommen zu suchen, Unterstützungen zur Auswanderung nach America aus öffentlichen Mitteln bewilligt sind.“

Die Auswanderung von ehemaligen Corrigenden der Erziehungsanstalt Bevern wurde nach wie vor mit staatlichen Mitteln weitergeführt. Am 11. 5. 1855 berichtete der Direktor der Besserungs- und Arbeitsanstalt in Bevern an den Kreisdirektor Hohnhorst in Braunschweig, daß er bis zu diesem Zeitpunkt 287 ehemalige Insassen seiner Anstalt nach Amerika geschickt habe. Irgendwelche Schwierigkeiten beim Transport oder bei der Ankunft in Amerika seien nicht aufgetreten. Allerdings verhielten sich die amerikanischen Behörden in den einzelnen Hafenstädten verschieden. „In New York ist man jetzt am schwierigsten wegen der Einwanderung, in Baltimore weniger. In Quebeck und New Orleans wird am nachsichtigsten gehandelt.“ Er fügte hinzu, daß er häufig Briefe aus Amerika von ehemaligen Corrigenden der Erziehungsanstalt Bevern erhalten habe, und legte einen Brief von Franz Meyer, den er in Bevern im Schuhmacher-Handwerk unterweisen ließ, bei. Der sehr anschaulich geschriebene Brief hatte folgenden Inhalt:

Gallagherwill, den 11. 2. 1855

Hochgeehrter Herr Director!

Es kann doch nicht verbleiben, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben und mein jetziges Leben kund zu thun. Wir sind den 10. Oct. von Brake abgefahren und sind 46 Tage auf dem Wasser gewesen. Wir haben aber so eine schlechte Fahrt gehabt, daß, wenn das Schiff irgendwo gelandet wäre, der vierte Theil nicht auf dem Schiff geblieben wäre. Als wir 8 Tage auf dem Wasser waren, da waren wir so voll Ungeziefer, daß wir bald waren aufgefressen, und die Blattern waren dermaßen auf dem Schiff, daß fast keiner ist übrig geblieben. Wir hatten 10 Matrosen, von denen sind nur 3 gesund geblieben. Der Kapitän hat müssen selbst Matrose spielen. 5 Kinder sind gestorben. Von meinen Landsleuten kann ich Ihnen weiter nichts schreiben, als daß Keller dreimal die fallende Krankheit gehabt hat. Wir haben so viel Sturm die erste Nacht gehabt, daß der Kapitän den Willen hatte, wieder zurück zu fahren. Aber es wurde besser, so daß wir nach vier Tagen sind durch England gekommen. Nachher hat der Sturm nicht aufgehört, da hat es Beulen an die Köpfe gegeben. Einer hat sogar den Arm beim Essen gebrochen. Ich könnte Ihnen noch mehr schreiben, aber ich denke, das wird von dem Schiff genug sein.

Als wir anlandeten, bin ich zu einem deutschen Schuhmacher, welcher an dem Schiff in Arbeit war, gekommen. Aber ich bin nicht lange da geblieben. Dann kam ich zu einem anderen Deutschen, ich konnte mit ihm aber nicht überein kommen. Da bin ich 8 Tage im Hospital gewesen, aber die Krankenhäuser sind nicht so wie in Deutschland. Ich habe es die erste Zeit manchmal bereut, daß ich ausgewandert bin. Ich hatte noch einige Dollar in der Tasche, da kam es mir in den Kopf zu reisen. Aber mein Gott, wo blieb mein Geld? Meister Ziegenhirt, dem war es zu viel, daß er uns in Brake des Tags einen Thaler geben mußte. Da sollte er aber nach America kommen, da klingt es anders, da muß man für eine Nacht einen Dollar geben. Wie ich zu ersten Mal zu einem Amerikaner kam, da machte ich große Augen, als sie den Tisch deckten. Da konnte ich nicht durchfinden. Seit der Zeit bin ich zu keinem Deutschen wieder gegangen. Man verdient viel, es kostet aber auch, und es ist mir am Anfang schwer bei den Americanern geworden. Aber dann habe ich ein Sprichwort gelernt, welches heißt: Aller Anfang ist schwer. Ich habe die englische Sprache bald gelernt, daß sich die Leute wunderten, wenn sie mich fragten, wie lange ich im Lande war. Gut kann ich bis jetzt nicht von America schreiben, denn diesen Winter sind es hier so schlechte Zeiten, daß in New York Tausende herum laufen, die keine Arbeit haben. Und wer in America keine Arbeit hat oder nicht arbeiten kann, dem geht es schlecht, denn das Betteln ist in America keine Mode. Sagen Sie zu Wilhelm Hellwig, daß, wenn er noch den Willen hätte, nach America auszuwandern, er ja die Schuhmacherei auslernen solle, das tut ihm da gut. 1 Paar Stiefel kostet hier 6 Dollar. Auch der Lohn ist hier etwas besser. Da gibt es für ein Paar Sohlen 1½ Dollar Machelohn. Ich wohne in Gallagherwill, 150 Meilen hinter New York. Ich habe in der ersten Zeit viel müssen aushalten, denn ich war der einzige Deutsche in der Stadt. Die Amerikaner Kinder sind recht ungezogene Buben. Grüßen Sie Meister Becker, grüßen Sie alle.

Hiermit empfiehlt sich ganz gehorsamst

Fränzis Meyer

1857 erfolgte eine Beschwerde der englischen Regierung wegen Begünstigung von „Verbrechern“, die braunschweigische Staatsangehörige waren. Dazu wurde festgestellt, daß 1853 1 Insasse, 1855 12 Corrigenden der Besserungs-Anstalt Bevern zum Teil auf Kosten des Staates nach Quebeck gebracht worden waren. „Der ursprüngliche Bestimmungsort dieser sämtlichen Personen war aber nicht die genannte englische Colonie, vielmehr sollten dieselben, den mit dem Schiffsmakler abgeschlossenen Contracten zufolge, nach Baltimore befördert werden, haben jedoch vermuthlich infolge einer Speculation des Schiffsmaklers, indem in der Zeit zwischen dem Abschlusse des Contracts und der Ausführung des Transports eine Erhöhung der Überfahrtspreise eingetreten war, nach Quebeck transportiert werden müssen.“ Der Gesandtschaft Großbritanniens wurde am 28. 8. 1857 folgende Antwort übermittelt: „Ew. Exzellenz haben wir die Ehre auf die gefällige Zuschrift vom 26. Juni dieses Jahres ganz ergebenst zu erwidern, daß nach den von uns veranlaßten Ermittlungen von den Behörden des hiesigen Landes Verbrecher zur Auswanderung nach britischen Colonien nicht abgesandt worden sind.“

Bedenklicher für die Regierung in Braunschweig war eine Beschwerde des früheren hanseatischen Generalkonsuls Schumacher in Baltimore im Auftrage der amerikanischen Regierung an den Deutschen Bund am 9. 2. 1869. Darin wurde berichtet, eine Auswanderin hätte gestanden, früher Insassin der Besserungs-Anstalt Bevern gewesen zu sein und gleiches für 7 weitere Personen auf dem Auswanderer-Schiff behauptet. Alle wären mit finanzieller Unterstützung der Braunschweiger Regierung nach Amerika geschickt worden. In dem Schreiben des Kanzlers des Norddeutschen Bundes an die Braunschweiger Regierung vom 28. 3. 1869 wurde betont: „Sollte ein derartiges Verfahren im dortseitigen Staatsgebiet in der That stattfinden, so würde der Unterzeichnete auf Änderung desselben allerdings sehr großes Gewicht zu legen haben, da die Fortsetzung solcher Übersiedlung entlassener Sträflinge aus Norddeutschland nach Nordamerika nicht nur das Gelingen der zwischen dem Norddeutschen Bunde und der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika jetzt schwebenden Verhandlungen über den Abschluß eines zum Schutze der Auswanderer bestimmten Vertrages zu gefährden, sondern auch die sonstigen Beziehungen zwischen den beiderseitigen Regierungen in unerwünschter Weise zu trüben geeignet sein dürfte.“ In ihrem Antwortschreiben stellte die Regierung in Braunschweig fest: „Die in dem Schreiben des Herrn Schumacher genannten Personen waren keine wegen gemeiner Verbrechen verurtheilte Gefängnisstrafen abbüßende Sträflinge, sondern vielmehr Corrigenden, welche in der durch das Gesetz vom 29. 7. 1833 errichteten, ganz andere Zwecke verfolgenden Besserungs- und Arbeitsanstalt zu Bevern detinirt worden. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika nach gleichen Grundsätzen und gleicher Strenge auch Personen dieser Art könnte fern halten wollen wie entlassene Sträflinge.“

Die Braunschweiger Regierung verfuhr jetzt etwas vorsichtiger bei der Auswahl der Corrigenden für die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten. So wurde z. B. die Auswanderung der Johanne Weidemann und ihrer beiden unehelichen Töchter abgelehnt, trotzdem sie der Kreisdirektor von Holzminden am 5. 7. 1869 mit folgenden Worten empfohlen hatte: „Die Auswanderung einer solchen Familie, welche die öffentliche Ordnung und Sicherheit in hohem Grade gefährdet, den Landes-Strafanstalten noch oft anheim fallen und bei ihrer völligen Armuth dem Staate wie der Heimatgemeinde erhebliche Kosten verursachen

würde, dürfte nach Möglichkeit zu befördern sein, und zwar umso mehr, als die Weidemann, selbst wenn sie arbeiten wollte, ihres äußerst schlechten Rufes wegen Arbeit nicht finden, mithin hier kaum die Möglichkeit einer redlichen Existenz haben würde.“ Die letzten Auswanderungen von Corrigenden aus Bevern erfolgten 1871. Es handelte sich um 8 ehemalige Insassen der Besserungs-Anstalt, für die 260 Taler für die Überfahrt bereits bewilligt und ausgezahlt worden waren. Wegen des Krieges kamen die ehemaligen Corrigenden aber von Bremen wieder zurück. Erst als 54 Taler nachgezahlt worden waren, konnten sie ihre Überfahrt nach Amerika antreten.

Quelle:

Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 12 A Neu Fb 5 Nr. 3278 (Acta Beschwerden amerikanischer Behörden, die Übersiedlung hiesiger Verbrecher und Corrigenden nach Nordamerika betreffend).

Katalogisierung mittelalterlicher Handschriften in Privatbesitz

Wir sind von der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel gebeten worden, unseren Lesern den folgenden Aufruf zur Handschriften-Katalogisierung in Niedersachsen bekanntzugeben:

„Das Land Niedersachsen hat zum 1. Oktober 1971 an der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel eine Arbeitsstelle zur zentralen Erfassung und Erschließung der mittelalterlichen Handschriften in Niedersachsen eingerichtet.

Es sollen alle mittelalterlichen Handschriften gesichtet werden, die sich in staatlichen, städtischen und kirchlichen Bibliotheken, Archiven, Museen, Sammlungen und anderen (auch privaten) Einrichtungen befinden. Dadurch sollen bisher nicht oder wenig bekannte Handschriften der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht werden. Im Laufe der Jahre wird somit ein umfassendes Verzeichnis aller mittelalterlichen Handschriften Niedersachsens entstehen.

Die Bibliothek bittet alle Institutionen, die mittelalterliche Handschriften besitzen, die Bearbeiterin Frau Dr. Doris Fouquet bei dieser auch für die Landesgeschichte wichtigen Forschung in jeder Weise zu unterstützen.“

Neues heimatliches Schrifttum

Heinrich Heike-Cramm: Auswahl aus dem Wortschatz der plattdeutschen Sprache in Groß Gleidingen und Umgebung. Als Manuskript vervielfältigt vom Landkreis Braunschweig 1970. 43 S. DIN A 4.

Der Verfasser, der seit vielen Jahren schon als Mitglied des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz sein starkes Interesse an Heimatforschung und Heimatpflege bekundet hat und von 1966 an auch dem Braunschweigischen Landesmuseum bei der Sammlung alter landwirtschaftlicher und hauswirtschaftlicher Geräte zur Ausstattung des Bauernhausmuseums in Bortfeld mit ungewöhnlichem Eifer und Erfolg behilflich ist, gibt mit der vorliegenden Veröffentlichung ein weiteres, nachahmenswertes Beispiel dafür, was ein weitblicken-

der und verantwortungsbewußter Heimatfreund auf dem Dorfe tun kann, um schwindende ländliche Kulturüberlieferungen dokumentarisch festzuhalten und der Nachwelt zu überliefern.

Mit der alten Volkssprache seines Geburtsortes Köchingen und seines späteren Wohnortes Groß Gleidingen von klein auf vertraut, hat er in den letzten Jahren alles niedergeschrieben, worauf er sich aus seinem eigenen Sprachgebrauch und dem der noch plattdeutsch sprechenden alten Generation seiner Dorfgenossen besinnen konnte. Natürlich konnte daraus nicht ein systematisches Mundartwörterbuch hervorgehen, dessen Abfassung ja einer jahrzehntelangen Vorarbeit bedurft hätte. Aber auch als „Auswahl“, wie der Verfasser seine Veröffentlichung in bewußter Selbst-

bescheidung nennt, ist diese ein wertvoller Beitrag zur ostfälischen Mundartforschung geworden. Das Verzeichnis des eigentlichen Wortschatzes ist nicht fortlaufend alphabetisch angeordnet, wie es bei den landläufigen Wörterbüchern üblich ist, sondern untergliedert nach den Sachgruppen „Tiere“, „Pflanzen und Pflanzenteile“, „Hof, Haus, Stall, Scheune, Feld, Wiese“, „Bäuerliche Arbeitsgeräte und Geräteteile“, „Möbel, Hausrat, Küchengeräte“, „Mensch, Kleidung, Krankheiten“, „Nahrungsmittel“, „Kinderspiel und Spielzeug“, „Berufe“, „Tage, Monate, Zahlen“, „Ortsnamen“, „Eigennamen“, „Vornamen“, „Allgemeine Wörter“, „Eigenschaftswörter“, „Tätigkeitswörter“. Auch eine tabellarische Übersicht über die Beugung der Tätigkeitswörter ist beigegeben.

Die Gliederung des Wortschatzes nach Sachgruppen verrät einen ausgeprägten Sinn für kulturgeschichtlich-volkskundliche Zusammenhänge. Volkskundlich ergiebig sind neben dem rein Sprachlichen auch die auf das eigentliche Wörterverzeichnis folgenden Abschnitte „Sprichwörter“, „Drastische Vergleiche“, „Typische Redewendungen“, „Kinderreime und Kinderspiele“ sowie „Lauter bunte Reime“. Aus ihnen sowie aus den abschließenden Kurzerzählungen anekdotischen Inhalts aus dem Dorfleben in Groß Gleidingen gewinnt der Leser eine eindrucksvolle Vorstellung von der Ausdrucks-, Denk- und Empfindungsweise des ostfälischen Landvolkes in seiner Vätersprache.

Möge die beispielhafte Arbeit von H. Heike-Cramm recht viele Heimatfreunde in anderen Dörfern unseres Bezirks dazu anregen, es ihm nachzutun und für ihren Ort mit Unterstützung ihrer Gemeinde- oder Kreisverwaltung etwas Ähnliches zu schaffen, solange es dazu noch Zeit ist! Die Nachwelt wird es ihnen danken. Flehsig

W. Kremser, Die Erhaltung und Pflege kulturhistorisch bedeutsamer Waldbilder als gesellschaftliche Aufgabe. Rotenburger Schriften Heft 33. (15 S. 3 Abb.).

Anhand zahlreicher, meist weniger bekannter Beispiele aus Geschichte und Literatur geht der Verfasser mit der ihm eigenen Prägnanz und seinem geschliffenem Stil dem Verhältnis Mensch und Wald, mate-

riell wie in geistiger Beziehung, nach, wobei die wechselseitigen Beziehungen und Auswirkungen verschiedener Zeitabschnitte stichpunktartig beleuchtet werden. Die Ausführungen gipfeln in der Forderung der Erhaltung für unseren Raum typischer überkommener Waldbilder, wie sie z. T. noch vorhanden sind, aber einer rationellen Wirtschaft zum Opfer fallen könnten. Die Schrift verdiente Verbreitung vor allem bei Pädagogen, Biologen und Historikern und ein Echo, das die Nds. Landesforstverwaltung veranlassen müßte, mehr vielleicht noch als bisher sich dieser besonderen Waldbilder anzunehmen. K. Schmidt

Niederdeutsche Dichtung auf Schallplatten. Wibbelt-Lieder. Schallplatte mit 5 Liedern des plattdeutschen Dichters Augustin Wibbelt, vertont von Bernward Lamers, gesungen von Bernhard Kösters, begleitet von dem Frankfurter Streicher- und Bläser-Ensemble. Verlag Quadriga-Ton, Frankfurt. Bestell-Nr. Qu 507. 8,— DM.

Zum 20. Todestage des bedeutendsten westfälischen Mundartdichters der letzten Jahrzehnte erschienen zum ersten Male Vertonungen einiger seiner Gedichte auf Schallplatte, und zwar „Maria Moder“, „De leste Minneweh“, „Wenn ick wuß“, „Wir sagen Dank“ und „Das Wassertröpflein“. Möge diese Veröffentlichung dazu beitragen, die Sprachkraft und Gefühlsinnigkeit Wibbels, dem nach dem letzten Kriege der „Annette-von-Droste-Preis“ der Provinz Westfalen verliehen wurde, auch über Westfalen hinaus den Freunden niederdeutscher Sprache und Art näher zu bringen und sie zum Lesen seiner Bücher anzuregen.

Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß seit einiger Zeit eine Schallplattenreihe „Niederdeutsche Stimmen“ im Verlag Schuster, 295 Leer, Postfach 944 erscheint, die Langspielplatten von je etwa 32 Minuten Spieldauer zum Preise von 16,— DM enthält. Erschienen sind bisher 14 Platten mit Texten von John Brinckmann, Gorch Fock, Klaus Groth, August Hinrichs, Christian Holsten, Rudolf Kienau, Walter A. Kreye, Fritz Reuter, Alma Rogge, Heinrich Schmidt-Barien, Wilhelmine Siefkes und Wilhelm Wissner. Die Reihe wird fortgesetzt. Fle.

Wir sind den Wünschen
aus unserem Kundenkreis
gern nachgekommen
und haben die beliebte
Braunschweig-Mappe neu aufgelegt.

Ab sofort wieder erhältlich:

BRAUNSCHWEIG

FEDERZEICHNUNGEN
VON GUSTAV RÜGGERBERG

Diese Mappe im Format
25 x 35 cm enthält
21 Motive aus dem
alten Braunschweig.

Die Blätter erfreuen sich
besonders deshalb
so großer Beliebtheit,
weil sie sich sehr gut
zur Rahmung eignen.

Preis: 24,— DM

Zu beziehen durch
den Buchhandel
oder direkt beim Verlag.



WAISENHAUS-BUCHDRUCKEREI
UND VERLAG

33 Braunschweig
Waisenhausdamm 13
Telefon 4 94 44

